

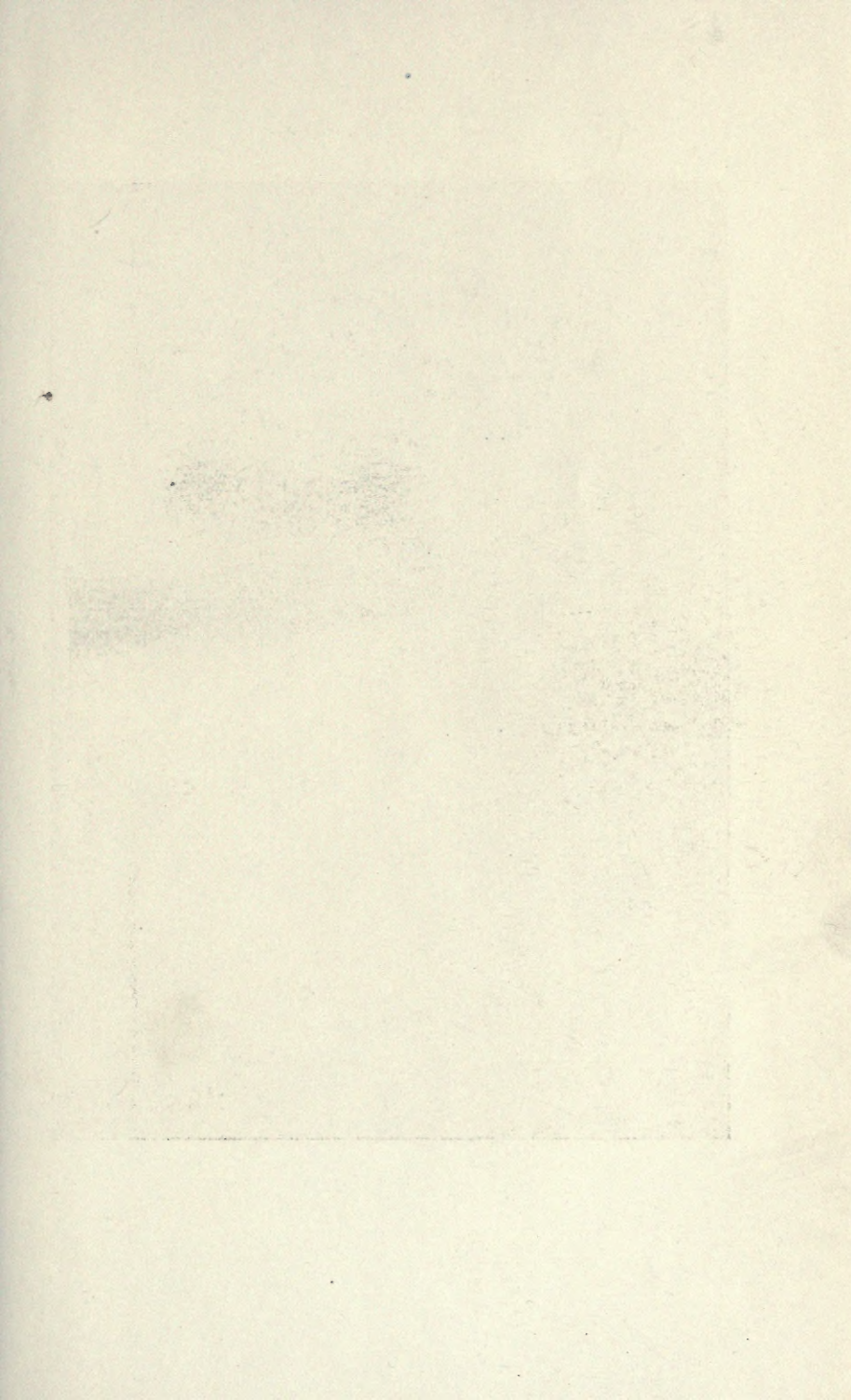


Otto Ludwig / Werke / Zweiter Band

Die Heitererei und ihr Widerspiel

com

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARY





Otto Lütkenfeld.

Otto Ludwig Sämtliche Werke

unter Mitwirkung des

Goethe- und Schiller-Archivs

in Verbindung mit

Hans Heinrich Vorchardt, Conrad Höfer, Julius Petersen,

Expeditus Schmidt, Oskar Walzel

herausgegeben von

Paul Merker

Zweiter Band

166510
25/10/21

1 · 9 · 1 · 2

München und Leipzig, verlegt bei Georg Müller

Otto Ludwig
Die Heiterkeit
und ihr Widerspiel

herausgegeben

von

Paul Merker

1 · 9 · 1 · 2

München und Leipzig, verlegt bei Georg Müller

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

PHILOSOPHY DEPARTMENT
1100 EAST 58TH STREET
CHICAGO, ILLINOIS 60637

PHILOSOPHY

PHILOSOPHY DEPARTMENT

Einleitung

Ein oft zitiertes Selbstzeugnis, in dem sich Otto Ludwig Rechenschaft über den Vorgang seines künstlerischen Schaffens gibt, scheint deutlich den dramatischen Grundzug seiner poetischen Veranlagung zu erweisen. Von gewissen Stimmungerscheinungen begleitet stellen sich, wie er an dieser interessanten Stelle seiner Studien ausführt, seinem inneren Auge zunächst einzelne Figuren oder ganze Gruppen in charakteristischer Haltung dar, an die sich weitere Gestalten und Situationen in plastisch-mimischer Deutlichkeit anschließen, während der epische Gang der Handlung, der „Kausalerus“ zwischen den Einzelbegebenheiten ihm erst nachträglich zum klaren Bewußtsein kommt. Das szenisch-dramatische Moment ist also das primäre, das epische folgt erst an zweiter Stelle nach. So wird es verständlich, daß Ludwig mit instinktiver Überzeugung und einem hohen Glauben an seine dramatische Begabung das Theater als sein eigentliches Element ansah und ihm je länger je mehr seine beste Kraft widmete. Sehr zum Nachteil seiner epischen Produktion, die nur in seinen Jugendjahren eine selbständige Stellung innerhalb seiner Lebensarbeit einnimmt, späterhin dagegen nur zeitweise und mehr aus äußeren Gründen sein dramatisches Schaffen unterbricht. Und doch steckte in Otto Ludwig unverkennbar ein starkes episches Talent, dem er in reiferen Jahren in verhängnisvoller Selbstverkennung zu wenig Gelegenheit sich auszureifen gab, wengleich die natürliche Veranlagung immer wieder zum Durchbruch kam. Denn so sehr er das Drama bevorzugte und so heiß er auf diesem Gebiete einen Erfolg ersehnte, so läßt sich an der Hand des noch ungedruckten Briefwechsels eine, wenn auch zum Teil nur widerstrebend anerkannte Neigung zur epischen Darstellung durch sein ganzes Leben hin verfolgen.

Nachdem für den jungen Ludwig, der längere Zeit zwischen Musik und Dichtung unentschieden schwankt, die Oper ein neutrales Gebiet zwischen beiden Künsten abgegeben hatte, ist nach dem endgültigen Übergang zur Poesie zunächst die Novelle sein eigentliches Feld. Neben vereinzelt dramatischen Versuchen entstehen in der ersten Hälfte der vierziger Jahre jene sechs Jugenderzählungen (vgl. I. Band), die trotz mancher Einzelheiten in Stil und Motiven, die bereits den späteren Realisten ahnen lassen, überwiegend noch in den Bahnen der Romantik wandeln und den Einfluß Tiecks und Hoffmanns unverkennbar zeigen. Eine Fülle weiterer epischer Pläne dieser Zeit, die in verschiedenen Entwicklungsstadien in den Skizzen- und Planheften vorliegen, gelangte dagegen nicht zum Abschluß, obwohl einzelne dieser Novellen wie die mehrfach umgearbeitete Kleinbürgergeschichte „Dämon Gold“ und die breit angelegte, als Sammelbecken für eine Menge kleinerer Romanmotive dienende Rahmenerzählung „Der neue Don Quixote“ den Dichter längere Zeit beschäftigt zu haben scheinen. Dabei ist es für den späteren Verfasser der „Heitererei“ nicht unwichtig, daß bereits dieser letztere, auch unter den Namen „Limbacher Novelle“ und „Der Kandidat“ auftauchende Roman Gestalten und Erinnerungen aus dem Thüringer Wald verarbeiten sollte.

Aber auch als nach der Mitte der vierziger Jahre, durch die ersten Berührungen mit Dresden gefördert, die dramatische Produktion eine wachsende Bedeutung für Ludwig gewann, hören wir mehrfach von episch-novellistischen Plänen, ja es kamen, wie späterhin noch wiederholt, vorübergehend Zeiten, in denen er auf diesem Gebiet seine spezielle Begabung zu finden meinte. Nachdem schon am 17. Januar 1845 ein Brief an Ambrunn von der Arbeit an einigen neuen Novellen gesprochen hatte, schreibt er am 17. März diesem väterlichen Freunde in die Heimat: „Ich glaube, daß der humoristische Roman mein eigentliches Feld ist; meine ganze Natur und die meisten meiner Studien stimmen vor allem zu dieser Gattung.“ Von dem bei dieser Gelegenheit erwähnten humoristischen Roman, unter dem augenscheinlich das längere Zeit geplante „Schulmeisterleben“ zu verstehen ist, berichtet mit näheren Ausführungen über

die Art dieser Gattung auch ein Ostern 1845 an die Braut gerichteter Brief, in dem es heißt: „Hab' ich doch in diesem Monat nebst andern Dingen einen ganzen großen humoristischen Romanplan von 57 Kapiteln entworfen und das erste Kapitel heute schon ausgearbeitet. Der humoristische Roman, das ist: der aus tragischen und komischen Elementen innig gemischte, paßt für meine Natur und Gesundheit am besten. Es ist soviel tragisches Element darin, daß einem die Arbeit nicht uninteressant wird und doch soviel komisches dazwischen, daß man darin von jenem ausruhen kann. Dabei ist eine Gemütsstiefe und ein Phantasieschwung drin zu entwickeln wie in keiner andern Art, und Gewalt über die Sprache kann sich auch nirgends glänzender zeigen.“ Von jenem idyllischen, in Jean Pauls Manier geplanten Schulmeisterroman ist auch in den Briefen der nächsten Zeit noch mehrfach die Rede. Schon im folgenden Jahre aber taucht in einem Brief an Ambrunn vom 28. März 1846 ein neuer Plan auf, der offenbar das epische Seitenstück zu dem im vorhergehenden Sommer begonnenen, dann aber aus politischen Gründen wieder fallengelassenen Drama „Friedrich II.“ darstellt und aus historischen Studien zur Geschichte der schlesischen Feldzüge des Preußenkönigs erwachsen war: „Jetzt hab' ich einen Schulmeisterroman in Arbeit, nach dessen Beendigung ich einen historischen Roman beginnen will, der auf den Gütern des Barons von Barkotsch in Schlesien zur Zeit des Siebenjährigen Krieges spielen wird.“ Bezeichnenderweise spricht er dabei (14. April 1846 an Ambrunn) von seinem „ersten historischen Roman“ und läßt damit die Absicht, weitere folgen zu lassen, durchblicken. Obwohl schon eine Reise nach Schlesien erwogen wird, um Lokalstudien für diese Erzählung zu machen, scheint jedoch auch dieser epische Plan nicht über Vorarbeiten hinausgekommen zu sein. Im folgenden Jahre sehen wir dann den Dichter, den die politischen Vorgänge der Zeit achtsamer auf die umgebende Welt gemacht hatten, sich mit einem neuen großen Gedanken tragen. In einem Brief an Ambrunn vom 27. September 1847 begründet er das Verfagen seiner lyrischen Muse damit, daß er „durch Arbeiten und durch Vorstudien zu einem humoristisch-satirischen Roman, der

unsere ganze Zeit mit all ihrer kalten Glut und Verwirrung abzeichnen soll, absorbiert“ sei. Mit dem Berrauschen der politischen Stürme und einer kaltblütigeren Beurteilung der Revolutionsbewegung verliert jedoch auch dieser aus der Zeitströmung geborene Romanplan des Dichters Interesse. An Stelle eines umfassenden Gesamtbildes deutschen Lebens der Gegenwart reizt ihn die provinziell gebundene Erzählung, und so hören wir in einem Briefe an den Jugendfreund Schaller vom 11. Januar 1848 wiederum von der Absicht, einen „Thüringewaldroman zu schreiben, der alle Arten von Geistlichen und Gläubigen schildern soll.“

Dann aber drängte die Arbeit am „Erbförster“ und an den „Makkabäern“ und das in der Verbindung mit Eduard Devrient gehobene Interesse am Theater für einige Jahre die epischen Pläne zurück, bis Anfang und Mitte der fünfziger Jahre, nicht ohne den anregenden Einfluß des engen Verkehrs mit Berthold Auerbach, diese wieder mehr in den Vordergrund rücken und es Ludwig gelingt, wenigstens zwei große Entwürfe zum Abschluß und zur Veröffentlichung zu bringen. Schon am 11. Februar 1851 hatte ein Brief der Braut gemeldet: „Die Makkabäerin hab’ ich freilich einstweilen beiseite getan und brüte über Erzählungs- und heiteren Dramenstoffen, ich möchte auch gern einmal ein Bild ohne Schatten malen . . . Diesen Sommer werd’ ich Erzählungen schreiben und bei Gelegenheit die Makkabäerin fertig machen.“ Und wiederum sind es Erinnerungen an seine thüringischen Waldgebirge, die ihm bei solchen literarischen Plänen lockend vor der Seele stehen, gewann Ludwig doch gerade in dieser Zeit nach Jahren einer leisen Entfremdung wieder ein inneres Verhältnis zur Heimat, so daß selbst die Absicht einer Übersiedlung nach Eisfeld oder Weimar vorübergehend auftaucht. Wie schon früher wiederholt ist es abermals der Gedanke eines thüringischen Lokalromans, der seine Phantasie reizt. „Ich möchte überhaupt“, schreibt er dem alten Ambrunn am 15. Dezember 1851 aus Dresden, „einiger Erzählungen wegen, die auf dem Thüringer Walde vorgehn sollen, diesen ein wenig studieren; es muß da manches ganz Originale von Menschen und Zuständen sich finden. Ich kann sagen,

ich sehne mich nach Dir und den Ortlichkeiten, die die Szene meines Kinderlebens waren.“ Dem Plane, im folgenden Sommer „an einigen Novellen auszuruhen,“ sollen selbst die Eisfelder Freunde Vorschub leisten, indem an sie die Bitte ergeht (an Ambrunn, Dezember 1851), interessante Züge aus dem Leben und Treiben der thüringischen Waldbewohner für den fernen Heimatgenossen zu fixieren. Die glückliche Jungheemannsstimmung des folgenden Jahres brachte zwar mit der Vollendung des Makkabäerdramas auch einen neuen Erfolg auf dramatischem Gebiete. Gleichzeitig aber legten die erhöhten Anforderungen seines jungen Hausstandes dem Dichter die Pflicht nahe, seine schriftstellerische Tätigkeit etwas ertragreicher zu gestalten und nach dem Kate Auerbachs, dessen Dorfgeschichten dem Verfasser eben damals Ruhm und reiche Einnahmen brachten, sich der Erzählung zuzuwenden, um damit, wie Ludwig im Juli 1853 launig an Devrient schreibt, „künftigen dramatischen Produktionen eine Milchkuh zu erziehn.“ So macht er denn etwa seit Ende dieses oder Anfang nächsten Jahres mit dem langgehegten Gedanken eines Heimatromans Ernst. Das Beispiel Jeremias Gotthelfs schwebt ihm vor und der Gedanke, mit einer bodenständigen Erzählung ein Stück alter Zeit in die immer mehr nivellierende Zukunft zu retten, wirkt dabei anfeuernd mit.

Da der Boden für die Ausarbeitung der „Heiteretei“ durch frühere epische Pläne wohl vorbereitet und das dörflich-idyllische wie humoristische Genre dem Dichter durch ältere Versuche vertraut war, andererseits die häufige Aussprache mit Auerbach anregend wirkte, kam die Erzählung in verhältnismäßig kurzer Zeit zum Abschluß, zumal Ludwig darin nur eine Nebenarbeit sah, die er gewissermaßen „hinter seinem Rücken“ schreibe. Die genauere Entstehungs- und Druckgeschichte läßt sich an der Hand der Briefe und des Hauskalenders*) ziemlich deutlich verfolgen.

Die Anfänge reichen in den Beginn des Jahres 1854 zurück, wie ein Brief aus Dresden an Ambrunn vom 11. Februar 1854 zu er-

*) Dessen Notizen über die Heiteretei Herr Geheimrat Walzel freundlichst zur Verfügung stellte.

weisen scheint, in dem Ludwig eingehender auf seine gegenwärtigen Arbeiten und Pläne zu sprechen kommt: „Die hiesige Gegend ist von der Bildung der Residenz angesteckt, es ist an originale Sitten und Denkart nicht zu denken. Ich mußte, um eine Novelle schreiben zu können, mich in der Erinnerung in meine Heimat versetzen. Das wurde mir sehr schwer, weil die charakteristischen Wendungen der Sprache und alles andere, worauf's hier ankommt, mir fast aus dem Gedächtnisse verschwunden ist und, was ich noch wußte, mir nicht leicht genug befiel. Man will einmal nicht bloß Ersonnenes mehr; es soll eine Erzählung jetzt durchaus einen realistischen, sozialhistorischen Grund und Boden haben. Und der Thüringer Wald ist noch gar nicht ausgebeutet; dort steht eine unendlich reiche Ernte für einen beobachtenden Kopf und eine geschickte Hand.“

Bereits im April 1854 konnte er Ambrunn von dem baldigen Debüt als Novellist berichten, das „hoffentlich nicht ohne Erfolg“ sein werde. Für die Beendigung der Erzählung gibt dann ein Brief an Devrient vom 2. Juni 1854 Aufschluß, in dem sich Ludwig, bereits wieder mit dem Agnes Bernauer-Drama beschäftigt, seines langen Schweigens halber entschuldigt, das durch eine Arbeit verursacht gewesen sei, „welcher Ihre Briefe und die dadurch mit Gewalt wiedererweckte Lust zu dramatischem Schaffen eine Todesursache vor der beendeten Geburt werden konnte.“ Da der vorhergehende Brief an Devrient vom 19. April von einer solchen Hochdruckarbeit noch nichts erwähnt, ist wohl die Annahme gerechtfertigt, daß die eigentliche Ausführung der „Heiteretei“ der zweiten Hälfte des April und dem Mai 1854 zufällt, während die Skizzen und Entwürfe den ersten Monaten des Jahres anzugehören scheinen.

Aus jenem Brief an Devrient vom 2. Juni geht weiterhin hervor, daß Auerbach den „Verschleiß“ übernommen hatte. Dieser gestaltete sich indessen nicht so leicht, da die „Heiteretei“ eine größere Ausdehnung gewonnen hatte, als es ursprünglich im Plane Ludwigs lag, und die „Produktion mit ihm durchgegangen“ war (an Ambrunn, Herbst 1855). Noch jahrelang später stand dem Dichter „das Luxurieren ad mod. der Heiteretei“ warnend vor Augen (an Ambrunn, 8. April

1861). Nach einem vergeblichen Versuch, die Erzählung bei seinem eigenen Verleger Cotta anzubringen, wandte sich Auerbach Anfang Juli an Dumont, den Verleger der Kölnischen Zeitung, und erhielt, laut einer Notiz des Hauskalenders, dem auch die weiteren Angaben über die Druckgeschichte entstammen, am 18. Juli 1854 die Mitteilung, daß Dumont bei der „mit wahrhaftem Vergnügen“ unternommenen Lektüre das „Urteil über deren Vollkommenheit vollkommen bestätigt“ gefunden habe und bereit sei, die Erzählung Ludwigs aufzunehmen; freilich werde infolge laufender Verträge und des bedeutenden Umfangs der „Heiteretei“ der Abdruck erst im folgenden Jahre möglich sein; an Honorar würden vier Taler pro Spalte von 120 Zeilen (10 Friedrichsd'or pro Vogen) vergütet werden. Nachdem Ludwig sich dann nach einer mehr als einjährigen Zwischenzeit im November 1855 nochmals der Redaktion in Erinnerung gebracht und diese am 1. Dezember zusagend geantwortet hatte, begann am 5. Dezember der Abdruck im Feuilleton der Kölnischen Zeitung unter dem Titel: „Die Heiterethei. Eine Kleinstadtgeschichte von Otto Ludwig.“ Für den Anklang, den der Dichter damit im Publikum fand, ist es bezeichnend, daß bereits am 8. Dezember eine Anfrage von J. J. Weber in Leipzig eintraf, ob er den Verlag dieses Werkes erhalten könne. Da Ludwig darauf nicht antwortete, erhielt er nach beendetem Abdruck in der Kölnischen Zeitung am 1. März 1856 nochmals einen Brief von Weber, mit dem Bemerkten, daß aus dem Schweigen des Verfassers wohl bereits eine anderweitige Verfügung über die „Heiteretei“ zu entnehmen sei. Ludwig teilte ihm darauf halbauseweichend mit, daß er darüber noch keinerlei Bestimmungen getroffen habe; gleichwohl aber scheint diese erneute Anfrage ihm den Gedanken wieder näher gebracht zu haben, von der Erzählung noch eine Buchausgabe zu veranstalten. Deshalb wandte er sich nochmals an den Verleger der Kölnischen Zeitung mit der Bitte um Zusendung des ihm seinerzeit versprochenen Abdruckes, ehe „die übrigen Exemplare des letzten Halbjahrganges vom Lager geräumt“ würden. Diese Notiz des Hauskalenders ist zwar undatiert, scheint aber den Schluß zu erlauben, daß diese Mahnung in den Sommermonaten 1856 erfolgte.

Inzwischen hatte Ludwig einen neuen glücklichen Wurf mit dem Roman „Zwischen Himmel und Erde“ getan, der im Juni 1856 bei Meidinger in Frankfurt erschienen war und alsbald großen Beifall erntete. Am 10. Februar 1857 bot Ludwig diesem Verleger auch die „Heiteretei“ an. Dagegen scheint er eine Anfrage des Prager Buchhändlers J. L. Cober, der in einem Schreiben vom 18. Februar die Erzählung gleichzeitig für das österreichische Publikum erwerben wollte, aus Rücksicht auf den Frankfurter Verlag abgelehnt oder ignoriert zu haben. Nachdem im März die kontraktlichen Verbindlichkeiten festgelegt waren und Ludwigs Forderung, für die „Heiteretei“ dieselben Bedingungen wie für den Roman „Zwischen Himmel und Erde“ zu erhalten (Ludwig an Auerbach, 11. März 1857, vgl. auch 13. März 1857), Zustimmung gefunden hatten, sandte Ludwig am 28. April 1857 das Exemplar der Kölnischen Zeitung mit den vorgenommenen geringfügigen Änderungen und dem Bemerkten, daß „die Vorrede und die andere Geschichte [d. h. das Widerspiel] bald folgen“ werde, an Meidinger und erhielt bereits Anfang Mai von der Darmstädter Druckerei Leske die ersten Korrekturbogen. Den Ertrag der Erzählung hat Ludwig, der sich gerade in dieser Zeit öfters in Geldverlegenheiten sah, selbst folgendermaßen im Hauskalender zusammengestellt:

Von Dumont für die Heiteretei [9585 Zeilen]

vor dem Abdruck 280 Th.

nach dem Abdruck 39 „ 15

319 Th. 15

Von Meidinger für die Heiteretei und ihr Widerspiel 250 Th.

Trug mir also die Heiteretei Sa. 569 Th. 15

Den Ausführungen über die äußere Entstehungsgeschichte mögen einige Hinweise auf die innere Entwicklung der Erzählung folgen. So sehr Ludwigs Kunst immer mehr von dem romantischen Charakter seiner Jugendnovellen fortstrebend einer realistischen Linienführung zuneigt und an Wirklichkeitsinn gewinnt, kein anderes seiner Werke ist so aus dem Leben gegriffen und hat so viel Bodenständig-Urwüchsiges an sich wie gerade die „Heiteretei“. Bei aller leisen Stilisierung,

die die Erzählung gleichwohl in eine höhere Sphäre hebt, scheint über dem Ganzen ein Hauch unverfälschter Natur und Ursprünglichkeit zu liegen. So wenig auch der Dichter seiner ganzen Art nach sich in breitausgeführten Naturschilderungen ergeht, ist es, als ob der Duft der thüringischen Waldgebirge dem Leser entgegenströmte. Sind es doch alte, in treuem Herzen gehegte Erinnerungen an seine thüringische Heimat mit ihren herben, in sich gefehrten Charakteren, ihren knorrigen, selbstzufriedenen Gestalten und ihrem Schatz an alten Sagen, die Otto Ludwig hier die Feder führten und seine langjährige Absicht, das Leben und Treiben der Bewohner Thüringens poetisch zu verwerten, verwirklichen halfen. Freilich ist es kein bloßes Nachzeichnen der Natur, sondern nach echt künstlerischer Technik ein phantasiévollcs Ausmalen, Vertiefen und Komponieren realer Verhältnisse.

Für die Hauptperson selbst wird dies durch zwei Briefstellen bezeugt, die uns einen erwünschten Einblick in die Werkstatt des Dichters gestatten. Im Herbst 1855 schreibt Ludwig an Ambrunn: „Dies Frühjahr hab' ich eine Novelle geschrieben „Die Heiteretei“. Der Name wird Dir bekannt vorkommen. In oder um Eisfeld hat's einmal eine Person gegeben, vom Volksmund so getauft. Ich habe von dieser nur den Namen, weil er so bezeichnend, und die Anekdote von dem eisenbeladenen Schiebkarren, die sich im Sensenhammer bei Koburg zugetragen haben soll, adoptiert. Die Geschichte ist humoristisch-phantastisch geworden, weil ich mich ganz dabei habe gehen lassen.“ Weiteren Aufschluß aber bietet dann ein Brief vom September 1858, aus dem hervorgeht, daß jene Eisfelder Lokaltradition mit Erinnerungen aus der Saalfelder Gymnasiastenzzeit des Dichters zusammenfloß, so daß der Name und ein Teil des äußeren Tatsachenmaterials zwei verschiedenen Quellen entstammt, zu denen Ludwig als wichtigste Komponente die psychologische Analyse und Seelenschilderung fügte. Wenn somit die beiden Hauptgestalten der Heiteretei und des Holders-Fritz trotz aller Anlehnung an die Wirklichkeit als geistiges Eigentum des Dichters zu beanspruchen sind, so mag in den Nebenpersonen, die ohne selbständige Entwicklung als gegebene Faktoren fördernd oder hindernd den Gang der Ereignisse begleiten,

eher ein Portraitieren nach der Natur Platz gegriffen haben. Mochte es doch in einem weltentlegenen Landstädtchen wie Eislefeld nicht an originalen Räuzen beiderlei Geschlechts fehlen und war es doch schon eine Lieblingsbeschäftigung des jungen Ludwig, hinter dem Ladentisch seines Oheims die Charaktere der Kunden zu studieren.

Wie nahe in dieser Hinsicht Wahrheit und Dichtung nebeneinander lagen, scheint wiederum jener Brief an den alten Ambrunn vom September 1858 zu erweisen, der gerade mit seiner offenkundigen Bestimmung für weitere Kreise der Heimatgenossen und seinem fast ängstlichen Bemühen, allen schon gemachten und noch möglichen Ausdeutungen die Spitze abzubrechen, bezeugt, daß genug solcher Beziehungen vorgenommen worden waren und der Dichter vielleicht doch nicht ein ganz reines Gewissen hatte. Trotz seines größeren Umfanges mag dieser für die Quellenfrage der „Heiteretei“ wichtigste Brief hier folgen, soweit er für die Erzählung in Frage kommt: „Das Etwas, von dem ich eben sprach, ist ein Büchlein, welches zwei Erzählungen enthält „Die Heiteretei und ihr Widerspiel“. Die Heiteretei war schon früher in der Kölner Zeitung gedruckt, Meidinger hat sie nebst der andern Geschichte als Buch verlegt, und Du hättest dieses schon lange; aber erstlich mußte ich selbst auf meine Freieremplare lange warten, dann fürchtete ich, die Eislefelder möchten mehr hineinlesen, als darin steht, wie es schon vor etwa zehn Jahren oder darüber mit dem Vorspiel zum alten Fritz „Die Schlacht von Lorgau“ geschah Nun sind besonders in der „Heiteretei“ manche Eislefelder Redensarten, auch Ortsbenennungen, z. B. die Städel, die Zehnt, die Herrenmühle pp. vorhanden, was ganz einfach daher kam, weil ich nicht lange nach solchen Kleinigkeiten suchen mochte und daß ich einen kleinstädtischen Dialekt brauchte, den ich mir nicht erst mühsam erfinden mochte — nun ich nahm den Eislefelder, weil er der einzige ist, den ich kenne. Auf gleiche Weise sind sonst noch manche Züge hineingekommen, von denen ich vielleicht selbst nicht wüßte, daß sie aus meinen Eislefelder Erinnerungen stammten. Nun ist es Menschenart, wenn man einmal solche Züge findet, die man schon kennt, man noch mehre zu finden glaubt und mancherlei findet, weil

man es sucht, nicht weil es wirklich vorhanden wäre. Dasselbe kann soweit getrieben werden, daß man in rein erdichteten Figuren gewisse bekannte Menschen porträtiert zu finden meint, weil ja doch am Ende jede poetische Figur mit wirklichen Menschen Ähnlichkeit haben muß Obwohl viele lokale Benennungen darin in Eisfeld vorkommen, so kommen sie auch an andern Orten vor, und wer sich die Lage von Luckenbach genau vorstellt, wird wohl finden, daß sie nicht die Lage von Eisfeld; wer Saalfeld, Hildburghausen und Schalkau und andere Örter der Gegend kennt, wird auch davon Züge in Luckenbach finden; Luckenbach ist ein Typus einer kleinen Ökonomiestadt, wie es auch hier welche gibt, z. B. Wilsdruf nahe bei Dresden pp. Die Gestalt der Heiteretei ist mein eigen, wenn auch der Name und die Anekdote mit dem Schubkarren Eisfelder Tradition ist. Das Häuschen der Heiteretei stand in Saalfeld, zu der Zeit, wo ich dort auf dem Lyceum war, und zwar etwa so unterhalb des Gerhardschlößchens, wie im Buche das Häuschen der Heiteretei unter dem Gringel steht. Dies Saalfelder Häuschen wurde von einer Weibsperson bewohnt, die den Spitznamen Mepp hatte und sonst durchaus mit meiner Heiteretei nichts gemein hatte. Sie war eine liederliche Person und damals schon ziemlich alt und dabei häßlich. Ich selbst habe sie öfter bei Spaziergängen an der Saale, woraus im Buche der Zehntbach geworden ist, der in Eisfeld nicht existiert, durch die großen Löcher in der Lehmwand in ganzer Figur gesehen, wie sie an ihrem alten Tische saß auf ihrem einzigen Stuhl und dem Spotte der Vorübergehenden trotzte, woran es natürlich nicht fehlte. Auch von den übrigen Personen ist keine ein Eisfelder Porträt, sie sind sämtlich typische Gestalten, von der jede kleine Stadt, fast jedes Dorf individuelle Bewirklichungen aufweisen kann. Wenigen wird es an einer geldstolzen Baltinessin fehlen, einen Duckmäuser wie den Morzenschmied hat jeder Ort, und so weiter. Sollten etwaige falsche Deutungen in der von mir befürchteten Art auftauchen, so hast Du wohl die Güte, den betreffenden Teil dieses Briesleins zur Verständigung mitzuteilen. Ubrigens sind auch weder Sitten noch Menschen in dem Buche mit satirischer Schärfe, sie sind alle mit gutmütigem

Humor geschildert, der keinen Vernünftigen, meinte er auch irrig sich selbst gemeint, verletzen kann. Ja man wird leicht des Verfassers Liebe und Wohlgefallen zu den geschilderten Sitten und Menschen in diesen Schilderungen erkennen.“

Gestalten seiner Phantasie und Heimatserinnerungen zusammenwebend, war Otto Ludwig, wohl vorbereitet durch frühere Versuche auf dem Gebiet humoristisch-idyllischer Darstellung, Anfang 1854 an die Ausführung des Werkes gegangen, das, zunächst mehr aus äußeren Gründen unternommen, ihm bald aufrichtige Freude machte und eine unbekannte Schöpfungslust in ihm weckte. „Wenn man Überschuhe und Burnus im Frühjahr ablegt,“ so schreibt er dem alten Eisfelder Freunde, „so ist's, als wär' man so leicht geworden, daß man Mühe anwenden müsse, um nur auf der Erde zu bleiben, und man läuft unwillkürlich wie ein Schneider, weil man noch nicht gewohnt ist, weniger Kraft anzuwenden und die gewohnte Kraftanstrengung bei verringertem Gewichte ein schnelleres Fortkommen bewirkt, als man vorhat. So ging mir's, als ich mich einmal aus dem dramatischen Joch losschnallte, das weit schwerer als Burnus und Überschuh!“ Es ist nicht ohne Reiz, den Gedankengängen des Dichters zu folgen und an der Hand der erhaltenen Skizzen und Entwürfe, die im Anhang dieses Bandes zum ersten Male veröffentlicht werden, den Konzeptionsvorgang, das Auftauchen und den Wandel der einzelnen Motive zu beobachten.

Tenem zu Anfang dieser Einleitung herangezogenen Selbstzeugnis entsprechend, scheint Ludwig auch hier zunächst die Hauptperson in einer für die weitere Entwicklung charakteristischen Situation vor sich gesehen zu haben. So wenigstens könnte das zu Beginn der Skizzen zusammenhangslos stehende Wort „Alöße“ seine Erklärung finden, indem dieser thüringische Lokalausdruck für Prügelei vielleicht auf den Zweikampf der beiden Hauptgestalten deutet, der in dem ersten Entwurf eine größere Rolle spielt. Damit ist aber zugleich ein Hauptunterschied zwischen der ersten Skizzierung und der späteren Ausführung berührt. Zwar schon die frühesten erhaltenen Aufzeichnungen kennen als Grundmotiv der Erzählung den anfänglichen Gegensatz

und die allmähliche Vereinigung der beiden Hauptpersonen. Aber diese Entwicklung basiert hier noch auf einer rein äußeren, körperlichen Gegnerschaft. Während die endgültige Ausführung den Zwiespalt von vornherein auf seelische Momente stellt und als treibenden Faktor die spöttischen Reden der Heiteretei und die dadurch bewirkte Selbsteinkehr des Holders-Fritz an den Anfang setzt, trägt jener Gegensatz in der ersten Skizze noch das Gepräge einer naiv-rohen Eifersucht auf die gegenseitige Körperkraft und sucht in wirklichen Ringkämpfen seine Befriedigung. Alles ist noch derber, drastischer, unproportionierter. Der wuchtigen Situationszeichnung entsprechend arbeitet die Sprache noch stärker mit dem Dialekt. In die Erlebnisse der beiden rauflustigen, ehescheuen Hauptpersonen sollte zum Schaden der einheitlichen Linienführung die episodische Geschichte eines Freundes eingeschoben werden, die unter Verwertung älterer Märchenmotive ohne allen inneren Zusammenhang mit der Haupthandlung steht. Bald aber gewinnen die skizzenhaften Andeutungen an seelischer Tiefe. Die Heiteretei, die anfangs noch unter dem Schutz einer Mutter stand, wird Bollwaise und mit der völligen Vereinsamung die innere Klärung vorbereitet. An Stelle jener rohen Kraftproben tritt die heutige Eingangsszene mit der Exposition des Charakters der Heldin, die weiterhin in ihrer gefallenen Schwester ein Gegenstück erhält. Die Fürsorge für das Kind der Schwester, die Bauälligkeit des Häuschens, die Sorge um den nötigen Lebensunterhalt, das Gefühl der Verlassenheit, die aufkeimende Eifersucht, alle diese Motive tauchen auf, um die Psychologie der Erzählung zu vertiefen und die Entwicklung auf seelische Momente zu verweisen. Gleichzeitig bleibt das innere Wachstum der Gestalt des Holders-Fritz oder, wie er dort noch heißt, Hanns, etwas zurück, wengleich in dem bereits skizzierten Gespräch mit dem Kinde schon die zarten Töne der späteren Fassung anklingen.

Auf einer zweiten S. 338 Z. 5 einsetzenden Entwicklungsstufe stehen alle jene Motive schon fest. Aber mit der Spottlust des Mädchens, das sich den Männern überlegen fühlt, und seiner fränkenden Äußerung über das leichtfertige Treiben des Burschen tritt von An-

fang an ein Spiel der Charaktere auf, zu dem als weiteres Hauptmotiv die Furcht der Heiteretei vor einem möglichen Racheakt des Beleidigten sich gesellt, während gleichzeitig in dem Verhalten der Leute und den Ausdeutungen zufälliger Begebenheiten ein dritter Handlungsstamm sich ankündigt. Als wesentlichste Bereicherung aber erscheint jetzt jene Katastrophe am Bach und die daraus fließende Reue und seelische Wandlung der Heldin, während gleichzeitig auch dem Innenleben des Holders-Fritz eine größere Aufmerksamkeit zugewandt wird. Von den äußeren Handlungsmotiven treten bereits die Schlussspartien der Erzählung mit den Vorgängen am Abend vor der Hochzeit jetzt deutlicher vor das Auge des Dichters.

Eine dritte S. 342 Z. 28 anhebende Skizzierung hält im wesentlichen an dem geschilderten Gang der Ereignisse fest, beginnt aber bereits mit der detaillierten Durcharbeitung einzelner Szenen. Die aus dem Regenwetter des Gründer Marktes sich ergebenden Situationen werden liebevoll ausgemalt und jene für die weitere Entwicklung maßgebende Zankszene des Holders-Fritz und der Heiteretei im Hohlweg sowie ihre Folgen breiter ausgestaltet. Zur indirekten Charakterisierung werden einzelne Züge eingefügt wie die nächtliche Ackerarbeit der Heiteretei für den Geliebten und das heimliche Aufräumen seiner Werkstatt oder die an dem Nachbarhepaar geweckte Eifersucht des Holders-Fritz.

Auffällig bleibt bei alledem, daß der in seiner Breite oft getadelte dritte Handlungsstamm der späteren Ausführung, die Geschichte der großen Weber, in den Entwürfen noch fast ganz zurücktritt und nur den allgemeinen Hintergrund für das Spiel und Gegenspiel der beiden Hauptgestalten abgibt. Da auch sonst in den Skizzenbüchern nur spärliche Andeutungen über diese späterhin so breit ausgesponnene episodische Nebenhandlung vorhanden sind, ist wohl die Annahme gerechtfertigt, daß den Dichter erst während der eigentlichen Ausführung die Freude an all diesen verschrobene Originalen verführte, ihnen eine größere Anteilnahme an dem Gang der Erzählung zuzuwenden. Von Interesse sind in dieser Hinsicht einige flüchtig hingeworfene Notizen, die offenbar das Konzept eines Briefes darstellen, der vielleicht an Professor Weiße

gerichtet war. Obwohl die Sätze infolge Lädierung des Blattes (Goethe- und Schillerarchiv VII 7) an einigen Stellen Lücken aufweisen, mögen sie hier folgen, da damit ein gewisses Licht auf jene Episode der „Heiteretei“ fällt: „Nun ist's eine Frage, die . . . wie weit der einzelne sich ablösen dürfe vom Ganzen . . . die Welt fügsam anerkennen und wie weit er sich ihr, seine Selbständigkeit und sein wahres Glück während, entgegensetzen dürfe und müsse. Die Frage hängt zunächst von der Beantwortung anderer, z. B. nach der Genesis und daher relativem Wert jener Meinung ab. Die Erfahrung brachte ihre Resultate hinzu. Ohne die eigentliche Absicht, in der Erzählung eine praktische Lösung jenes Problems zu geben, sondern indem die Betrachtung fortwährend auf die Erfindung der Tatsachen einfloß und diese wiederum auf eine Betrachtung in der einmal eingeschlagenen Richtung führte, entstand das wunderliche Ding, zu dessen wüster Form auch der Umstand beitrug, daß ich dabei der Notwendigkeit einer Erholung von angestregten Studien halbwillig nachgab. Die Ausführlichkeit der Wachtstubenweiberunterhaltungen ist nur daraus zu erklären — nicht zu entschuldigen — daß möglichst viele Typen der Genesis der öffentlichen Meinung aus den Bordsätzen des Analogon rationis illustriert werden sollten. Die Figuren teilen sich in zu fügsame Anerkennung und zu trotzige Verächter der öffentlichen Meinung; die letztern werden durch Erfahrung an sich in die richtige Mitte gedrängt. Die andere Erzählung behandelt einen durch körperliche Beschaffenheit. Der Übermut, der in beiden Geschichten besonders die Hauptpersonen beseelt, ist ein speziell thüringischer Zug.“

Bei der Frage schließlich nach dem Verhältnis des Kölner Erstdruckes von 1855/56 zur Buchausgabe von 1857 ist darauf hinzuweisen, daß nur geringfügige Änderungen stattfanden. Von einiger Bedeutung ist höchstens die Streichung der Stellen (vgl. die Lesarten zu S. 103,21, 182,4, 199,18), bei denen der Erstdruck von einer gemeinsamen Kindheit der beiden Hauptpersonen gesprochen hatte, die aber in der Buchausgabe aus Rücksicht auf den sonst anzunehmenden Altersunterschied fallen gelassen wurden.

So selbständig Otto Ludwig in der Dichtung seiner Zeit steht und so wenig er geneigt war, literarischen Modeströmungen seinen Tribut zu entrichten, so ordnet sich doch gerade die „Heiteretei“ einer größeren Gruppe erzählender Werke ein, die in jener Zeit an der Tagesordnung war. Nachdem die Dorfgeschichte im achtzehnten Jahrhundert nur einige verheißungsvolle Anfänge gezeitigt hatte, dann aber in der Oberhofepisode von Immermanns „Münchhausen“ zum erstenmal in klassischer Gestalt erschienen war, rief in den vierziger und fünfziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts das Beispiel Berthold Auerbachs und Jeremias Gotthelfs fast in allen deutschen Gauen Darstellungen ländlichen Lebens hervor. Aber innerhalb dieser Strömung nimmt Otto Ludwig doch eine Sonderstellung ein. Das Schwergewicht liegt bei ihm durchaus auf der psychologischen Schilderung, die darin so weit überwiegt, daß der landschaftliche Charakter mehr als sonst zurücktritt und die thüringische Lokalfarbe nur in den Nebengestalten etwas mehr Bedeutung gewinnt. Von Auerbach, dessen Einfluß Ludwig selbst mehr in dem anregenden persönlichen Verkehr als in der Nachwirkung seiner Schriften erkannte, unterscheidet ihn ein größerer Realismus, der sich ganz in die dämmernden Gemüdstiefen der unteren Volksschichten zu versenken weiß und ohne alle sentimentale Umwandlung dieser Kleinwelt eine liebevolle Aufmerksamkeit zuwendet, sowie das Fernhalten aller sozialen Tendenzen, die bei dem Verfasser der „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ nicht selten zutage treten. Wenn er sich mit Auerbach nur in der gelegentlich hervortretenden didaktischen Neigung berührt, die freilich zu den Eigentümlichkeiten der Dorfgeschichte zu gehören pflegt, so hält er sich doch andererseits fern von der pastoralen Lehrhaftigkeit des von ihm hochgeschätzten Jeremias Gotthelf, dessen lebensvolle, urwüchsige Gestaltungskraft manches mit ihm gemein hat, den er aber an Tiefe der psychologischen Charakterzeichnung und Feinheit der Linienführung übertrifft. Eher könnte der Sinn für die Gemütsseite des menschlichen Lebens und die humoristische Schilderung idyllischer Zustände an Jean Paul erinnern, dessen satirische Schärfe, weiche Stimmungsmalerei und sprunghafte Komposition aber bei

Ludwig vermieden sind. Während somit die Einwirkung der deutschen Vorbilder nicht allzu hoch einzuschätzen ist und die Gemeinsamkeit einzelner Züge mehr zufälliger Natur sein dürfte, muß Dickens ein größerer Einfluß zuerkannt werden. Die Erhöhung der Spannung durch absichtliche Unklarheit beim Abbrechen eines Handlungsstammes, die Charakteristik der Personen durch mehr oder weniger zufällige Außerlichkeiten, die Betonung der Mimik und Geste, die Breite des Dialogs, die Wiederholung stereotyper Redensarten, die Beseelung der Natur, alle diese für Dickens charakteristischen Stilmomente lehren bei Ludwig wieder, der späterhin in den Romanstudien dem englischen Erzähler eine eingehende und begeisterte Würdigung zuteil werden läßt. Freilich ist dabei zu beachten, daß so manche jener Merkmale schon in der Erzählungskunst des jungen Ludwig anzutreffen sind und das englische Vorbild mehr schon vorhandene Neigungen stärkte und wiederbelebte als neu anpflanzte.

Der Beifall, den Otto Ludwig mit der „Heiteretei“ fand, war geteilt. Auf der einen Seite wurden schon früh anerkennende Urteile laut. So gab der Leipziger Philosophieprofessor Christian Hermann Weiße, der bereits 1856 nach der Lektüre des Abdruckes in der Kölnischen Zeitung in einem von Ludwig im Hauskalender kopierten Briefe an Moritz Hendrich seine Freude an dieser Erzählung bekundet hatte, nochmals nach Erscheinen der Buchausgabe seiner Bewunderung Ausdruck in einem im Goethe- und Schillerarchiv (VII 11 e) erhaltenen Briefe (14. Nov. 1857) an den von ihm hochverehrten Dichter, in dem es heißt: „Das Ganze aber der Intuition Ihres Werkes steht, wie ich glaube versichern zu dürfen, mit hinreichender Klarheit vor der Seele, und eben dieses Ganze finde ich ebenso tief in der Anlage wie trefflich, von höchster Wahrheit und Lebendigkeit, in der Ausführung. Eine sittliche Intuition der edelsten gediegensten Art liegt der Erfindung zum Grunde, und die Mittel, welche die Darstellung aufbietet, um diese Idee mit lebendigem Fleisch und Blut zu überkleiden, diese Mittel sind trotz des derben Realismus der Lebenssphäre, aus der sie entnommen sind, doch durch die echte Dichterkraft der Darstellung mit dem Wesen der Idee durchdrungen und

zur Ebenbürtigkeit mit ihr emporgehoben.“ Nicht weniger darf aus den Verlagsanerbieten zweier Verleger ein Rückschluß auf die günstige Aufnahme im Publikum gemacht werden. Dagegen stand ein Teil der literarischen Kritik der Erzählung verständnislos gegenüber, indem sie an der Breite der realistischen Darstellung Anstoß nahm, die nur ein Deckmantel für Erfindungsarmut sei, und eine innere Unwahrheit darin zu finden meinte, da nach ihrer Ansicht die Charakterzeichnung im Widerspruch zur Psychologie ländlicher Kreise stehe. Der Führer dieser kritischen Richtung war Gutzkow, der in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ von 1857 die „Heiterkeit“ völlig absprechend beurteilte, wobei freilich eine persönliche Verstimmung gegen Ludwig mitsprach, da dieser in seinen Dramen Gutzkows Umarbeitungsvorschläge unberücksichtigt gelassen hatte. Indem aber auf der anderen Seite ein so einflußreicher Kritiker wie Julian Schmidt in einer ebenso umfangreichen wie tief gehenden Besprechung in den „Grenzboten“ (1857, IV. Quartal) bei allem Blick für einzelne Schwächen das Ganze, das „ebensoviel Naturwahrheit als Poesie“ enthalte, als den Niederschlag einer großen Gestaltungskraft und echten Künstlernatur erkannte, trat Ludwig eine Zeitlang in den Vordergrund des literarischen Interesses. „Über dies alte Ding“, konnte er im Januar 1858 an Ambrunn berichten, „ist nun ein förmlicher Krieg ausgebrochen. Gutzkow und seine Farbe haben kein gutes Haar daran gelassen, dafür sind J. Schmidt in den Grenzboten, Hauff in Stuttgart, Landesmann in Wien und andere als Verteidiger aufgetreten. Ich habe einmal das wunderliche Schicksal, von einem Teile der Kritik mit Enthusiasmus, von einem andern mit Wut und Haß aufgenommen zu werden; wenigstens kann mich das trösten, daß das Gewöhnliche weder Enthusiasmus noch Zorn erregt.“

Trotz dieses Aufsehens aber brachte es die Buchausgabe der „Heiterkeit“ nicht wie der kurz vorher erschienene Roman „Zwischen Himmel und Erde“ zu einer weiteren Auflage. Immerhin bezeugt der wenig später unternommene Versuch des Wiener Schriftstellers Karl Kaiser, die Erzählung zu einem Drama „Stahl und Stein“ umzuschmelzen, das Interesse, das man dem Stoff entgegenbrachte. Wie

alle solche dramatische Umarbeitungen epischer Vorlagen, die auf einer Verkennung der immanenten Gesetze und Bedingungen einer jeden literarischen Gattung beruhen, darf auch diese Dramatisierung ebenso wie das dreiaktige thüringische Volksstück von H. Welcker (Leipzig 1900) als verfehlt bezeichnet werden. Dagegen erwarb sich die Erzählung Ludwigs selbst die Gunst immer weiterer Kreise des deutschen Volkes, namentlich seitdem sie seit den achtziger und neunziger Jahren in verschiedenen volkstümlichen Verlagsunternehmen gesondert erschienen war.

Aus dem Regen in die Traufe

Erst geraume Zeit nach Beendigung der Haupterzählung „Die Heiteretei“ ist das Widerspiel „Aus dem Regen in die Traufe“ entstanden. Aus einem Brief Ludwigs an Moritz Heydrich vom 5. April 1855 ergibt sich, daß sowohl der Verleger der „Gartenlaube“, Ernst Keil, wie der Verleger der Novellenzeitung, A. Dürr, ihn um novellistische Beiträge für ihre Blätter ersucht hatten. Den daraufhin nach Verlauf einiger Zeit an die Redaktion der „Gartenlaube“ gesandten Roman „Zwischen Himmel und Erde“ konnte diese freilich in Rücksicht auf den an eine solche Tiefe der psychologischen Charakterzeichnung nicht gewöhnten Geschmack ihres Publikums nicht verwerten. In demselben Briefe vom Dezember 1855 aber, in dem Ludwig dem Redakteur Keil den Empfang des zurückgesandten Manuskriptes jenes größeren Romans bestätigt, bietet er ihm in der Skizze „zwei neue Erzählungen zum Ersatz“ an. Mit dem dabei angeführten Bachmärchen ist offenbar der Stoff der leider nie ausgeführten „Neuen Undine“ gemeint, dann aber heißt es in dem Schreiben: „Die andere ist die Geschichte des kleinen Schneiders, der in der Heiteretei — wenn Sie das Ding in der Kölner Zeitung kennen — vorkommt. Er wird von einer handfesten Mutter wie ein Kind behandelt, sucht die mütterliche Tyrannei durch ein noch handfesteres Weib abzutreiben; der Titel „Aus dem Regen in die Traufe“ sagt das Weitere. Wenn jenes [Bachmärchen] etwas träumerisch, so wird

dieses drastisch komisch.“ Ende dieses oder Anfang nächsten Jahres muß dann, offenbar durch den gleichzeitigen Druck der stoffverwandten „Heiteretei“ gefördert, die Erzählung zur Ausführung gelangt sein. Denn der Hauskalender enthält am 20. Januar 1856 die Bemerkung: Manuskript „Aus dem Regen in die Traufe“ an Keil nebst Erklärung. Aber auch diesmal brachte die Entscheidung der Redaktion eine Enttäuschung. Nach einer Notiz des Hauskalenders vom Ende Januar brachte Dr. Stolle dem Dichter die Erzählung in versiegeltem Paket zurück nebst einem Begleitbrief, der die verweigerte Aufnahme mit dem Mangel an Spannung begründete. Freilich hatte Ludwig wenige Monate später die Freude, von einem Meinungsumschlag zu hören, den die Lektüre seines inzwischen gedruckten größeren Romans hervorgerufen hatte. „Gestern erlebte ich“, schreibt er am 23. Juni 1856 an Auerbach, „eine Genugtuung. Du weißt, daß mir Keil, als er mir meine Geschichte zurücksandte, empfahl, Balzac und die andern französischen Novellenvirtuosen der Spannung wegen zu studieren. Gestern war er mit F. Stolle bei mir und bat, ich solle vergessen, daß er mir den Rat gegeben, er sei nun anderer Meinung, er habe die Geschichte [Zwischen Himmel und Erde] nun gelesen.“

Ob Ludwig etwa noch andere Versuche machte, das Widerspiel in Zeitschriften anzubringen, muß dahin gestellt bleiben, da sich in dem Briefwechsel keine weiteren Bemerkungen darüber finden. Erst die im Frühjahr 1857 mit Meidinger geführten Verhandlungen hinsichtlich der Buchausgabe der „Heiteretei“ scheinen den Druck der Novelle gesichert zu haben, die nunmehr als „Widerspiel“ zu jener größeren Erzählung erschien. Nach einer Notiz des Hauskalenders vom 28. April 1857 stellte jedenfalls Ludwig gleichzeitig mit der an diesem Tage erfolgten Absendung des Manuskriptes der „Heiteretei“ dem Frankfurter Verleger die baldige Folge der „anderen Geschichte“ in Aussicht.

Die zum Widerspiel erhaltenen Vorstudien und Entwürfe sind zwar äußerlich umfangreicher als diejenigen der „Heiteretei“, lassen aber keine so starken Verschiebungen der inneren Entwicklung erkennen. Nachdem Gestalt und Charakter des kleinen Schneiders schon

in der größeren Erzählung vorgezeichnet waren, trat bereits in den ersten Skizzen als dominierender Grundgedanke die Absicht des Schneiders hervor, die Gewalt Herrschaft der Mutter unter dem Schutz einer großen und energischen Frau zu brechen. Ebenso scheinen die schlechten Erfahrungen, die er damit macht und die ihn „Aus dem Regen in die Traufe“ führen, dem Dichter von Anfang an in voller Klarheit vor Augen gestanden zu haben. Doch wurde die Tragik des ersten Entwurfs, der eine bereits vollzogene Heirat des ungleichen Paares annimmt, in den späteren Ausführungen gemildert durch jenen tragikomischen Zwischenzustand, in dem die „Schwarze“ nur zeitweise ihre Herrschaftsgelüste im Hause des Schneiders entfaltet. Die Konstellation der Personen aber ist bereits im ersten Entwurf, der auch schon die exponierende und an die „Heitererei“ anknüpfende Eingangsszene aufweist, dieselbe wie in der endgültigen Ausführung. Nur in der Detailarbeit brachten die späteren Skizzen neues, indem sie die Art, wie der Schneider die Schwarze kennen lernt, die verhängnisvolle Rolle, die das schriftliche Heiratsversprechen spielt, u. a. weiter ausführten.

In seiner Weise, sich selbst für die weitere Ausführung Direktiven vorzuschreiben, fügt Ludwig bereits der ersten Skizzierung die Worte ein: „Es sind viele komische Situationen zu erdenken, wie sie ihn versteckt und mit einfältiger List zuweilen in noch schlimmere Lage bringt.“ Wenn auch diese Absicht nicht zur Ausführung kam, ja die eine oder andere in den Entwürfen angedeutete komische Situation dieser Art späterhin wieder fallen gelassen wurde, so ist doch mit jenem Satz der Grundcharakter der Erzählung herausgehoben, die neben der Tiefe der psychologischen Charakterzeichnung auch die humoristische Begabung Ludwigs im schönsten Lichte zeigt, die in der „Heitererei“ nur in den episodischen Figuren zur Geltung gekommen war, hier aber als treibender Faktor durch die Gesamthandlung geht.

Treffend hob schon einer der ersten Beurteiler, Christian Hermann Weise, diese seltene Verknüpfung psychologischer und humoristischer Momente hervor, wenn er in jenem Brief an Ludwig schreibt: „Hier (im Widerspiel) tritt die Komik freier und unmittelbarer verständlich

hervor als in der Heiteretei und dabei fehlt doch nicht ein tiefempfundener und zur Empfindung sprechender Gemütsinhalt.“ Nicht weniger anerkennend beurteilte Julian Schmidt in den „Grenzboten“ die Erzählung, indem er neben der „Frische und dem Behagen, mit welchem der Dichter die fragmentarischen Eindrücke des Alltagslebens in poetische Wirklichkeit umzuwandeln versteht,“ die Naturwahrheit und Geschlossenheit derselben betonte: „In der gesamten Erzählung, die ein fortgesetzter Schwank ist, erfreut uns diese Frische, wir begegnen keinem einzigen störenden Zug, und wenn der Dichter mitunter retardiert, so lassen wir es uns gern gefallen, da der Weg, durch den er uns führt, so anmutig ist. Die Erzählung ist auch insofern ein Muster, als sie nicht über das Genre hinaustritt, da man doch neuerdings gewohnt ist, in einem kleinen beschränkten Rahmen weit umfassende Reflexionen einzuwoben, denen er nicht gewachsen ist.“

Weimar, 21. Oktober 1912.

Paul Merker.

Die Heiteretei

„Auch zum Gründer Markt, Dorle?“
„Noch e' bißle weiter; bis zum Zainhammer. Und sagt, Frau Dotin, ob Ihr was hin zu bestellen habt. Vielleicht wieder was an den Herrn Faktor? Und dann gebt's schnell. Dort wird man auch immer länger aufgehalten, als nötig wär'. Und zu spät in die Nacht mag ich nicht.“

„Was das für ein Hastigtun ist!“ sagte die Wirtin, vor deren Thür dieses Gespräch stattfand. „Man sollt' meinen, die Mädle von jetzt, das wären erst Mädle. Na, ich bin auch eins gewesen, und nicht das langsamst'; aber Zeit zum Atemholen hab' ich mir alleweil noch gegönnt.“

„Ihr seid auch ein Mädle gewesen?“ fragte Dorle, wie von Verwunderung überwältigt; denn die Wirtin war eine jener Gestalten, die man sich nicht jung denken kann. Die umherstehenden Männer brachen in ein Gelächter aus. Das Mädchen erschien in seiner treuherzigen Verwunderung noch frischer als sonst. „Was für gottlose braune Augen sie im Kopfe hat!“ dachte der Schneider, und ohne Umstände hätte er ihr einen Kuß gegeben, wenn er gewußt, wie das anfangen. Er hatte schon während des ganzen Gesprächs darüber nachgesonnen, allein vergebens. Das Mädchen war hoch aufgeschossen, eines ganzen Kopfes länger als der kleine Mann. Selbst auf den Zehen stehend, hätte er nicht über das Grübchen unter ihrem Halse hinauf gereicht. Und ihren Kopf zu sich herabziehen zu können, hätte er viel stärker sein müssen oder sie viel schwächer.

Des Mädchens Augen lachten jetzt so ehrlich wie vorhin schalkhaft, als es sagte: „Nichts für ungut, Frau Dotin. Hab's nicht schlimm gemeint. Ihr müßt denken, heut ist der Gründer Markt; da wird aus manchem ehrlicher Leute Kind ein Spitzbub'.“

„Du bist ein Spitzbub' das ganze Jahr,“ sagte die Wirtin. „Kann

sein, daß was da ist für den Herrn Faktor.“ Und sie hinkte durch Einfahrt und Hof in ihr Wirtshaus hinein.

Des Schneiders Augen ließen den blonden Zopf und die vollen Lippen des Mädchens los und senkten sich auf ihren Schiebkarren herab, und verwundert über die Lüchrigkeit des Fuhrwerks und des Strickes darauf fragte er: „Aber was willst du dir nur holen damit?“

„Einen Mann,“ lachte der Schmied.

„Einen Schmied,“ entgegnete das Mädchen ernsthaft. „Die muß man mit Stricken binden, wenn sie vom Markt heim nicht in jedem Wirtshaus einkehren sollen.“

„Die Schneider nicht?“ fragte der Schneider fast neidisch.

„Auch,“ sagte das Mädchen; „nicht wegen der Wirtshäuser, nur, daß sie der Wind nicht vom Schiebkarren bläst.“

„Du mußt den Holder-Fritz frein,“ hustete der Weber. „Wenn ihr einen Jungen kriegt, der jagt den Kirchturm von der Kirch' und zur Stadt hinaus.“

„Das kām' zu spät,“ sagte das Mädchen ruhig. „Bis dahin habt Ihr ihn hinausgehustet.“

„Wo stellt Ihr ein auf dem Markt, Annedorle?“ fragte der Schmied. „Heimwärts führen wir uns.“

„Ihr werdet wohl einen brauchen, der Euch führt,“ sagte das Mädchen, „ich nicht.“

Die Wirtin kam mit einem Paketchen heraus, das schnell auf dem Schiebkarren seinen Platz fand. Die Männer hießen das Mädchen warten; sie würden gleich mitgehen. Gute Unterhaltung sei halber Weg.

„Das glaub' ich,“ sagte das Mädchen, „und drum geh' ich allein. Wenn ich wieder etwas an Euch mitkriege dort, Frau Dotin, komm' ich auf dem Rückwege herein. Und es soll mir nicht drauf ankommen, so kriegt Ihr einen gebackenen Mann von mir zum Markt. Gott zum Gruß, Frau Dotin.“

Die letzten Worte kamen schon aus einiger Entfernung. Das Mädchen war schneller und leichter auf den Füßen, als man der großen Gestalt zugetraut hätte. Unwillkürlich sahen ihr alle nach.

„Zimmer heiter,“ hustete fast ärgerlich der Weber hinter ihr drein. „Dafür heißt sie auch die Heiteretei,“ lachte die Wirtin.

Der Schneider sann über etwas, dann sagte er: „Man sollt' doch keinen eher taufen, als bis man ihm einen Namen geben könnt', der auf ihn paßt'. Da würd's nicht vorkommen, daß ein Spaßvogel Ernst und ein Saufaus Nüchtern hieß', und man wüßt' gleich, wenn man nur den Namen hört', wie der Mann beschaffen ist. Heiteretei! Guckt! Der Name tanzt ordentlich, wie das Mädle selber.“

„Da sorgt ja,“ sagte der Schmied, „daß Ihr einmal Eure Mädle, wenn ihr welche habt, auf die Art taufen laßt. Wenn sie sonst niemand aufzieht, können sie mit ihrem Namen tanzen. Aber wer was Aparts an sich hat, dem braucht's nicht leid zu sein darum, den taufen die Leut' ohnehin noch einmal.“

Auf des Schneiders Gesicht hätte man lesen können, daß die Rede des Schmieds auf ihn gemünzt war, wenn es auch das Lachen der übrigen nicht verraten hätte.

Er seufzte nämlich trotz seiner dreißig Jahre noch unter der Tyrannei einer baumlangen Stiefmutter. Sie nannte ihn nicht anders als den „Jung“. Natürlich hieß er von Stund' an, wo dies bekannt wurde, im ganzen Städtchen so. Man erzählte sich, sie behandle ihn durchaus jenem Ausdrucke entsprechend. Und mehr als einer wollte gesehen haben, wie die starke Frau ihn über einen Stuhl gelegt, ihm die Höslein mit der Linken straff gezogen, während ihre Rechte die Festigkeit eines spanischen Rohres an dem Teil gemessen, auf dessen Ausdauer bei der Schneiderei so viel ankommt. Aber was will nicht der und jener Spottvogel gesehen haben, den ein Verhältnis der Art zum Weiterausmalen einlud! Freilich, wenn der Schneider zuweilen wie ein Pfeil aus der Haustür herauschoß und dann hineindrohte: „Respekt muß im Hause sein!“ dachten die Vorübergehenden dazu: „Aber jetzt steht er vor der Thür.“

Der Schneider achselzuckte ein stummes: „Man kennt den Morzen-schmied, was für ein Schabernacker der ist, so duchsich er tut.“

Die Wirtin aber erinnerte der fliegende Saum des rotflanellenen Unterrocks, der eben um die Straßenecke verschwand, wieder an die

Heiteretei. „Aber sie könnte“, sagte sie, „ebensogut die Bravetei heißen als die Heiteretei. Denn: kein braver Mädle im ganzen Städtle, wie der blinde Orgelmann singt; wenschon ein bißle wunderlich dabei. Wie ihre ältere Schwester Mutter geworden ist von dem dicken Semmelbeck in der Stadt, wo sie gedient hat, da hat die Heiteretei sie fortgeholt und hat ihr einen anderen Dienst verschafft, ich weiß nicht wo, aber weit von hier. Wenn du fünf Jahre dich ordentlich gehalten hast, hat sie zu ihr gesagt, dann will ich wieder deine Schwester und soll das Liesle dein Kind wieder sein. So lang aber kommst du mir nicht wieder ins Häusle, daß du's weißt. Das Kind aber hat sie behalten, und nicht viel Mütter sind so brav gegen ihr eigen Kind, wie die Heiteretei gegen das Liesle ist.“

„Ja, und die Hochmutei dazu,“ hustete der Weber. „Wo sie die Mannsleut' verspotten kann mit Wort oder Tat, da ist sie gewiß bei der Hand. Aber sie wird wohl schon einmal schlecht anfliegen, und ich wär' nicht der einzig', der's ihr gönnt.“

Ein Blick der Zustimmung, in dem die übrigen Männer sich nickend begegneten, zeigte, daß der Weber wahr gesprochen.

Unterdes waren sie mit Bezahlen, Frisch-Tabakstopfen und Anbrennen fertig geworden und machten sich auf den Weg. Man hatte noch zwei gute Stunden zu dem Marktsflecken. Der letzte rief der Wirtin, welche die leergetrunkenen Gläser am Brunnen schwenkte, zurücksehend noch zu: „Prächt'g Wetter heut!“

Die Wirtin sah sich um, und auf dem feinen Dufte haftend, der hinter den Bergen ringsum am Himmel heraufzog, sagte sie: „Dauert nicht bis zur Nacht. Es müßt' heut nicht Gründer Markt sein.“

Die Wirtin weiß es, und sie nicht allein, alle Welt weiß es, wie's mit dem Wetter ist zum Gründer Markt. Und wenn er beginnt so blau und golden, wie es der Farbenkasten des Frühlings nur hergeben will, wie ein Tag vor sechzig Jahren, denn damals war alles besser, selbst das Wetter; frage nur die Reicker Wirtin, wer's nicht glauben will. Kaum ist's Mittag, da steigt's von allen Seiten auf; da hebt's und drängt's, bis es einen neuen Himmel gewölbt hat

unter dem alten. Das wär' schon gut, wenn es nur aufzuhören verstände zur rechten Zeit. Aber immer noch steigt's und drängt's. Da wird ein Hin- und Hervoggen, dunkler und immer noch dunkler, ein Zusammen- und Ubereinanderschieben, daß endlich die Funken davonschieben und das ganze Wolkengewölbe unter seiner eigenen Last zusammenbricht mit Donnerkrachen und die Wolkentrümmer aneinander in ungezählte Tropfentrümmerchen zersplittern über Buden, Platz, Käufer und Verkäufer.

Wehe dem, der da noch unter diesen letzteren ist, in dem wilden Durcheinander von Stöcken, Köpfen, Hüten, Mützen, das der gleichzeitige Druck nach allen Richtungen, nach deren Enden rettende Türen sich öffnen, in eine kreisende Bewegung bringt. Zugleich mit der ganzen Masse um ihre und noch einmal besonders um seine eigene Achse gewirbelt, weiß er bald nicht mehr, was sich dreht, er oder die Häuser und Buden um ihn herum. Bald erscheint die rettende Tür, bald verschwindet sie, ohne daß sie ihm näher gekommen ist. Die Hutkrempe, von Regen und Mitleid erweicht, senkt sich allmählich und verhüllt dem Auge des Dulders liebevoll wenigstens den Anblick seines Schicksals, bis eine Flut ihn plötzlich davonführt, er weiß nicht, wohin, und eine Tür ihn einschlingt, die er nie zu passieren gemeint hat. So ist's im Marktflcken selbst; die Straße nach dem Städtchen bietet bei allem Ähnlichen doch ein ganz verschiedenes Bild.

Wer bereits auf dem Heimwege ist, hat die Schritte schon eine gute Weile her länger und schneller gemacht; nun wird ein Rennen aus dem Eilen. Wer so vorsichtig war, einen Regenschirm mitzutragen, dem lohnt sich die Mühe der Arme nun an den Füßen. Wie ein Beet voll lebendiger Pilze, roter, blauer, grauer, schwarzer, kommt die Straße den verwunderten Raben vor oben auf den Pappeln über dem Graben. Der Regenschirm ist der Mann des Tages. Was keiner ist, müht sich einer zu werden. Unterrock, Bündel, eben gekaufte Wasserkannen, Töpfe, Ziegel, alles vergißt im Drange der Not seine eigentliche Bestimmung. Da huschen Weiber und Mädchen, mit der Schürze bedeckt, die ausgezogenen Strümpfe und Schuhe in den Händen, die Straße hin, und neben jeder huscht ein Mittelding von

Schatten und Spiegelbild über die Pfützen und den nassen Glanz der Straße mit. Hier kommt einer zu Pferde und schnaubt und stampft und spritzt vorbei, daß die Weiber aufschreien und die Männer fluchen. Hier ein Wagen, aber er ist schon voll, und schon ist er vorüber. Die Geborgenen oben lachen schon in der Ferne, und die in ihrer Hoffnung Getäuschten unten senden Verwünschungen nach, die der Wind zu Ohren trägt, für die sie nicht erdacht sind — wenn das ewig gleiche Plätschern des Regens sie nicht vorher überplätschert. Aber stehen bleibt niemand; es müßte denn ein Angetrunkener sein, der im seligen Vergessen aller Not mitten auf der Straße sich zur Ruhe legen will. Doch auch er wird vom lachenden Manns- oder zornig weinenden Weibervolke mit fortgeschleppt, halb getragen, halb geschleift, wie es gehen will. Aber es geht; denn es muß gehen.

Und so geschieht's am Tage des Gründer Marktes, seit der Gründer Markt im Kalender steht.

Wer's noch genauer wissen will, höre nur der Reicker Wirtin zu, die's eben ihren Gästen erzählt. Und er wird, besonders in Anbetracht der Länge dieser Erzählung, so froh sein, im Trockenen zu sitzen, als nur immer unsere Bekannten von vorhin sein können, der Schmied, der Schneider und der Weber aus dem Städtchen.

Nicht, daß ihr Zustand an sich beneidenswert zu nennen wäre! Es ist vielmehr ein wahrer Heringszustand. Man denke sich hundert Menschen in eine enge Dorfwirtsstube zusammengepreßt, die Scheitel in die schweren Gewitterwolken aus Lampen- und Tabakrauch und dem Angstschweiß nasser Kleidungsstücke getaucht! Die Verlegenheit, welche von den zahllosen da unter den Tischen herum und untereinander liegenden Beinen man an sich ziehen müßte, wenn es gälte, dem völligen Ersticken zu entfliehen, ohne an einem Mitdulder zum Diebe zu werden! Denn die Lampen hier und dort vermögen in ihrer Hülfslosigkeit eben nur so viele Helle auszuströmen, als nötig, um den Leuten zu zeigen, wie dunkel es ist.

Aber eine Not kann zur Wohlthat werden, wenn sie von größerer Not errettet. Und bald hörte mit der größeren auch die kleinere auf. Es regnete schwächer, und wen nicht die Sorge um sein Heimwesen

dem leiseren Niesel zu trogen trieb, der flog aus, da auch dieses endlich ganz nachließ.

Und auch heller wurde es. Schon zeigten sich Lücken im Gewölke. Das flog nun selbst wie eine endlose Folge dunkler Regenschirme in den Händen eilender Riesen am Himmel dahin.

Der Mond stellte sich auf die Zehen und sah zwischen ihnen hindurch auf die nasse Straße herab. Die hielt ihm tausend Spiegel vor, und er sah wohlgefällig, um wieviel schöner und vollwangiger er nun seit gestern wieder geworden war.

Aber es gab Leute, die, sei es aus Behagen am Wirthshause oder aus Unbehagen an dem, was sie daheim erwartete, ruhig sitzen blieben, um, wie sie sagten, den Weg unterdessen noch etwas abtrocknen zu lassen. Unter diese gehörte auch unser Männerkleblatt aus Luckenbach. Dem Morzenschmied war es nur dann nicht langweilig daheim, wenn er seiner Morzenschmiedin etwas aufzuhetzen oder sonst einen Streich zu spielen wußte. Hatte er sie durch eine trocken vorgebrachte Erdichtung mit den übrigen Weibern seiner Straße oder des ganzen Städtchens zusammengeheßt, dann war es seine Lust, mit Henker-geschicklichkeit sie in die größte Angst hineinzubedauern. Und höchst unlieb wäre es ihm gewesen, hätte der Schaden einmal die Wirkung gehabt, sie klug zu machen. Die Schuster-Märtineßin dagegen, des Webers Ehefrau, war mit einem ganzen Doktorbuche voll Krankheiten behaftet, die das Eigene hatten, daß ihre Anfälle begannen, sooft sie ihren Märtines die Treppe heraufsteuchen hörte, und nicht eher nachließen, als bis er dieselbe wieder hinab hustete. Was dem Schneider die Süßigkeit des eigenen Herdes verbitterte, wissen wir schon.

Diese drei Männer saßen zuletzt noch fast ganz allein da, und ihr Gespräch war so ins Stocken geraten, daß sie, in sich versunken, selbst nicht wußten, wie sehr. Es bedurfte einer Stimme, wie eben eine vor der Thür sich vernehmen ließ, sie zu erwecken. Und diese Stimme klang so voll und tief aus der Brust herauf, daß die vorgesunkenen Köpfe fast erschrocken emporfuhren.

„Da habt Ihr Euren Mann, Frau Dotin,“ sagte draußen die Heiteretei. „Er ist der allerbest, raucht keinen Tabak, trinkt keinen Brannt-

wein, und wenn Ihr ihn nicht mehr mögt, braucht Ihr ihm nur den Kopf abzubeißen.“

„Dazu ist er gut,“ hörte man die Wirtin lachen, „und darum krieg’ ich ihn. Wär’ er zum Heiraten gewesen, hätt’ ich ihn sicher nicht gekriegt.“

„Ihr müßt einmal gern geheiratet haben, weil Ihr noch immerfort so gern vom Heiraten sprecht.“

„Ja,“ antwortete die Wirtin, „aber wie ich am liebsten geheiratet hätt’, da hab’ ich am wenigsten davon gesprochen. So haben’s die Mädle und die Weiber, solange die Welt steht.“

„Das sagt Ihr. Jedes meint, wie’s ihm war, so muß dem andern auch sein.“

„Und ich denk’, wie’s jeder meint, so wird’s auch sein.“

„Aber es ist doch nicht so! Und wenn’s solche gibt, müßt Ihr dann sprechen: alle sind so? Sagt meinethwegen: es gibt ihrer genug, die so sind. Das sind solche, die’s nicht allein ermachen können. Wer’s muß, da hab’ ich nichts dagegen, aber ich tät’s nicht, und wenn ich tausendmal müßt’. Weil die Mädle heutzutage noch schwächer und einfältiger sind als die Mannsbilder selber.“

„Darum ist’s nicht. Die Männer heiraten doch auch. Wenn jedes was Stärkeres und Gescheiteres heiraten will, wen sollen denn die heiraten?“

„Meinethalb den Kuckuck von Langensalz. Was gehn die mich an? Die Männer frein, damit sie einen Narren haben, und die Mädle, weil sie selber Narren sind. Gebt mir lieber ein Kärtchen Bier für Euer Gerede.“

„Die Männer und die Mädle! Als wenn du nicht selbst ein Mädle wärst! Oder was biste sonst?“

„Ich bin ich. — Und ich frei’ einmal nicht, und ich mag einmal nicht, und wenn Ihr mir einen auf dem Teller präsentiert und er wär’ obenein ein Prinz. Und red’t Ihr noch ein Wort, so weiß ich, wo ich herkommen bin. Mein Brot verdien’ ich allein, wenn ich schon ein arm Mädle bin. Ich bin stark genug und bin klug genug, und ich brauch’ keinen, und so ist’s, und nu ist’s fertig!“

Dabei war die Thür geöffnet worden und das Mädchen mit rotem Gesichte voran, die Alte, laut lachend, daß es die ganze Gestalt schützelte, hinterdrein hereingekommen. Die Männer in der Stube zeigten Lust, das Gespräch, das sie mit angehört, weiterzuführen. Das Mädchen lehnte am Ende eines Tisches. Der Schneider ersah sich die Gelegenheit, den kühnen Gedanken von heute morgen ins Werk zu setzen. Sie warf im Zorn die Lippen gar zu lockend auf. Um diese und bis in die vollen Wangen hinein war die goldbraune Farbe des Gesichtes gewichen. Das Mädchen hatte so pralles Fleisch, daß jede Bewegung vorübergehend solche weiße Druckflecken hervorbrachte, die, sowie der Druck aufhörte, einer desto dunkleren Färbung Platz machten. Es war an dem ganzen Mädchen ein immerwährendes Erbleichen und wieder Erröten vor Kraft. Der Schneider hatte gemeint: daß sie mit den bloßen Augen lachen könnte, gefalle ihm am meisten; jetzt schien ihm der trotzige Ausdruck derselben noch schöner, und ihre Augen gefielen ihm, so wild und scheu, noch mehr, als da sie lachten.

Vorsichtig und geräuschlos begann er, auf der Platte des Tisches sitzend, an dem sie abgewandt stand, immer näher an sie heranzurutschen. Saß er hinter ihr, dann bedurft' es nur eines Zurufes. Wenn sie dann erschrocken arglos das Gesicht ihm zuwandte, war der Plan gewonnen.

Der Morzenschmied schien ganz wo anders hinzusehen als nach dem Schneider. Er hielt seine Pfeife ganz nahe vor die Augen, die vor Schelmerei so schief standen, daß er der Heiteretei wie ein lauernder Kater vorkam. Zuweilen gab ihm das mühsam unterdrückte Lachen doch einen Stoß.

Der Weber aber, der von alledem nichts merkte, hustete und sprudelte unterdessen: „Ja, so stark wie die Weibsleut' sind und so klug wie die Weibsleut' sind! Und doch, wo das ordentlich gemacht sein soll, da muß es der Mann. Wenn sie mit den Händen wackeln, das muß geärbet sein, und wenn die Zunge geht, da meinen sie, das ist gedacht. Ei ja! wenn sie den Stubenehren ein bißle mit dem Besen figeln, daß der lachen möcht', und dreimal die Bodentreppen hinauflaufen darum, wenn eine Handvoll Salz aus der Nester soll in den Topf!“

Das Mädchen schwieg, man hätte gemeint, wie ein gescholtenes Kind, wenn es ihr nicht zuweilen so eigen um die vollen Lippen gezuckt hätte.

Noch ein Kuck, und der Schneider saß am Ziel. Schon fühlte er die Wärme vom Körper des Mädchens an der ihr zugewandten Seite; ein Schauer rieselte ihm den Rücken herab, und das Leiseatmen wurde ihm immer schwerer. Noch durfte das Mädchen nicht umschaun. Drum fiel der Schmied helfend ein: „Was? Ich wett', das Dorle da nimmt zwei Mannsbilder auf sich, wenn mit der Zunge geärbet wird.“

„Ihr seid freilich stärker,“ sagte das Mädchen, nicht halb so feck als sonst. „Ihr nehmt gleich die ganzen Weiberleut' auf einmal auf Eure.“ — Sie war schon einigemal wie mechanisch mit der flachen Hand über den Tisch gefahren, und das hatte den Schneider jederzeit nicht wenig beunruhigt. Jetzt strich sie ebenso und immer noch mit abgewandtem Gesichte den ganzen Mann herab, scheinbar so unabsichtlich wie einen Lappen Tuch, den man wohl in Gedanken vom Tische streicht, ohne gewahr zu werden, was man tut.

Alles lachte und sah nach dem Schneider, der, so unerwartet auf die Diele zu sitzen gekommen, sich zu besinnen schien, wie.

Die Heiteretei tat noch verwunderter als der Schneider selbst, indem sie einen Augenblick nach ihm hinsah.

Der Schmied lachte, daß ihm die Tränen kamen, und ärgerte sich doch zugleich und schwur bei sich, nicht zu ruhn, bis er durch einen größeren Schabernack den Schneider und die ganze Männerwelt an dem Mädchen gerächt habe. Es war dabei etwas von Neid und Eifersucht. Jrgend jemanden so tuckmäuserig dem Gelächter preiszugeben, das hielt er für sein Revier, und die Heiteretei war ihm eine Wildschüzin darin, die gestraft werden mußte.

Doch wurd' er fast ungewiß; das Mädchen mußte mehr Freude verraten, wenn sie die Verhöhnung des Schneiders beabsichtigt hatte.

Im Gegenteil schien es der ungemischte Ton des Verdrusses, in dem sie nun sagte: „Meinetwegen redet, was ihr wollt. Hätt' ich nur erst meinen Schiebkarren aus dem Schmuß! Wenn's so ein drei

Stunden geregnet hat, ist da außen ein Lehm, als sollt' der Schloß-
turm gekocht werden und man braucht' einen Topf dazu."

Der Schmied horchte auf. Was? Kam da die heißgewünschte Ge-
legenheit von selber, dem Übermute eins zu versetzen? Aber noch
traute er der Hoffnung nicht.

„Ja," sagte er, „das Dorle will uns was weismachen, damit sie
lachen kann, wenn wir's glauben."

„Da hat sich's zu lachen," entgegnete die Heiteretei. „Ich muß
heim, und allein bring' ich den Karren nicht heraus."

Ihre Stimme zitterte bei den letzten Worten; der Schneider nahm's
für unterdrücktes Weinen; je kleinlauter das Mädchen wurde, desto
höher richtete sich der Schneider auf.

„Ich denk'," sagte der Schmied, und seine Augen kamen immer
schief zu stehen, „ich denk', das Dorle ist stark genug und ist klug
genug und kann's allein ermachen? Wenn sie so klug ist, wird sie
ja nicht mehr geladen haben, als sie fahren kann, und wenn sie alles
allein ermachen kann, wird sie wohl fahren können, was sie ge-
laden hat."

„Wenn das Wetter ausgehalten hätt'," sagte die Heiteretei. „Wer
kann fürs Wetter?"

„Ja freilich! das Wetter," hustete der Weber triumphierend; „das
ist den Weibsleuten ihr Sündenbock. Donnerwetter! wenn das Wetter
nicht wär', da blieben alle verfütterten Säu' gesund, da wär' Oben-
hin der beste Fäter, und alles, was sie machen, das wär' gut, und
Zufrüh und Zuspät die besten Gärtner. Und ja, wenn alle Ding' sich
selber machten wie das Wetter, da käm' keine darauf, daß sie nur
ein Weibsbild ist —"

„Und ein ander Ding um einen Mann," flichte der Schneider da-
zwischen, und seine geballte Faust sagte: Ich bin einer!

Der Schmied wollte reden, aber der Weber war einmal im Husten.
„So ein Ding, das da denkt: lieber die Bein' gebrochen, als zwei-
mal gegangen, und was es auf einmal mit den Augen ersieht, das
kann sie auch auf einmal mit den Händen ermachen. Drum steht's
schon in der Schrift, daß es ein schwach Werkzeug ist, und der Mann

soll ihr Herr sein, denn warum? Weil ein Weibsbild — nur ein Weibsbild ist, hergegeben ein Mann, das ist ein Mann.“

„Ja,“ sagte die Heiteretei, „wenn ich mir's so hätt' auslegen können! Aber deswegen bleibt mein Schiebkarren, wo er ist.“

Der Schmied konnte noch immer nicht zu Worte kommen; der Weber fühlte, er mußte sich selber am Kragen festhalten, und wer weiß, was er noch gehustet hätte, wär' nicht der Schneider dazwischen gefahren: „Und wo er bleiben sollt' nach Recht und Gerechtigkeit! Denn es geschäh' einer just einmal recht, wenn sie umladen müßt' und würd' noch ausgelacht dazu.“

Der Schmied, welcher schon lange beschwichtigend mit beiden Händen gerudert hatte, kam endlich, indem er dem Schneider ins Wort und dem Weber in den Husten fiel, zum Reden.

„Aber das Dorle“, sagte er mitleidig, „kann ja doch eigentlich selber nichts zu dem Unglück, daß sie nur als ein Mädle geboren ist. Und wiederum steht in der Schrift, das stärkere Werkzeug soll sich über das schwächere erbarmen. Aber —“

„Umsonst wird nichts!“ brach der Weber dazwischen.

„Abbitte muß sie tun!“ der Schneider.

„Ja, von wegen dem,“ fuhr der Schmied fort, „was sie vorhin gered't hat vom Männervolk. Sie dauert mich, aber daran läßt sich nichts ändern.“

„Ja,“ sagte die Heiteretei, „und wenn ich's getan hätt', müßt' ich mir doch selber helfen und würd' auch noch ausgelacht? Hernachen will ich's; aber vorher tu' ich's nicht; das sag' ich gleich.“

Der Schneider, einen ganzen Kopf länger als er selbst, brannte vor Ungeduld, den Karren freizumachen mit einem Ruck und so der Heiteretei zu zeigen, was ein Mann sei. Er staunte selber an sich hinauf und traute sich das Ungeheuerste zu. Auch der Weber konnte vor Ungeduld nicht mehr sitzen und spuckte schon in die Hände. Der Schmied hätte gern den Triumph mit dem Strohalm ausgetrunken. Wer weiß, ob die Heiteretei ihnen noch einmal so in die Hände lief! Sie durften sie nicht so schnell und glimpflich wieder herauslassen.

Da diese aber, soviel ihr selber daran gelegen schien, die Männer

sollten sich an ihrem Fuhrwerke versuchen, auch in der Schelmerei es sich nicht abgewinnen konnte, zu bitten, so erhob sich endlich auch der Schmied, und der Zug setzte sich, das Mädchen an der Spitze, in Bewegung.

Eine Warnung der Wirtin verscholl unbeachtet.

Das eigene Wedeln der Heiteretei mit dem Tragband in ihren Händen beim arglosesten Gesicht erinnerte sie an die ähnliche Schwanzbewegung der Katzen vor einem plötzlichen, unvermuteten Sprunge. Da die Männer nicht hörten und ihr selbst über den Katzen einfiel, nach dem Braten im Gewölbe zu sehen, so überließ sie die Verblendeten der Heiteretei ohne weitere Versuche, sie zurückzuhalten.

Außen hatte sich unterdes ein Windhauch aufgemacht, der die aus der Einfahrt Tretenden mit fast herbstlicher Frische begrüßte und von den Bäumen an der Straße einen kleinen Regennachschauer auf sie warf.

„Und wo ist denn nun das bißle Karren?“ fragte der Schmied, sich umsehend.

Die Heiteretei ging voraus, um ihre lachenden Augen zu verbergen; denn der Mond verbreitete Tageshelle. Sie ging nach einer großen Pfütze zu, und hier stak der Karren. Das Rad war nur eben bis an die Speichen in den weichen Boden eingedrückt.

Ein weißes Tuch verbarg die Ladung. Diese nahm einen so unerwartet geringen Raum ein, daß der Schneider fast bedauerte, so leicht davonzukommen.

„Arbet für einen Schneider,“ sagte der Schmied.

Das nahm der Schneider beinah übel.

„Schmied oder Schneider,“ sagte er und warf den Unterschied mit einer Handbewegung weg, die zeigte, wie leicht er war. „Mann ist Mann; und wär's nicht um einer schwachen Weibskreatur wegen, das Ding wär' für meinen Lehrjung' zu gering.“

Aber so verächtlich blickend er nun zwischen die Handhaben trat, geschah's doch mit dem Entschluß, seine ganze Kraft aufzubieten. Denn herausfliegen sollte der Karren so leicht wie ein Vogel aus dem Schmutz. Und gewiß! wäre der Schneider so energisch wieder aufgestanden, als

er sich bückte, es wäre so geschehen. Aber er stand gar nicht wieder auf, wenigstens mit dem Karren nicht. Wie er auch bald mit der einen, bald mit der anderen Schulter, bald mit beiden zugleich auftauchte, wie er das Tragband bald nach oben, bald nach unten schob, der Karren flog nicht, er stand wie angewurzelt. Wütend sprang der Schneider endlich allein wieder empor. „Veration!“ schrie er. „Veration! Ich weiß, was einer ermachen kann. Aber die Wirtin hat nicht vergeblich gered't. Da ist was Extras aufgepackt.“

Die Heiteretei sagte: „Ja, sechs Schneider.“

Der Weber aber schämte sich in der Seele seines ganzen Geschlechtes, daß er den Schneider vorangelassen. Jornig schob er ihn aus dem Karren und sich selbst hinein. Nun spuckt' er in die Hände, aber nicht wie der Schneider, sondern wie ein Mann. Nun faßt' er die Handhaben, daß die langen Finger erblichen; nun taucht' er nieder, als gält's, den Kern der Erde zu stürmen; nun rannt' er gegen den Karren wie ein wütender Elefant; nun — ja, nun lag er mit der Nase auf der Last und mit den Knien in der Pfütze. Der Karren stak so fest als zuvor.

„Ein himmelverbrenntes Donnerwetter!“ fluchte nun auch der Weber, indem er sich aufreckte und den Schmutz von den Knien abstrich. „Der Schneider hat recht. Lug und Trug! Teufelsmädle, du hast noch was Aparts aufgepackt. Veration ist's, Veration!“

„Ja freilich,“ sagte die Heiteretei, „der ist veriert, der sich auf ein so starkes Werkzeug verläßt, wie ihr eins seid.“

Der Schneider und der Weber fluchten und renkten sich die Arme und Beine zurecht; der Schmied aber lachte so fürchterlich, daß die Heiteretei ihn nicht ansehen durfte, wollte sie ernsthaft bleiben.

„Das Mordmädle!“ dachte er. „Ich könnt' ihr ordentlich gut sein für den Spaß da, obgleich sie mir den Hauptjux verdorben hat, den über sie selber. Und geschenkt soll ihr das gewiß nicht sein. Dem Weber und dem Schneider geschieht's schon recht; warum sind sie solche Pfefferluchenmännle! Aber ein End' mach' ich nun, sonst kommt die noch aus dem Häusle vor Übermut.“

Damit ging der Schmied nach dem Karren, dem er, als Reprä-

sentant seines ganzen Geschlechtes, die Ehre nicht antat, die Pfeife vor ihm aus dem Munde zu nehmen. In die Hände spuckt' er so beiläufig, als wär's nur, um den Gebrauch nicht zu umgehen. Aber bald ward er höflicher. Nach dem ersten vergeblichen Ansat' spuckt' er in vollem Ernst. Bei dem zweiten fiel ihm die Pfeife von selbst aus dem Munde. Nach dem dritten war er zorniger als Schneider und Weber.

Er war keineswegs bössartig; aber er hatte die Natur vieler sonst ganz guten Leute. Die gern jedermann zum besten haben, sind, wenn ein anderer das an ihnen versucht, gewöhnlich die Empfindlichsten. Dazu kam, daß ihm Schneider und Weber seine Schadenfreude von vorhin mit Zinsen zurückgaben.

„Heben tut er sich,“ schrie er endlich, „aber heraus aus dem Schmutz bringt den Himmelementskasten der Teufel selber nicht! Aber der Here da soll's gezeigt werden, was das auf sich hat, Männer zum Narren zu halten! Das soll sie einem andern weismachen; das kann der wilde Fritz nicht; das müßt' der Teufel selber sein, der einen Karrn vom Zainhammer bis daher führ' so beladen wie den.“

„Ja, wenn der Teufel kein Mannsbild wär!“ entgegnete die Heiteretei, indem sie das Tragband aufhob, das der Schmied im Zorn auf die Erde geworfen hatte. „Aber er macht's halt wie alle Mannsleut'. Räsionieren, was ein Mann für ein ander Tier ist wie so'n armes schwaches Weibsbild, das können sie; aber so 'nem armen schwachen Weibsbild den Karrn aus dem Schmutz tun — ja, wenn's halt mit der Zungen zu machen ging! Bin nur froh, daß ein Eisenstab kein Schweizerkäf' ist, sonst hätt' ihn der Meister Weber durch und durch gestochen mit seiner spitzigen Nasen. Und wenn was zu bestellen ist an die Frau Morzenschmiedin, oder wenn der Meister Schneider noch auffitzen will, so einen bring' ich just noch fort; er könnt' auf dem Strick reiten da; aber es müßt' geschwind gehn. Ich hab' nicht mehr viel Zeit.“

Sie sah nach dem Schneider um, als wär's mit dem Auffitzen ihr Ernst. Dann hängte sie ruhig ihr Tragband um, ließ die Handhaben in die Schleifen und hob, wenn auch mit Anstrengung, den Karrn aus dem Schmutz.

„Respekt muß im Hause sein!“ rief sie zurück. Und heiter lachend ging es dann die Straße so schnell hinab, daß die Männer noch wie Steinbilder dastanden, als sie um die nächste Ecke verschwand.

Freilich schon hinter dieser nächsten Ecke machte das Mädchen halt, um dort von der übermäßigen Anstrengung auszuruhen, aber nicht ohne erst vorsichtig herumzublicken, ob die Männer ihr nicht etwa folgten. Sie sah sie langsam in das Wirtshaus zurückgehen, und nun erst überließ sie sich dem Jubel, dessen lauten Ausbruch zu unterdrücken ihr bis jetzt nur mit äußerster Mühe gelungen war.

Sie hätte sich längelang in das Gras neben der Straße geworfen, stand nicht vom Regen her Wasser darauf. Sie kauerte, weil sie sonst kein Plätzchen sah zum Ruhen und zum Lachen, auf ihre Fersen nieder und umschlang mit beiden Armen ihre Kniee. Und je mehr die verdehnten Sehnen von der Erschütterung des Lachens schmerzten, desto heftiger mußte sie lachen. Sie drückte ihr Gesicht in die Schürze, preßte den Zipfel derselben in den Mund; aber die bewährtesten Mittel halfen nicht; sie mußte den Lachsturm austoben lassen.

Wie weit war ihr Herz vom Gefühle ihrer Kraft und Selbstständigkeit! Es war ihr, als hätte sie einen Sieg über alle Männer der Welt davongetragen. Nicht mit dem Glücklichsten tauschte sie jetzt. Aber das hätte sie auch wohl sonst nicht getan. Denn niemandem konnte wohlher sein in seiner eigenen Haut als der Heiteretei; in eine fremde sich auch nur hineinzudenken, fiel ihr nicht ein. So strotzte jede Faser an ihr von Kraft, jeder Gedanke von Übermut.

Bald hatte sich ihr Körper erholt und das Phlegma der Gesundheit auch die innere Bewegung so auf das richtige Maß zurückgebracht, daß, als sie weiter fuhr, den rüstigen Gleichtritt kein schnellerer Atemzug mehr störte.

Wir können sie getroßt sich selber überlassen; es wird für das Verständnis unserer Erzählung nötig sein, dem Orte, dem sie so rüstig zufährt, und dem Treiben und der Art seiner Bewohner einen, wenn auch nur flüchtigen Blick zu gönnen. Wir eilen ihr voraus, sicher, daß sie uns bald einholen wird.

Wir kommen zunächst durch eine Doppelreihe von Städeln und

wissen nun schon, Luckenbach gehört zu jenen Städtchen, in deren Thätigkeit sich Ackerbau und Gewerbe teilt. Der Gründer Markt ist ein Ausnahmestag. Denn was Waren hat, feil zu halten, Geld, um zu kaufen, Weine, um zu tanzen, Arme, um Regel zu schieben oder sich zu schlagen, eine Gurgel, um zu singen und zu trinken, ja, nur Augen, um zu sehen, das fliegt heut sicher nach dem Grunde. Aber nur einige Stunden früher, und wir hätten auch heut ein Bild gehabt vom Leben und Treiben des Städtchens im Sommer, wenn auch ein weniger lebendiges und figurenreiches als an anderen Tagen. Männer in Hemdenärmeln standen plaudernd und rauchend an befreundeten Fenstern. Flinke Weiber und Mädchen wuschen Salat oder schöpften mit dem Kübel Wasser aus den großen steinernen Brunnenkästen in Bütten und Stuzen. Andere rasselten, die rotflanellenen Unterröcke hinter ihnen fliegend, mit dem leeren Schiebkarren über die Straßen nach dem Tor oder kehrten langsamer mit dem beladenen von daher zurück. Und nicht etwa bloß die Armeren, wie die Heiteretei. Wer Töchter hat, mietet keine Mägde. Die angesehenste Bürgers-tochter, die am Sonntag auf dem Schützenhof tanzt oder auf dem Liebhabertheater spielt, fährt Werkeltags im rotflanellenen Unterrock, ein buntes Tuch um die Haare, auf dem Schiebkarren das Futter heim für die Kühe. Die Männer sind Handwerker, die Frauen sind Bauern. Und den großen Feldarbeiten, Heu-, Grummet-, Getreide- und Kartoffelernte, macht auch bei den Männern das Handwerk Platz. Dann steht die Brücke leer, der Webstuhl ruht, Schere und Säge hängen am Nagel; Meister, Lehrling und Geselle tummeln sich draußen im Felde oder auf der Wiese.

Wir kehren wieder zu der Heiteretei zurück und treffen sie schon an den äußersten Städeln. Sie fährt langsamer als vorhin; sie überlegt, ob sie hier noch einmal ruhen oder in einem Zuge fortfahren soll bis an die Nagelschmiede, wo sie ihre Ladung abzugeben hat. Sie ist schon zu dem letzten entschlossen, da fällt ihr ein offenes Stadelthor auf, vor dem eine Schmitzbank steht. Rings um diese liegen fertige und unfertige Faßreifen und allerlei Werkzeug in der wildesten Unordnung durcheinander. Und kein Mensch dabei zu sehen noch zu hören.

Nichts war dem Mädchen verhaßter als Unordnung. Wo sie dergleichen sah, zuckte es ihr in den Händen. Sie konnte nichts unrecht stehen sehen, ohne es recht zu stellen, und wenn sie noch so gut wußte, wie schlechten Dank sie sich damit verdienen würde. Unwillkürlich ließ sie den Schiebkarren zur Erde nieder.

„So was!“ sagte sie und schlug vor unwilliger Verwunderung mit den Händen auf die Schürze. „Da läuft erst der Meister von der Arbeit, hernach die Gesellen und der Lehrer (Lehrling), wie die Säu' vom Trog. Freilich! Sollen die Gesellen auf seinen Nutzen sehn, wenn's der Meister selber nicht tut! Aus dem Holders-Fritz wird halt fein Lebtag nichts Gescheits.“

An jedem andern wäre ihr Unordentlichkeit zuwider gewesen, am Holders-Fritz erregte diese ihren Zorn. Sie wußte nicht, warum, und war auch nicht gewohnt, über dergleichen sich Rede zu stehen. Aber es regte sich zugleich ein Etwas in ihr, was sie freilich gewiß für nichts anderes hätte gehalten wissen mögen, als wofür sie selbst es hielt, für Ordnungsliebe. Dieses Etwas wußte jenen Zorn mit inuner neuen unverfänglichen Vorwänden von einem Zugeständnis zum andern so lange fortzuschwätzen, bis er endlich nichts mehr zuzugestehen hatte.

„Ich werd' nicht so dumm sein,“ entgegnete der Zorn dem Etwas, „Ordnung zu machen, wo mich's nichts angeht.“ „Aber über die Schnitzbank,“ sagte das Etwas, „kann bei Nacht jemand fallen.“

Sie räumt die Schnitzbank hinein, und das Gespräch geht fort: „Aus dem andern mag werden, was da will! Wenn ich nicht einmal darüber wär', die Reifen sollten liegen wegen mir bis zum Glückes-tag. Den Schnitzer und das Schnitzmesser — guckt nur! Auch das Beil und die Säg' haben sie liegen gelassen, die liederlichen Hünd'. Wenn mich nicht das Zeug dauern tät! So; nun fehlt nur noch, daß ich so dumm wär' und kehrt' auch noch die Spän' hinein, aber — nicht einmal einen Besen haben die da. Es ist mir nur Wunder zu sehn, ob das Volk nicht einmal einen Besen hat? Na, das soll wohl einer sein! Würd' dem Gesindel keinen Finger kosten, wenn sich's selber einen zusammenbänd', eh' sie das stumpfe Ding da — meinethalb! Und das Stadelthor ist auch hundert Jahr nicht geschmiert.“

Es wär' schad' um den Holders-Fritz, wenn's ihm nicht recht geschäh'. Nunmehr müßt' der einer sein. Warum heirat't er nicht? Aber wen denn? Wenn der keine Lüchtige kriegt, ist's schlimmer als gar keine. Wenn er mich zur Frau hätt', da könnt' er noch einer werden. Ich wollt's ihm schon gönnen; er ist doch nicht der Allerschlimmst'. Wenn ich einmal mit ihm zu reden käm', ich wollt' ihm allerlei sagen. Ja, damit er wunder dächt', was ich mit ihm haben wollt'! Was geht der mich an? Er hat meine Mutter nicht gefreit und will mich nicht frein. Und ich möcht' ihn nicht einmal. Den nicht und gar keinen. Ich kann's zweimal allein ermachen. Und so ist's, und nu ist's fertig!"

So lautete das Gespräch, daß die Gedanken der Heiteretei miteinander führten. Und wie diese mit dem Gespräch, war sie selber mit dem Aufräumen fertig geworden. Das alte Scheunentor kreischte laut knarrend in der Angel; die Heiteretei sah erschreckt sich um. Es war, als hätte zugleich etwas in den Büschen gerauscht. Aber alles war ruhig und niemand zu sehen. Das Tor hatte die Gräser vor der Scheune gestreift; die hatten gerauscht. Dennoch war das Mädchen mit einem Satz auf der Straße. Und nach der Miene, mit der sie weiter fuhr, mußte jeder, der ihr etwa begegnete, glauben, sie komme von Reich, wenn nicht vom Zainhammer her, in einem Laufem.

Schon war sie fast an dem Hohlwege, der die Scheunen von dem eigentlichen Städtchen trennt, als sie aus der Ferne ein wildes Durcheinander von Männerstimmen auf sich zukommen hörte. Erst war's ihr unmöglich, mehr als „Der Fritz, der Holders-Fritz! Ja, der Holders-Fritz! Na, der Holders-Fritz!“ herauszuverstehen. Das Geschrei kam näher und wurde zu einer Art Gespräch. Die Stimmen waren ihr bekannt.

„Der Frankendorfer Wirt,“ schrie der Adams-Lieb, „das ist auch einer, aber gegen den Holders-Fritz ist er doch nir.“

„Wenn ich dran denk“, lachte ein anderer, „wie der Fritz da lezt in Windig wieder den Tanzboden rein hat gefegt, und hernach hat er uns alle freigehalten wie ein Fürst. Leizel, war das eine Lust!“

„Aber,“ jubelte ein dritter, „wie er das Pfortentor aus hat ge-

hoben und 'runter geworfen in den Steuereinnehmers-Garten, und sechs Mann haben's beinah nicht wieder 'raufgebracht!"

„Muß da gerade das Gewitter kommen,“ schrie der Adams-Lieb wieder, „wie ich schon den Rock angezogen hab' zum Gründer Markt. Es ist nur gut, daß der Fritz auch Abhaltung hat gehabt, sonst hätt' mich's doch geärgert.“

„Mit dein'm Gründer Markt!“ eiferte ein vierter; „wo das Bier sauer ist und die Bratwürst' wie die Schwefelblöze und die Hammerschmied' tun, als wären sie Herrn auf dem Tanzboden.“

„Dho!“ schrie der Adams-Lieb wie beleidigt. „Nur net, wenn der Fritz dabei ist. Du, Fritz, zur Kirbe (Kirchweihe) gehste mit im Grund. Auf die Hammerschmied' hab' ich's lang gemünzt. Den'n mußt's einmal weisen!“

Und nun schrien sie wieder zusammen, daß man nichts als das „Der Fritz! Ja, der Holders-Fritz! Na, der Holders-Fritz!“ aus dem Geschrei herausverstehen konnte.

Es waren etwa zehn Bursche zwischen siebenzehn und zwanzig Jahren, die solchergestalt das Lob des Holders-Fritz preisend daherkamen, der in ihrer Mitte einherschritt, schweigend, wie ein mächtiger Fleischerhund umhüpft von kläffenden Möpsen. Sie gestikulierten mit Pfeifen, Stöcken und Händen, sichtlich bemüht, durch Wichtigkeit und Gewaltfameit des Gebarens zu ersetzen, was ihnen an Männlichkeit noch abging. Man sah, das wilde Wesen des Holders-Fritz war ihr Muster. Und das war freilich das einzige, in welchem sie ihm ähnlich zu sein vermochten. Denn so sehr sie sich auch streckten und die Schultern zusammennahmen, der Holders-Fritz ragte doch um Kopfeslänge über sie hinaus, und aus zwei ihrer Brustkasten wär' noch nicht einer geworden, wie ihn der Holders-Fritz zwischen den Schultern trug. Er war freilich fast doppelt so alt als der Jüngste unter ihnen; aber man sah, er tat auch von seiner Seite das Mögliche, das Mißverhältnis des Alters zwischen ihm und seinen Gefährten wenigstens äußerlich auszugleichen. Er trug keine Weste unter dem kurzen Rock und den Hemdekragen über das keineswegs elegant geschlungene Halstuch herausgelegt. Wer ihn so mit dem un-

geheuren weichselnen Pfeifenrohr sah, an dem große bunte Quasten herumbaumelten, hätt' ihn eher für einen verwilderten Studenten angesprochen als für einen ehrsamem Handwerksmeister.

Jetzt sah einer von den lärmenden Gesellen das Mädchen in den Hohlweg einbiegen.

„Dort kommt die Heiteretei,“ schrie er. „Macht, daß wir in den Hohlweg kommen, eh' sie wieder heraus ist.“

„Du, Frits, mußt ihren Schiebkarren aufhalten,“ sagte der Adams-Lieb. „Das gibt einen Spaß, wie er auf dem Gründer Markt nicht gewesen wär'!“

Das kam dem Frits eben recht. Mit zwei Sprüngen waren sie in dem Hohlwege, und der Frits stellte sich unter dem Jubel der Gefährten in der Mitte des engen Weges dem Mädchen entgegen.

Die Heiteretei merkte wohl, worauf's damit abgesehen war, aber sie hielt nicht an.

„Ausweichen“, dachte sie, „tät' ich nicht, wenn's auch möglich wär'. Aber die sollen auch nicht denken, daß ich stillhalt' oder zurückfahr' ihretwegen. Ist mir nicht bang', er wird schon beiseit' springen, wenn ihm der Karren an seine Beine kommt. Mag er's haben! Warum läßt er mich nicht gehn!“

Aber bis an seine Beine kam der Karren nicht. Einen Schritt davon hielt ihn der Frits an mit vorgestreckter Hand.

Einen Augenblick standen sich die beiden hohen Gestalten schweigend gegenüber. Sie sahen sich herausfordernd an über dem angehaltenen Karren.

Die Heiteretei schob aus allen Kräften, der Holders-Frits stemmte sich ebenso dagegen. Die Anstrengung trieb ihnen das Blut ins Gesicht und beschleunigte die Eile, mit welcher der Ausdruck ihrer Züge die ganze Tonleiter durchlief vom neckenden Mutwillen durch Spott und Hohn bis zum aufflammenden Zorn. Die Heiteretei ließ die Handhaben des Karrens auf den Boden nieder, daß die geladenen Eisenstäbe klirrend zusammenschlugen. Wieder auffchnellend wie eine Stahlklinge, bog sie sich drohend über das Fuhrwerk und sagte, Gesicht fast an Gesicht: „Willst du was?“

Der Jubel der Gefellen gab dem Fritz seine Ruhe wieder. Er nahm sich vor, dem Mädle seine ganze Überlegenheit zu zeigen. Bei jeder der Reden, die nun Schlag auf Schlag einander folgten, wuchs der Jubel der Zuhörer und die Beeiferung der Redner.

„Hast du denn, was ich will?“

„Nein; denn was Gescheits ist's nicht, was du willst.“

„Freilich; eine Frau, und das ist nichts Gescheits.“

„Glaub's wohl, daß du eine Frau willst; aber daß dich eine will, schon lange nicht.“

„Und hättest mich selber gern, wenn ich dich nur möcht'. Aber ich will eine andere, eine Schöne und Reiche. Weißt du keine? Kommst doch weit herum.“

„Nicht so weit, wo sie dich nicht kennten.“

„So brauchst mich nicht erst zu loben.“

„Ja doch, und auch nicht mich auslachen zu lassen. Du bist der Einzig', der nicht lacht, wenn eins dich lobt. Dafür lachen die selber hinter dein'm Rücken, die dich loben, daß du's hörst. Frag' nur die da. Und so ist's, und nu ist's fertig, und du läßt mich gutwillig vorbeie, oder du kannst noch zu hören kriegen, was die da nicht sagen, wenn du dabei bist.“

„Ja, so hat allemal der gesagt, der nichts hat gewußt. Wenn du was weißt, so sag' mir's doch. Weil ich keine Frau hab', die mir predigt. Tu' 'mal zum Spaß, als wärst du meine Frau; du wärst's halt doch zu gern.“

„Du denkst, weil ich arm bin, kannst du über mich spotten? Wenn du mich doch zur Frau hättest, du könntest vielleicht noch einer werden und ließt nicht mit solcher Brut herum, die noch die Eischalen am Schnabel hangen hat. Du denkst, dich möcht' ich? dich? Und wenn du einen Kock anhättest aus lauter Talern und an jeds Haar wär' ein Dukaten gespießt, dich möcht' ich nicht. Der ärmst' Bettelmann wär' mir lieber als du, wenn ich einen möcht'. Aber ich mag gar keinen. Und was bist denn du? Allen Gelbschnäbeln ihr Schulmeister, wo sie lernen, was nix taugt! Ja, wenn du das noch wärst. Aber ihr Geckelmann bist du, der Faren macht, wenn sie am Faden ziehn,

wie sie wollen. Und denkst noch wunder, was du bist mit deinen Krägeln und deinen Bummelquasten da. Du denkst, dem Herrenmüller sein Spitz, das ist nur ein Hund. Oh, der ist noch ein ganzer Kerl gegen dich, wenn er auch keine Krägele hat und keine Quasten. Der macht auch, was sein Herr will; aber er hat doch nur einen. Aber du hast so viele Herren als Nirtauger sind im Städtle. Wenn einer sagt: Schön, Holders-Fritz, apport! gib mir dein' Kappen, so gibst du sie; bezahl' mir mein Bier, so bezahlst du's; das ist ein starker Holders-Fritz! so machst du größte Sprüng' wie der Spitz, wenn's heißt: das ist ein geschickter Hund! Und denkst den ganzen Tag nix, als was für eine Dummheit du wieder machen sollst, damit die da dich loben. Denn um was Gescheits loben dich die da nicht, und von vernünftigen Menschen willst du nicht gelobt sein. Du denkst: wär' das ein Unglück, wenn's hieß: was der Holder für ein ansehnlicher Mann ist! er ist der ordentlichst' Mann und der tüchtigst' Meister in der Stadt; wer was gescheit anfangen will, muß den Meister Holder fragen. Ja, das wär' doch ein Unglück, wenn die da keinen mehr hätten, der ihnen tät', was sie sich schämten, wenn sie's selber sollten tun. Paß nur auf, wenn ich fort bin, wie's heißen wird: Allo faß, Holders-Fritz! Mach' du nur Augen, wie du willst, ich fürcht' mich schon lang nicht vor denen ihrem Spitz. Und nun läßt' los! Ich hab's wie mit Löffeln! Du weißt nun, was für ein Kerl du bist, und so ist's, und nu ist's fertig!"

Und aufgehoben war der Schiebkarren, und vorwärts ging's durch den Knäuel der Bursche hindurch, die fluchend beiseit sprangen, wenn die Wucht des Schiebkarrens ihre Beine traf.

Alle fielen über den Holders-Fritz her und begriffen nicht, daß er dem „Lügenmaul“ nicht eins versetzte, woran sie lebenslang zu denken hätt'. Er selbst begriff's am wenigsten.

Noch aus der Ferne rief die Heiteretei: „Heß, Holders-Fritz, heß!"

Der Holders-Fritz war rot bis unter seine wilden Haare; er schickte dem Mädchen einen Blick nach, vor dem die Bursche erschrafen. Der Jubel nahm ein plötzliches Ende. Keiner wagte zu mucken, um nicht etwa das Gewitter, das in dem Holders-Fritz aufgestiegen war,

auf sich abzuleiten. Der Holders-Fritz zerbiß die Worte zwischen den Zähnen: „Du Mädele du! Wart', du Mädele du!“ Einen Augenblick stand er schweigend, dann fuhr er wie im Troge auf und schrie mit wilder Lustigkeit: „Heut geh' ich nicht heim und morgen auch nicht. Nun soll's erst recht heißen: der wilde Fritz. Heut haben die Zimmerleut' ihren Tanz in der Schwanz'. Will sehn, wer mich hinausweist.“

„Nun bist du wieder einer!“ schrie der Adams-Lieb, und, ein wildes Lied brüllend, zog der ganze Haufe „der Schwanz“ zu.

Der alte Benediktus — nur Diktes genannt — blieb vor einem Häuschen stehen, nahm das Nachtwächterhorn an die Lippen und blies gerade nach dem Häuschen zu den schönsten Ton, der darin war.

Ob ihm das Häuschen so gefiel, daß er beim Tuten und Stundenrufen allemal nach ihm hinsah?

Hübsch genug sah es aus, zumal wenn, wie eben heute, der Mond darauf schien, am hübschesten aber, wenn der große Holunderbusch, der das Häuschen unter seinem Arm hatte wie einen Hut, oder unter seinem Flügel wie ein Küchlein, zugleich in voller Blüte stand. Und den Grasmücken und Finken ging es bei Tage wie dem alten Diktes bei Nacht. Der alte Holunder hatte keinen geraden Wipfel mehr, so oft hatten die kleinen Tagediebe singend sich darauf geschaukelt. Das schmale Beglein, das vom Schloßberge jäh genug herabkommt, tut auf der kleinen Wiese dabei, als müßt' es vor jedem Büschchen wieder ein Stück umkehren. Man sieht, ihm ist's nur darum, nicht zu schnell vorbeizukommen, und kaum zwei Schritte unter dem Häuschen, da wird's gar aus mit ihm vor Vergnügen, da hört's ganz auf.

Und just da ist's, wo am Zehntbach hin die herrlichsten Tuten und Pfeifen wachsen in der ganzen Gegend, so viel Weiden auch dem Bache entgegengehen oder ihm das Geleite geben von hier hinauf und hinab in das weite Thal. Da hat der Türmer noch das Glockenseil vom Dreibrotläuten in der Hand, und schon füllt Kindergejubil das ganze Weidengebüsch. Da wird das blaue Bächlein ganz rosig vom Widerschein der badenden Kinderleiber vom Häuschen an bis zur Lücke im Busch, wo man, wenn heiterer Himmel ist, den Reicker Kirchturm

sehen kann. Jetzt im Mondenschein sieht man kaum die Walkmühle und das Drescherhäuschen. Und zu hören ist nichts als des alten Diktes Nachtwächterhorn und Stundenruf und ein leises Lüftchen talherauf, kaum ein fernes Hundegebell und, wenn die Luft etwas stärker weht, vorübergehend das Rauschen vom Walkmüllerwehr. Und jetzt, indem wir davon reden, ein rascher Schritt, der näher kommt und näher, begleitet vom Schleifen eines Schiebkarrenrades im feuchten Gras.

Die Heiteretei hat ihre Last beim Nagelschmied abgeladen und eilt nun ihrem Häuschen zu. Denn hier hat sie das Kind ihrer Schwester unter der Obhut der alten Annemarie zurückgelassen, der für diese Dienstleistung die Oberstube des Häuschens eingeräumt ist. „Und“, sagt die Heiteretei im Eilen vor sich hin, „die Annemarie kann's nicht besser meinen, und das Liesle mag sie auch; aber sie wird jeden Tag tappichter, und was kann in so ein sechzehn Stunden nicht alles geschehn!“

Je näher sie kommt, desto leiser wird ihr Tritt. Sie läßt den Schiebkarren vor dem Häuschen nieder, tritt an das kleine Fenster und pocht leise, leise. Das Kind muß nunmehr schlafen, und die Annemarie hört besser als manches Junge. Und so ist's auch. Die Alte erscheint.

„Schläft's? Ist alles gut gängen?“ fragt das Mädchen.

„Alles; nehmt aber das Strümpfle mit 'rein, Dorle, von den roten eins draußen am Staket. Die alte Sannel da, nieden vom Kellerweg, hat's auch gesagt, es muß Stiefmütterlesteek' krieg', sonst wächst's noch zu.“

Annedorle nahm das Strümpfchen vom Staket, hob leise den Schiebkarren auf den leeren Schweinestall am Häuschen; dann trat sie durch die Haustür, welche die Alte unterdessen aufgeriegelt, unmittelbar in ein Gemach herein, das Wohnstube und Küche zugleich war. Ehe sie noch ein Wort sprach, nahm sie die Lampe vom Ofensims und leuchtete, mit der Hand vorsichtig schirmend, damit kein Lichtstrahl wecke, in die Kammer hinaus über ihr Bett hin, in dessen Mitte die Kleine lag wie ein Rosenknöspchen, auf einen weißen Teller gemalt. Dann setzte sie sich der Alten gegenüber, die den Sitz auf der Ofenbank eingenommen, auf den einzigen Stuhl.

Die Alte tat Bericht, wie es mit dem Kinde gegangen; es seien wieder zwei vordere Backenzähne im Begriffe, bei ihr hervorzubrechen.

„Dacht's wohl,“ sagte die Heiteretei, „es hat Nächstens wieder so gehust't. Aber sonst ist's doch recht?“

„Na, ich weiß net, was für eins das is. Kriegt die Zähn' wie auf einmal und lernt auch noch laufen dabei; andere schmeißt's immerfort zurück. Aber der Diktes hat schon Zehne getüt't. Die Hölzle stehn hinterm Ofen. Gut' Nacht, Bäs Dorle, schlaft wohl.“

Das Dorle leuchtet ihr die enge Treppe hinauf, oben scheint der Mond zu dem kleinen Fenster herein. Unten wirft er helle Flecken auf den Boden und an Treppe und Wand. Dorle sieht, die Löcher in der Lehmwand, durch die der Mond so ungeniert hereinschaut, sind wieder größer geworden. „War auch ein Regen das!“ sagt sie, geht in ihr Stübchen zurück und sitzt wohl noch eine Viertelstunde in Gedanken, darunter schweren Hauswirtsorgen, auf dem Stuhle. Das Häuschen, so schön es ausah, war schrecklich baufällig; vielleicht sah es eben deshalb so schön aus. Das Strohdach erschien an einigen Stellen fast durchsichtig, während es an anderen große Höcker zeigte. Die große Reinlichkeit am Häuschen und darum herum stellte die Mängel desselben nur in helleres Licht. Es war ungewiß, ob der große Holunderstrauch das Häuschen mit allen seinen Armen umschlang, um dessen Mängel zu verdecken oder um seine auseinanderstrebenden Teile zusammenzuhalten. Was davon auch seine Absicht war, er erreichte sie trotz alles Mühens nur unvollkommen. Und das kleine Liesle! und seine Mutter, die Schwester der Heiteretei, im fernen Dienste! Oh, es war Stoff genug zu sorgenden Gedanken.

Eine kleine Grille akkompagnierte unter dem Rachelofen hervor seine Kollegen im sinnenden Kopfe der Heiteretei. Die Lampe konnte kaum die Augen offenhalten vor Schläfrigkeit und kämpfte immer schwächer zwischen Einnicken und gewaltsamem Emporraffen. Zum Glück ist die Sorge kein dauernder Gast bei der Heiteretei, und langes Sitzen ist auch ihre Gewohnheit nicht.

Sich straffaufrichtend, strich sie die Schürze glatt und sagte: „Wenn's nur am Leben bleibt und brav wird! Lehm gibt's genug am Bach,

die Löcher zu verstopfen. Und wenn's keinen mehr gäb'! Ich bin gesund und stark, und sie sollen mich nicht umsonst die Heiteretei heißen in der Stadt. Mag heiraten, wer will, und sich krank sorgen, wer will, ich nicht. Und so ist's, und nu ist's fertig!"

Der Gringel, an einem anderen Orte hätte man ihn den Gasthof zum goldenen Ring genannt, hatte ein anderes Gesicht als das Häuschen der Heiteretei. In seine derben Züge war es Wetter, Wind und Alter noch nicht gelungen, etwas von dem interessanten Wesen hineinzuschreiben, welches das Häuschen unter den Weiden auszeichnete. Dazu thronte er breit und gewaltig auf dem höchsten Punkte des Städtchens im vollen Lichte wie eine Sonnenblume, während jenes sich veilchenhaft tief unter ihm in grüne Schatten verkroch. Eigentlich war der Gringel nur mit seiner Besitzerin zu vergleichen, der Gringelswirts-Baltineffin, so genannt, nicht weil sie selber, sondern weil ihr verstorbener Ehegatte mit seinem Rufnamen Baltines geheißten.

Der Zufall, der die Baltineffin eben der Morzenschmiedin gegenüber sitzen heißt, scheint dies in seiner lustigsten Laune zu tun; denn beide Genannte stellen die Pole weiblicher Beleihtheit vor. Die Baltineffin macht den Eindruck eines über seine Ufer getretenen Stromes. Es ist ein Glück für die Morzenschmiedin, daß jene nicht auf dem Ledersofa neben ihr Platz genommen, sie wäre rettungslos unter Fleisch gesetzt worden. Die Baltineffin ist eine Gestalt von solcher Unbescheidenheit der Ausdehnung, daß der Gast, welcher hereintretend seine Sehkraft nach ihrem Maße ausgedehnt hat, Gefahr läuft, die Schmiedin ihr gegenüber gar nicht gewahr zu werden.

Es sind ungefähr vier Wochen vorübergegangen seit dem Tage des Gründer Marktes. Daher mag es kommen, daß von all den Gästen, die neben den genannten Frauen in der Wirtsstube des Gringels sich befinden, keiner mehr sein gedenkt. Diese macht einen bei weitem gemüthlicheren Eindruck als die Außenseite des Hauses. Besonders ist dabei das braune Holzgetäfel an den Wänden tätig. Die langen Tische haben sich ihm so nahe gemacht als möglich, und

das Beispiel der eben vorhandenen Gäste wie die glänzenden Flecken über den leeren Bänken, durch die Bemühung der Rücken von ganzen Geschlechtern poliert, bestärken uns in der Meinung, an dem Gestühl lehrend zu sitzen, müsse ein schöner Gedanke sein; besonders, wenn man dabei die Füße auf den Latten ruhen läßt, die zu diesem Dienste etwa vier Zoll über den Dielen unermüdlich von Tischfuß zu Tischfuß im Hin- und Zurücklaufen begriffen sind.

Der leere Raum in der Mitte des Zimmers scheint in seiner Größe für die Formenverhältnisse der Balthinessin absichtlich berechnet. Hier schreitet sie in der massiven Grazie, in der etwa der Gringel selbst oder die ganze Reihe Häuser, deren Stolz und Krone er ist, sich bewegen würde, von Gast zu Gast. Denn, obschon eine große, sie ist auch eine herablassende Frau, wenigstens gegen ihre Stammgäste und deren Angehörige. Von allen anderen freilich spricht ihre Gebärde: ich kenne sie nicht. Aber deren sind eben deshalb auch nur wenige.

Ihr Töchterlein, die Gringelwirts-Balthinessin-Ev', ist bei weitem so leutselig nicht. Und sie verdankt es in ihrem Herzen der Mutter, daß diese nicht so stolz ist, als sie in Betracht ihres Ansehens sein könnte und der Meinung der Ev' nach sein sollte. Sie kommt selten in die Wirtsstube, und wäre auch jetzt nicht da, befände sich unter den Gästen nicht der Adams-Lieb, den wir schon kennen. Nicht daß sie ihm besonders zugetan wäre, aber er ist's ihr, und ihr erscheint's nicht unangenehm, angebetet zu werden. Vielleicht auch, weil der Adams-Lieb vom wilden Fritz wissen muß. Und von diesem ist eben die Rede.

„Ihr seid ja auch die Tag' bei ihm gewest,“ sagte der Morzen-schmied, der in einer Ecke duckte, zu dem Meister Schramm.

Dieser verwunderte sich oder schien das wenigstens zu tun. Er hatte von einem Schlaganfall ein fortwährendes leises Kopfschütteln übrigbehalten; das gab ihm ein Ansehen, als verwundere er sich über alles, selbst über sich und seine eigenen Reden.

„Ja,“ entgegnete der Meister in einem Tone, dem man anhörte, daß er neben andern städtischen, Würde verlangenden Funktionen

auch die Stelle eines Leichenbitters und -anordners versah. „Ja, aber einen desgleichen Menschen hab' ich mein Lebtag nicht gesehn.

„Ihr red't vom Holder?“ fragte der Adams-Lieb und tat dabei so männlich, als ihm möglich war.

„Euch sollt' man eigentlich nach ihm fragen,“ meinte der Schmied. „Ihr seid ja das ander' Pferd am selben Wagen mit ihm.“

„Kann sein,“ lachte der Bursche, „daß das einmal ist gewest. Aber im Kalender heißt jeder Tag anders.“

„Ja,“ sagte der Schmied, „Ihr habt jetzt was auf den Holders-Fritz. Er läßt Euch nicht mehr in sein Haus.“

„Er läßt?“ tat der Adams-Lieb höhnisch, aber höhnisch wie ein Mann. „Ja, sie sind sauer, hat der Fuchs gemeint, wie die Träubel zu hoch haben gehängt. Es gibt mehr solche, wo die Leut' nicht hereinlassen, die von selber außen bleiben.“

„Seit der Geschicht' in der Schwane,“ begann der Schmied duchsichtig wieder. „Aber so sind die Leut'. Sie sagen, er hätt' euch 'raus geräumt. Am End' ist's umgekehrt gewesen.“

Der Adams-Lieb spuckte wichtig aus. „Ja, die Leut' hören immer läuten, aber nicht zusammenschlagen.“

„Und ich meint',“ versetzte der Schmied, „es müßt' ein tüchtig Zusammenschlagen gewesen sein. Die Zimmerleut' sind tüchtige Glockenknöppel. Wer da seinen Kopf zur Glocken muß hergeben!“

„Ich hab' ihn wollen abwehren,“ sagte der Adams-Lieb; „da hat er auch über mich wollen kommen. Ich hab's ihm aber gewiesen. Das ist die ganz' Sach'.“

„Hab' ich's doch gedacht!“ meinte der Schmied, indem eine unsichtbare Hand ihm einen Ruck gab, daß man, war sein Gesicht nicht so ernst, glauben konnte, es komme von innerlichem Lachen. „Ja, die Leut'! Da haben sie gesagt, Ihr hättet an dem Fritz gehezt, und Ihr habt ihn doch wollen abhalten. Und der Fritz wär' so in der Rage gewesen, daß er hätt' gemeint, Ihr wärt auch Zimmerleut', und hätt' nicht geruht, bis er ganz allein im Saal wär' gewest. Und da hätt' ihm das Alleinssein so gefallen, und er hätt's auch daheim eingeführt.“

„Da seht Ihr's doch gleich,“ sagte der Adams-Lieb überlegen. „Wenn's so wär' gewest, so will ich einmal annehmen, er tät' u n s nicht hereinlassen. Aber er läßt gar keinen Menschen herein. Ich hab's nicht probiert. Es ist schon lang keine Ehr' mehr gewest, mit dem zu gehn. Ich hab' nur immer noch gedacht, ich wollt' ihn zurechtbringen. Zuletzt hab' ich gesehn, es ist umsonst. Und jeder ist am End' sich selber der Nächst'. Haben die Leut' doch schon angefangen zu reden, als macht' ich die Kügele und der Holders-Friß tät' sie nur verschießen.“

Der alte Meister Schramm verwunderte sich, daß er von der Sache nur reden wollte. „Ja,“ zitterte er, „er läßt gar keinen zu sich, und wär' ich nicht sein Lehrmeister gewest — aber angekommen bin ich schlecht genug. Ich hab' gemeint, als sein alter Lehrmeister müßt' ich eine Vermahnung tun. Aber er hat gemeint, eben weil's mir und den Leuten nicht recht wär', wollt' er's noch wilder treiben, und wir sollten die Händ' über den Kopf zusammenschlagen, was er nun noch angeben wollt'. Dabei hat er so mit dem Beil in die Reif' hineingehauen, daß mir die Stücken um den Kopf geflogen sind, und ich hab' gemacht, daß ich noch mit gesunden Gliedern bin herausgekommen, eh' er über mich selber geraten ist. Mir ist's recht just gerad' so vorgekommen, als wär's mit ihm nicht richtig.“

Jetzt ließ sich eine Stimme hinter dem Ofen hervor vernehmen, die auch im Klange der eines Heimchens ähnlich war. „Hm! Und weiß man denn nicht, was ihn hat so erbittert? Ein Ding will doch eine Ursach' haben.“

Der Adams-Lieb räusperte sich. Neben der Bemühung, dies so männlich zu tun als möglich, klang darin ein: Wenn ich nur sagen wollt'!

„Ihr wißt's,“ sagte der Schmied zu ihm.

„Ich?“ meinte der Adams-Lieb wegwerfend. „Was soll ich wissen? Ich weiß nix.“

Die Baltinessin aber setzte sich ihm gegenüber. Dann schlug sie mit beiden Händen zugleich auf ihre Kniee und sagte: „So red't Ihr. Aber wer am Gründonnerstag Sechzig ist gewest, der läßt sich nix vormachen. So red't Ihr, aber hier sitz' ich und sag': Ihr wißt's.“

Auch die Morzenschmiedin erhob sich. Wie sie daher kam, glich sie

einer rückwärts wandelnden Schwarzwälder Uhr, an der das Haubenfleckenchen das Zifferblatt, die lang von der zuckerhutförmigen schwarzen Haube in den Rücken hinabfallenden Bandschleifen die Gewichte und die lange schmale Person der Schmiedin selbst das Gehäuse darstellte. Der kurze, spitz ausgezackte Kragen des in Luckenbach unentrinnbaren engen, ärmellosen, blauen Tuchmantels konnte für ein altmodisch verziertes Gesimse gelten.

Man sah, der Adams-Lieb fühlte sich durch die Frage der Baltineßin in seinem notreifen Mannesherzen geschmeichelt. Er blickte sich um, ob auch alle hersehen, zugleich, ob die Ev' auch die männliche Haltung gewahre, die er annahm.

Aber ein neidisches Schicksal gönnte ihm nicht, seine Redekunst zu zeigen. Man hörte die Haustür des Gringels mit Gewalt zufallen, fast zugleich öffnete sich die Stubentür, und der Hereintretende zeigte ein Gesicht, über dessen Anblick man etwas noch Ausgesuchteres vergessen hätte.

Er warf sich klappernd auf eine Bank und gab auf den allgemeinen Frageblick nur ein lang andauerndes pfeifendes Husten zur Antwort.

Die Baltineßin erhob sich und schleuderte ihre Haube, die bis jetzt auf dem linken Ohr in der Schwebelagerung geruht, mit einer eigentümlichen Bewegung des Hauptes auf das rechte. Diese Bewegung, die man öfter an ihr wahrnehmen konnte, war aber keineswegs die Folge einer Angewöhnung. Wer sie genauer beobachtete, fand bald, daß sie dieselbe nie zwecklos veranstaltete, sondern stets nur da, wo sie etwas damit sagen wollte. Und sie wußte unendlich viel damit zu sagen, was der Zunge unaussprechlich war.

Als diese Bewegung sich als ein wirkungsloses Mittel erwiesen, griff sie zu einem anderen, den Mann von seinem Husten zu befreien. Sie wandelte zu dem Hustenden und versetzte ihm mit ihrer wohlgenährten Rechten einige sanfte Schläge in den Rücken. Und das half.

Denn obschon der Mann immer noch hustete, so kam doch Verstand hinein, und es hatte Ähnlichkeit mit der menschlichen Rede, als er weiter hustete:

„Da unter den Weiden, gleich bei der Heiteretei ihrem Häusle, hat er gelauert.“

„Er?“ sagte die Baltineffin und schwenkte unwillig die Haube.
„Er ist niemand. Ein Dieb, will der Meister Weber sagen.“

Aber das nahm der Weber übel. „Ich bin wohl einer,“ hustete er, „der vor einem Dieb erschrickt? Das ist dem Dieb sein Handwerk, und über einen, der in seinem Handwerk ärbet't, erschreck' ich nicht. Freilich hab' ich erst gemeint, es ist einer, und das geht dich nix an. Denn ein Dieb muß auch sehn, wie er ehrlich fortkommen will auf der Welt. Aber wie mir's vorgekommen ist, als müßt's der Holders-Fritz sein der Statur nach, und in seinen Händen hat er ein Weil gehabt, da bin ich auf ihn zugegangen. Und da bin ich erschrocken, daß derjenig' über mich erschrocken ist, und hat sich wild umgesehn, hat seine Hand vor sein Gesicht gehalten und fort — ist er gewest. Ich mein', er ist in den Bach gesprungen, damit ich ihn nur nicht erkennen sollt'.“

So hustete der Weber und gab noch einiges zu, was wirkliches Husten vorstellen sollte.

Das unsichtbare Heimchen zirpte hinter dem Ofen hervor: „hm, hm, hm!“

Die Baltineffin aber schlug auf ihre Kniee und sagte: „Ob schon mein Vater ein Weber ist gewest, hier sitz' ich und sag': Das ist kurios!“

„Aber ich hab' gedacht,“ meinte die Schmiedin, „der Holders-Fritz geht gar nicht aus. Und wenn er lauert, so müßt' doch was sein, worauf er lauern tät'!“

„Ja,“ sagte die Baltineffin, „es ist finster, und der Meister Weber hat nur gemeint, es könnt' der Holders-Fritz gewest sein.“

Der Weber wollte antworten, aber es wurde ihm dasmal schwer, Verstand in sein Husten zu bringen.

„Und er geht nicht aus?“ rief eine Stimme, die so schnell redete, daß man meinte, sie habe die fünf Worte zugleich gesprochen. Als sie fortfuhr, bemerkte man, es hatte mit ihrem Reden eine eigene Bewandtnis. Das erste Wort jedes Absages stellte einen hemmenden Pfropfen dar, der erst durch ein gewaltsames Rütteln aller Gesichts-

muskeln zum Springen gebracht werden mußte. Dann aber schäumten die anderen ihm in desto sprudelnderer Eile nach. Der Besitzer dieser Stimme, der, so oft er sprechen wollte, hinter dem Tische hervorsprang, als wolle er diesen vor der Gefahr seines Ergusses sichern, ähnelte auch in seiner einschnittlosen Gestalt, auf der ein kleiner Kopf saß, einer Seltersflasche. Sein Antlitz war von einer Röte, der man eine Nachhülfe mit geistigem Getränk ansah, und ein schwarzer Schnauzbart teilte es in zwei fast gleiche Teile.

„E—r geht nicht aus? Mit Vergunst von der Frau Baltineßin, aber das ist nicht wahr gered't.“

Da die Baltineßin sich anschickte, ihm etwas zu erwidern, setzte sich der junge Mann einstweilen nieder.

„Man muß glauben, was ein Mensch sagt,“ entgegnete sie. „Der Meister Schramm hier ist ein Luckenbacher, und der sitzt hier und sagt, er geht nicht aus.“

Sie bewegte die Haube dabei wiederum auf ihr linkes Ohr, um anzudeuten, daß der Redner kein Luckenbacher und daher gewissermaßen kein Mensch sei und keinen Glauben verdiene.

Das verdroß den Saalfelder, er sprang wiederum hinter dem Tische hervor, rüttelte an seinem Pfropfen und sprudelte: „Mii—it Vergunst von der Frau Baltineßin, ich bin Mensch und Böttchergeselle. Uaa—als ein solcher hab' ich zwei Jahr' lang bei dem Meister Holder gearbeitet, und zwar als einer, der weiter drein ist gewest als bloß in Luckenbach, wo nur ein kleines Nest ist im Vergleich mit großen, allwo ich gearbeitet mit Vergunst von der Frau Baltineßin.“

„Ein Mensch will Er sein und ein Böttnergesell? Ein Saalfelder ist Er,“ sagte die Baltineßin entschieden.

Der Meister Schramm schien die scharfsinnige Einteilung vernunftbegabter Wesen in Menschen, Böttnergesellen und Saalfelder anzustimmen. Und die Sache war damit eigentlich abgetan.

Der Saalfelder zwar war anderer Meinung. Er kam wieder hervorgerannt. „Dobbb—das kann ich dem Meister Schramm bezeugen, wie der Meister Holder ist gewest. Dbbb—denn der Meister Holder ist auch auf mich zugekommen mit unvorsichtigen Griffen wie ein

Kohalift, das er immer ist gewest. Mmmm—meister Holder, hab' ich gesagt, ich bitt' Ihn inständig, sich nicht zu vergreifen. Wwvw—wenn ich meint', einen rechtschaffenen Menschen in dir anzugreifen, da ve—vergriff ich mich freilich, hat er gesagt. Ziii—ich hätt' ihm noch mehr gesagt, wä—wär' ich nicht zufällig schon draußen gewest. Unn—nd der Spandauer, mein Nebensgesell', ist von se—elber gegangen vor Zo—orn über mich, daß der Mei—eister einen rechtlichen Kunstgesellen so behandelt hat. Ddd—denn—denn es ist eine Kunst und kein Handwerk nicht; da—as Buch ko—ostet mich sechszehn Groschen: „das Gg—ganze der Böttcherkunst“ mit Vergunst von der Frau Baltineffin.“

Für diese war der gute Saalfelder gar nicht mehr vorhanden; sie strich sein Gedächtnis in Gestalt einer Falte von ihrer Schürze weg. Aber das Heimchen zirpte hinter dem Ofen hervor: „Die Red' ist davon, ob der Holders-Fritz ausgeht oder nicht!“

„Ff—freilich geht er,“ sprudelte der Saalfelder. „Mm—mü—üßt' mir's der Lehrer (Lehrling) nicht gesagt haben, wo ganz allein bei ihm geblieben ist, wei—weil er ein Schurk' ist seines Namens, u—und das ka—ann man ihm nicht verdenken tun von w—weger er ist erst sechszehn gewest. Ddd—der muß nun die Bestellungen annehmen und mit den Kunden verakkomodieren von weger weil der Meister mit niemand reden will. Dddd—da sitzt der Meister auf der Schnitzbank und sagt: T—tu ich's oder t—tu ich's nicht? Ich t—tu's, und eh's herauskommt, g—geh' ich nach Amerika. Un—nd d—dabei hat er Augen gemacht wie glühig Pech und den Schnn—niger vor sich in die Schnn—nitzbank gestochen wie ein T—tyrann. Und w—wie er den Lehrer hat gesehn, daß der ist in der We—werkstatt ist gewest, d—da ist er erschrocken f—käseweiß, dd—daß dem Lehrer 's hat gegruselt den ganzen Rücken hinunter mit Bergg—gunst von der Frau Baltineffin. Unn—nd hernach hat sich der Mei—eister angezogen, dd—der Lehrer hat's durch's Schlüsselloch gesehn, aber nicht wie ein Chh—christenmensch, sondern wie ein italjänischer Wanditer; so hh—hat er das F—futter außenhin gehabt und dd—das Tuch innenwendig. Es ist sch—schon dämmerig gewest, aber er hat noch gewart't, bis

es ist Ann—nacht worden, und hat dem Al—lehrer erst nn—noch gute Nacht gesagt und get—tan, als wenn er sich niederlegt', eh' er ist gg—gegangen nach den Ww—weiden zu mit Vergunst von der Frau Wv—valtineffin."

„Nach den Weiden,“ zirpte das Heimchen, „hm, hm, hm!“

Die Valtineffin war eben im Begriff, das ganze Zeugnis des Saalfelders auf ihren Knien heimzuschlagen, als sich die Stimme des Uhrmachermeisters Zerrer erhob. Der Mann schien bei seinen Gehwerken das Sprechen gelernt zu haben. Aus seinem Knarren und Schnarren schien hervorzugehen, daß auch er den Holders-Fritz in der Dämmerung lauend getroffen.

„Wo denn?“ fragte das Heimchen. „Auch bei der Heiteretei ihrem Häusle?“

„Es war am Weidenweg,“ schnarrte der Uhrmacher. „Ja, wenn ich mich recht besinn', so ist mir die Heiteretei nicht lang zuvor den Weidenweg her begegnet gewest. Ich hab' ihn ganz genau erkannt. Die Frau Valtineffin kann's glauben, so gewiß ich ein Luckenbacher bin.“

„Hm,“ sagte die Valtineffin und schwang die Haube. „Ich kann mich nur nicht gleich besinnen, wo Sein Großvater selig wohnhaft ist gewest in Luckenbach.“

„Der liegt auf dem Schwarzwald begraben, in Tuttlingen,“ entgegnete der Uhrmacher. „Mein Vater ist erst hergezogen nach Luckenbach.“

„So, auf dem — Schwarzwald,“ sagte die Valtineffin und dehnte den Schwarzwald, daß seine letzten Bäume weit nach Frankreich hinein zu stehen kamen. „Das ist, wo die Katholiken sein, und da heißt einer Florian und der ander' Fabian und machen Mäusfallen.“

„Das ist mir nicht bekannt,“ sagte der Uhrmacher. „Aber von den Schwarzwälder Uhren weiß die ganze Welt.“

„Die ganz' Welt?“ sagte die Valtineffin und schob sie mit der linken Hand geringschätzig beiseite. „Das kann sein. Aber von Luckenbach weiß sie nix. Und obschon mein Vater ein Weber ist gewest, Gott sei Dank! es ist noch kein Luckenbacher gewest, der Uhren hätt' gemacht!“

Die Wv lachte eben nicht ehrerbietig. „Nun so wird Sie mir's doch glauben, wenn ich's sag'. Der Holders-Fritz hat mich dahinten an der

Mauer beinah über den Haufen gerennt, wie er den Leuten ist ausgewichen. Und gelauert hat er vorher, das hab' ich selber gesehn."

„Und die Heiteretei?“ schob das Heimchen hinter dem Ofen hervor ein. „Die ist erst vorbeigewest?“

„Nein,“ sagte die Ev'. „Aber weit war sie nicht; das ist schon wahr. Und den Weg ist sie hernach auch gekommen. Und nun wird Sie's doch glauben, wenn's eine bessere Luckenbacherin sagt, als Sie selber ist. Ich hab' doch ein Luckenbacher Heerle (Großvater) mehr wie Sie.“

„Ja, was das für ein Mordmädle ist,“ lachte die Baltineffin voll Mutterstolz, „die Ev'! Und obschon mein Vater ein Weber ist gewest, mein Heerle selig ist Burgemeister von Luckenbach gewest, und alle Leut' haben gesagt, ich bin ihm wie aus den Augen geschnitten.“

Das war eigentlich der Nachsatz, zu welchem jenes Obschon ursprünglich gehörte. Wenn sie dies ohne den Nachsatz brachte, so war das jedenfalls Bescheidenheit, und sie rechnete darauf, daß der Hörer diesen in seinem Kopfe ergänzen würde.

Der Meister Schramm wunderte sich diesmal mit Recht. Denn was mußten das für Augen gewesen sein, aus denen man eine Gestalt wie die Baltineffin schneiden konnte! Von einem Bürgermeister, der solche Augen hatte, da war freilich Luckenbach wohl gehütet.

„Ja,“ sagte der Meister Schramm, „in Luckenbach ist dafür auch die Frau Baltineffin der Hanswurst in der Komödie.“

Der Meister hatte in diese Äußerung nichts Unehreerbietiges legen wollen, und keiner der Anwesenden fand etwas dergleichen darin. Es wußte jeder, daß der Hanswurst die Hauptperson in der Komödie ist, und die Baltineffin nahm das Kompliment mit gütiger Herablassung auf. Dann erklärte sie, da eine Luckenbacherin es gesehen, so müsse man nun wohl glauben, der Holders-Fritz lauere jemandem auf.

Das Heimchen aber hatte nicht vergessen, daß der Adams-Lieb noch sein Wissen um die Sache schuldig war.

„Ihr wißt noch was,“ zirpte es. „Ihr, Adams-Lieb!“

Der Adams-Lieb sah sich wichtig um und schwieg, bis die Baltineffin die Haube warf und damit erklärte, sie halte den Adams-Lieb weder für einen Schwarzwälder noch für einen Saalfelder, und da er

meinte, in den Augen der Eo' ihr Wohlgefallen an seiner männlichen Haltung zu lesen, begann er:

„Es ist nir weiter. Am Gründer Marktabend sind wir der Heiteretei im Reicker Hohlweg begegnet. Ich hab' ihn abhalten wollen, aber er hat ihr den Schiebkarren aufgehhalten, und da hat sie ihm gesagt, was er für einer ist. So ist's ihm noch nicht gesagt worden.“

„Ja, so ein gemeines Ding ist die!“ sagte die Eo'.

„Und,“ meinte der Schmied, „da fabeln die Leut' wieder, Ihr hättet ihn auf die Heiteretei gehehzt, und sie hätt' ihm auch gesagt, was Ihr für einer wärt. Ja, kein Wort soll man den Leuten glauben.“

„Was die Leut' sagen!“ erwiderte der Adams-Lieb großartig. „Die Frau Baltinessin weiß, wie ich bin, und weiter frag' ich den Leuten nichts nach. Der Heiteretei ihr Schiebkarren, kann wohl sein, der weiß auch Geschichten. Aber ich kümmer' mich nur um mich.“

Der Schmied sagte vor der Hand nichts weiter; er mußte die Pfeife anzünden, die ihm ausgegangen war.

Dafür nahm das Heimchen wieder das Wort: „Hm! Und er war wohl sehr in der Wut auf die Heiteretei?“

„So hab' ich ihn noch nicht gesehn gehabt,“ entgegnete der Adams-Lieb. „Er hat nicht können sprechen und hat nur mit den Zähnen geknirscht und die Fäust' nach ihr geballt! Und von Stund' an ist er so wunderbarlich geworden, wie man hört, daß er noch ist.“

„Hm! Hm, hm!“ zirpte das Heimchen. „Wer einen Verstand hat, womit er denken kann, der mag sein Teil denken, wenn er auch nicht red't. Da will einer was tun, daß die Leut' die Händ' sollen über den Kopf zusammenschlagen. Da will einer was tun und sticht mit dem Schnitzmesser vor Wut in die Schnitzbank und will nach Amerika, eh's 'raus kommt. Da sagt einer erst gut' Nacht, als wollt' er zu Bett' gehn, und geht doch heimlich weg und hat den Rock verkehrt an wie ein italjänischer Bandit, damit ihn niemand soll erkennen und alle Leut' sollen glauben, wenn was draußen passiert, er ist nicht herauskommen aus seiner Werkstatt. Und er lauert nachts, wo er meint, daß eine vorbei muß gehn. Und wer ist die Eine? Das ist eine, die ihn hat beleidigt, daß er nicht hat können sprechen und hat

nur die Fäust' geballt und mit den Zähnen geknirscht. Und da merkt er nicht bei seinem Lauern, daß die Leut' dahinter müssen kommen. So ganz toll und blind ist er in seiner Wut und verbeißt sich nur immer tiefer in seine boshaften Gedanken. Die göttlich' Vorsehung läßt von Zeit zu Zeit was Schlimmes zu, daß die Leut' zu reden haben und sich ein Beispiel daran nehmen. Und wenn so was in den nächsten acht oder vierzehn Tagen passiert, hernachen denkt an mich!"

„Ja,“ sagte die Baltineffin und schlug auf ihre Kniee. „Ev', gib mir den Regenschirm und die Latern'. Eh' so was soll geschehn, da ist erst die Baltineffin noch da. Und was Warnung und guten Rat betrifft, da soll nix geschont werden.“

Der Schmied bekam wieder seine unsichtbaren Stöße, welche die Schmiedin für einen Schluchzenanfall zu nehmen pflegte. Die Baltineffin dachte anders davon.

Sie sah ihn mit Mißbilligung an und sagte: „In solchen Zeiten lernt man seine Leut' kennen. Der Holders-Fritz ist nicht der einzig', den das arm Mädle zum Feind hat. Mögen sie innerlich jubilieren, hier sitz' ich und sag': —“

Und wer weiß, was die Baltineffin gesagt hätte, wär' ihr nicht das Mordmädle, die Ev', in das Wort gefallen.

„Was wollt Ihr mit der? Mit einem armen Mädle und wo nix hat? und wo sich mit allen Mannsbildern auf der Gassen zankt? Die dächt' wunder, was sie wär'. Das fehlt' mir noch! Und so spät geht man nicht mehr zu den Leuten. Der Diktes hat lang Zehn getüt't. Laßt die, wofür sie gut ist, und Ihr bleibt, wo Ihr hingehört!“

„Nu,“ besänftigte die Baltineffin, „sei nur gut, du Mordmädle du. Heut ist's freilich zu spät. Aber morgen ist auch noch ein Tag, wo im Kalender steht.“

„Wenn Sie hingehet,“ sagte die Schmiedin noch zur Baltineffin, „ich bin auch dabei.“

Der dicke Semmelbeck hatte zu allem kein Wort gesagt. „Hm,“ dachte er, als er sich erhob. „Wenn das wild Ding in die Angst kommt, wird sie mich am End' schon nehmen. Und wenn's gut geht, krieg' ich sie zu mir ohne den Supperdent.“

Da tütete draußen der Diktus elf Uhr, und eine Viertelstunde darauf schlief der ganze Gringel.

Als die Heiteretei, den Tag nach unserem Besuche im Gringel, abends auf dem Heimwege war, erschrak sie über die Eile, mit der die alte Annemarie ihr entgegenkam.

„Ist was passiert?“ fragte sie die Alte. „Das Liesle ist doch nicht krank?“

Die Annemarie konnte noch nicht reden. Sie winkte bloß und deutete nach dem Häuschen zu.

„Sie hat's die ganz' Zeit her schon mit den Zähnen gehabt,“ sagte die Heiteretei; „sie hat doch nicht Krämpf' gekriegt?“

Jetzt bemerkte die Heiteretei erst, die Alte trug ihre Schuhe in den Händen, als fürchte sie, sonst zu laut aufzutreten, und ging auf Strümpfen; bei solchem Wetter und an Werkeltagen ein an ihr unerbörter Luxus. Dabei nickte sie so eigen, und all ihr Winken und Deuten strahlte von Feierlichkeit.

„Aber was ist das nur mit Euch?“ fragte die Heiteretei, indem sie unwillkürlich stehen blieb.

Die Annemarie schlug die Schuhe zusammen, weil sie die Hände nicht frei hatte, und die Heiteretei mußte wiederum über ihr leises und vornehmes Sprechen erstaunen, als die Annemarie sagte: „Ach, daß Gott erbarm'! Drin sind sie. Sie sind drinne.“

„Wer denn?“ fragte die Heiteretei ungeduldig.

„Ja, die Weiber!“

„Ja, die Schneiderin da vom —“

„Die?“ sagte die Annemarie ordentlich entrüstet. „Um die zieh' ich meine Strümpf' nicht an. Gott bewahr'! Ich hab' nicht gewußt, was ich sollt' denken! Daß mir so was noch auf meine alten Tag' passiert!“

„Wenn Ihr's nicht sagen wollt,“ entgegnete die Heiteretei ungeduldig, „werd' ich's ja sehn, wer's ist.“

Die Annemarie aber hielt sie auf. „Die größten Weiber, wo im Städtle sind. Die Gringelwirts-Baltineffin mit ihrem roten Sack-

tuch, die Morzenschmiedin und die Weberin vom Säumarkt. Ach, hat die Baltineffin einen Blick in ihren Augen, der ist nicht auszusagen! Ich bin noch ganz außer mir. Ach, Was Annedorle, die Ehr', die große Ehr'!"

„Ja,“ lachte die Heiteretei, „wenn die Baltineffin auch nicht die größt' Frau im Städtle ist, die dickst' ist sie gewiß.“

Die Annemarie nahm die Schuhe unter die Arme und schlug die Hände zusammen, daß die Heiteretei jetzt lachen konnte. Das war ihr, als wenn eins in der Kirche gelacht hätte während des Segens.

Die Heiteretei lachte nur noch mehr, als sie die Annemarie sich so feierlich gebärden sah. „Eure großen Weiber! So groß ist doch keine dabei wie der steinerne Christoffel am Rathhaus. Und wären sie noch größer, mit der Arbeit bin ich für die ganz' Wochen vertan.“

Die Annemarie hatte nun wieder zu erschrecken, daß die Heiteretei den großen Weibern etwas zutraute, was so tief unter ihrer Würde war. „Aber was denkt Ihr denn? Meint Ihr denn, eine große Frau bestellt ihre Leut' selber? Daß Gott erbarm'! Und wenn's weiter nix war, das hätten sie mir könnt' sagen.“

„Ja, aber was ist's denn?“

„Wenn ich's wüßt! Da ist die ein' um die ander' gekommen und hat gefragt, ob Ihr noch nicht heim wärt. Und jetzt sind sie wieder alle drei drinne. Und was sie hätten zu sagen, das wär' für Euch und sonst für niemand.“

„Aber Ihr werd't doch nicht!“ unterbrach sich die Annemarie selber. „Wie Ihr einen erschreckt! Ihr werd't doch nicht so hineingehen? Wart't, Annedorle, ich werf' Euch Eure Strümpf' zum Hinterfenster 'raus. Und hernachen wollt' ich Euch erst noch allerlei sagen. Dessentwegen bin ich Euch entgegen. Ihr seid ein bißle grob mit den Leuten und red't immer, wie Ihr's meint. Und es ist gar nicht schicklich, wenn man keine Lügen sagt bei großen Leuten; die Wahrheit ist nur für die armen Leut', deshalb nennt man's auch die nackt' Wahrheit. Und Ihr red't auch immer so laut, da wollt' ich —“

„Ja, wenn Ihr mir hauffen schon die Geduld alle macht,“ sagte die Heiteretei ärgerlich, „hernachen seid Ihr selber schuld, wenn ich

drin keine mehr hab'. Zieht Ihr meinethalb noch sechs Paar Strümpf' auf einmal an; ich will Euch noch meine dazu borgen. Meine Füß' sind rein; ich hab' sie erst im Bach gewaschen. Und wie ich red', so red' ich; ziern tu' ich mich einmal nicht. Um die ganz' Welt nicht, geschweig' um drei alte Weiber. Und nu laßt mich 'nein.'

Aber die Alte umschlang das Mädchen und bat schluchzend: „So macht nur wen'gstens einen Neiger, wenn Ihr 'nein kommt. Seht Ihr, Annedorle, ich hab' Euch gekannt, wie Ihr noch wart wie das Liesle; nur einen Neiger! Tut mir nur den Neiger zulieb' noch vor meinem End'."

„Vor dem Herrgott mach' ich einen Neiger,“ lachte die Heiteretei, indem sie die Alte von sich abstreifte. „Und Eure drei großen Weiber sind noch lang kein Herrgott. Das ist mein Häusle, hat selber Spitz gesagt und hat den großen Bullenbeißer 'naus gesagt. Ich bin nicht zu den Weibern gegangen, sie sind zu mir gekommen. Bin ich den Weibern nicht recht, so bin ich mir recht, und so ist's, und nu ist's fertig!“

Die Alte kannte das Mädchen zu gut, als daß sie nach diesem Trumpf noch einen Versuch hätte machen sollen. „Das ist einmal eine!“ sagte sie kopfschüttelnd und wackelte mit kummervollem Blick dem raschen Mädchen in die Stube nach.

Drinne waren die drei großen Weiber eben beschäftigt, das kleine Liesle und seine Garderobe zu mustern. Da war kein Hemdchen und kein Strümpfchen, das nicht mit Kennermienen betrachtet worden wäre.

Die Heiteretei sagte eintretend in ihrer frischen Weise: „Einen guten Abend herein.“ Die Annemarie machte den Neiger dazu, den ihrer Meinung nach die Heiteretei hätte machen müssen. Als diese die Beschäftigung der Frauen sah, begannen sich die Druckflecken auf ihren Wangen zu zeigen. Sie dachte: „Ja, so unverschämt sind die großen Weiber! Als wär' die Armut und ihr bißle Sach' bloß, damit sie dran könnten sehn, wie reich sie sind.“

Die Baltinessin aber setzte sich auf den einzigen vorhandenen Stuhl, schlug auf ihre Kniee und begann: „Was wahr ist, das muß man

sagen; das Annedorle ist das ordentlichst' und bravst' von allen armen Mädlen in der Stadt."

„Und da ist sie noch so lustig dabei,“ sagte die Weberin. Es sah aus und klang, als spänne sie an einem unsichtbaren Spinnrade und fänge dazu. „Und da ist sie noch so lustig dabei, das Annedorle, als gäb's keine Weidenbüsch' auf der Welt und auch keinen, der dahinter lauern könnt'. Wie das klein Kind auf selbem Bild, das lacht und in die Händle patscht, und der Bär hat's schon beim Kragen. Das ist die Gesundheit, Frau Gevatter Baltineffin.“

„Ja,“ sagte diese, „aber für den Bär, da sind wir da. Hier sitz' ich und sag', der Bär soll das Annedorle nicht beißen, solange ich eine Zunge hab' in meinem Hals.“

Die Schmiedin sagte gerührt: „Ja, wenn das Annedorle so lustig ist, das kann mich ordentlich dauern.“

Die Heiteretei sah die Frauen, eine nach der anderen, verwundert an. Die Annemarie verfolgte jede Bewegung des Mädchens ängstlich mit ihren Augen.

„Ja, es wär' nicht halb recht,“ spann die Weberin wieder, indem sie und die Schmiedin sich voll Rührung auf die Ofenbank niederließen, „es wär' nicht halb recht, wenn man's so ruhig wollt' mit ansehen. Was das aber für ein hübsch Stüble ist!“

„Ich meint',“ sagte die Schmiedin, „da auf dem Herd müßt' sich's gut Kaffee kochen.“

„Und da auf dem Tischle,“ spann die Weberin, „besser muß der Kaffee gar nicht können schmecken als auf dem Tischle da. Das Annedorle hat wohl keinen im Haus?“

„In mein Häusle kommt solch Zeug nicht,“ entgegnete die Heiteretei. „Mein Kaffeetopf, das ist draußen der Brunn.“

Die Annemarie erschrak und hielt sich den Mund zu, als wäre dadurch zurückzunehmen, was die Heiteretei gesagt hatte.

„Ja,“ sagte die Baltineffin, „es red't sich besser bei einem Schäle Kaffee. Die Annemarie könnt' in den Oringel. Die solln mir welchen schicken von dem guten in dem obern Kästle, wo die Fuhrleut' kriegen. Und Rahm aus dem mittlern Topf. Und auch drei Köpple und

drei Unterschalen. Ein Topf und Holz wird doch wohl da im Häusle sein.“

Die Annemarie fühlte sich geehrt durch einen Auftrag der Baltineffin. Daß die Baltineffin dem Häuschen einen Topf zutraute, dafür bedankte sie sich bei ihr in des Häuschens Namen mit einem Neiger. Indem sie ging, dachte sie: „Es wird mir ja wohl auf dem Schloßweg eins begegnen und wird mich fragen, wo ich so notwendig hin hab'.“ Aber die Furcht, die Heiteretei könnte unterdes daheim was Verkehrtes machen, ließ sie auf dem ganzen Wege der ihr gewordenen Ehre nicht recht froh werden.

„Na,“ sagte die Schmiedin, „die werden zu Haus auf mich warten. Mit meiner Mäd, da ist's auf der Gotteswelt nix. Nicht die Küh' werden ordentlich gefüttert ohne mich. Meine Nachbarn wissen's allemal, wenn ich weg bin. Ja, sagt die Schneiderin neben mir, das ist auch eine Kunst; man hört's den Kühen am Brüllen an, ob die Morzenschmiedin daheim ist oder nicht. Die denken eben immer nur an die jungen Bursch'.“

„Ja,“ spann die Weberin, „an den Lohn denken sie, aber an die Arbeit? Da muß man alles noch selber machen mit seinem kranken Leib. So schlimm ist's noch nicht gewest mit den Dienstboten. Ich will Gott danken, wenn mein Kätterle herangewachsen ist. Wie wär's denn mit dem Annedorle? Das müßt' eine Mäd geben!“

„Ja,“ sagte die Heiteretei, „daß ich mir den ganzen Tag sollt' lassen befehlen von einer Frau, wo nix versteht? Ich seh' selber, was zu tun ist, und sagen lass' ich mir nix. Ich hab' auch so zu tun, und hernachen bin ich in meinem Häusle mein eigener Herr.“

Die Baltineffin aber schlug auf ihre Kniee und sagte: „Wer am Gründonnerstag Sechzig ist gewest, der hat andere Zeiten erlebt. Mein' Ev', das ist ein Mordmäde, was Arbeten besagt, aber es ist zu viel mit den Sachen und Machen und wird noch alle Tag' mehr. Ich sollt' auch zu Haus sein, aber obschon mein Vater selig ein Weber ist gewest, hier sitz' ich und sag': Wo's meinen Nächsten gilt, da seh' ich das Meinig' nicht an.“

„Ja, so ist man einmal,“ spann die Weberin den Faden der Baltineffin fertig.

„Und hernachen,“ schlug ihn die Baltineffin auf ihren Knieen platt, „ist das Annedorle auch ein echt Luckenbacher Kind.“

„Mein Mann,“ knüpfte die Schmiedin einen anderen daran, „der wird auch brummen.“

„Und Meiner husten,“ spann die Weberin ihn fort.

„Na,“ nahm ihn die Schmiedin zwischen beide Hände, „wenn die Gevatter Weberin Meinen hätt! Die weiß nicht, wie gut sie dran ist. Das ist ein Böser! Mit dem ist keine Stund' Auskommen. Wenn ich nicht so ein gut Tier wär', ich möcht' sehn!“

„Na, wenn die Morzenschmiedin klagen will!“ zerriß der Weberin der Faden. „Da ist Meiner ein wahrer Satan dagegen. Ich bin eine franke Frau, eine sehr franke Frau, und doch wird kein Mensch einen Huster von mir hören. Ich hust' in meinem Kämmerle, aber der? Der ist gesund wie ein Fisch und hust't den Leuten die Ohren voneinander aus bloßer Bosheit. Oh, wenn ich sagen sollt', was der für einer ist! Ich bin die elendst' Frau in der Stadt.“

Die Baltineffin aber sah die beiden ordentlich mitleidig an. Denn was waren der Schmied und der Weber zusammen gegen den seligen Baltines, da er noch lebte! „Ihr könnt beide dem lieben Gott danken den ganzen Tag auf euren beiden Knieen,“ sagte sie, indem sie sich auf die ihrigen schlug. „An Meinem, da war nicht eine Ader, die gut wär' gewesen; alles hat er getan, was nicht recht ist. Nun liegt er draußen auf dem Gottesacker. Er war ein guter Mann. Ich hab' keine Klage' über ihn gehabt. Ich müßt's lügen. Es hat keine einen bessern gehabt!“

„Das heißt,“ sagte die Schmiedin, „ich brauch' Meinen nicht zu loben.“ Sie sah nicht ein, was ein Toter vor einem Lebenden voraushaben sollte.

„Na,“ spann die Weberin, „die Best' kann froh sein, wenn sie so einen kriegt wie meinen. Ich tausch' mit keiner nicht.“

Die Heiteretei hatte sich mit ihrem Gestrick auf ihr Bett gesetzt, und das Liesle trieb Poffen um sie herum. Der Heiteretei war's schon

komisch vorgekommen, daß die Weiber in ihrem Stübchen saßen und ganz vergessen hatten, was sie eigentlich hier wollten. Wie der Ehrgeiz sie trieb, daß erst jede die Elendeste, hernach die Glücklichste sein wollte, da wurde es ihr doch zu toll. Sie brach in lautes Lachen aus. Dieses schoben zu ihrem Glücke die großen Weiber auf des Liesles Rechnung. Denn daß ein armes Mädchen über große Weiber zu lachen sich erdreisten könnte, davon hatten sie so wenig eine Ahnung als von der Möglichkeit überhaupt, daß eine große Frau etwas lächerliches reden oder tun könne.

Die Annemarie wär' nicht halb so eilig zur Thür hereingerannt, wenn sie nicht das Lachen der Heiteretei draußen gehört hätte. Sie meinte, ihre Furcht von vorhin sei in Erfüllung gegangen.

Die Freude über ihre Rückkehr, welche die Frauen zeigten, beruhigte sie. Sie wagte sogar, von dieser, nachdem sie den größten Teil freilich dem Kaffee und den Tassen auf Rechnung gesetzt, einen ganz kleinen Rest für das Wiedersehen ihrer Person zurückzubehalten, und war glücklicher darüber als die Frauen über den Kaffee. Mit großem Eifer unterzog sie sich sogleich unaufgefordert der Bereitung des Getränkes, und als die Baltineßin das fertige gekostet und die Geschicklichkeit der Annemarie belobt, da gab's den Rest des Tages über keinen Wunsch mehr für die Annemarie, es müßte denn der Neiger sein, den die Heiteretei ihr vor ihrem End' noch zulieb' tun sollte.

„Aber das Annedorle trinkt doch auch ein Schälle mit uns?“ fragte die Weberin.

Der Heiteretei kam's drollig vor, daß sie in ihrem eigenen Häuschen bewirtet werden sollte. Sie sagte: „Trinkt nur euer Zeug selber; ich mag keins.“

Die Annemarie meinte, die Heiteretei hätte sich eigentlich bedanken müssen, und machte für die Heiteretei einen Knir.

Bei der zweiten Tasse war es, daß die Nührung wiederum eintrat, die der Heiteretei Kommen und unbefangenes Wesen erregt hatte. Die drei Frauen sahen sich ein Mal über das andere Mal an mit so „barmherzigem Getu“, wie es die Annemarie nach ihrem Ab-

gange gegen die Heiteretei bezeichnete, daß der Alten die Tränen in die Augen kamen, obschon sie noch nicht wußte, worüber sie eigentlich weinte.

Und endlich begann nun die Baltineßin das Bild der Gefahr, die über ihr schwebte, vor den Blicken der Heiteretei aufzurollen.

Aber die Heiteretei lachte nur dazu. Wie ihr die Wildheit des Holders-Fritz mit den brennendsten Farben geschildert war, meinte sie: „Wenn der Holders-Fritz wild ist, bin ich noch wilder.“ Wie seines Entschlusses, „es zu tun“, seiner Verkleidung und seines nächtlichen Weges nach den Weiden gedacht worden, sagte sie: „Er ist eben in das Weidenwirthshaus gegangen.“ Mit der Eindringlichkeit der Warnungen nahm ihr Mutwille zu.

„Ja, wenn man nur noch wüßt, was es ist, das er Euch will tun!“ brach die Schmiedin aus. „Das ist das Schrecklichst, daß man das nicht einmal weiß.“

„Ja,“ bestätigte die Weberin und vergaß das Spinnen vor Gemütsbewegung, „man zerbricht sich den Kopf und bringt's doch nicht heraus.“

„Ja, was er will?“ sagte die Heiteretei mit mutwilligem Ernst. „Was er will, daß er da um das Häusle lauert? Frein will er mich, und ihr werd't's nicht hindern.“

Über diesen Frevel schlugen die Weiber die Hände zusammen. Die alte Annemarie tat dasselbe zugleich vor Schrecken und aus Höflichkeit.

„Weiber,“ sagte sie; „die ganz' Nacht hab' ich's in den Weiden hören rauschen.“

„Nu,“ meinte die Heiteretei, „wenn er nicht meinetwegen ans Häusle kommt, so hat er's auf Euch abgesehn, Was Annemarie. Gesteh't's nur gutwillig ein! Denn weiter wohnt keine im Häusle da.“

Darüber nun brachen die Frauen wiederum in ein Gelächter aus. Die Baltineßin versicherte, die Heiteretei sei ein Hauptmädle, beinah wie ihre Ev'. Die Annemarie lachte mit, so sehr sie sich schämte. Dazwischen faltete sie ein Mal um das andere Mal die Hände und sah

andächtig nach dem Himmel. Denn der konnte den Frevel übelnehmen, wenn er eben nicht bei guter Laune war.

Die Baltinessin war die erste, der's gelang, wieder in das „barmherzige Getu“ hineinzukommen.

Sie schlug auf ihre Kniee und sagte: „Jedem, was ihm gehört, dem Ernst und dem Spaß; die Sach' ist nicht zum Lachen. Und weil ich einmal hier sitz', so will ich auch meinen Fuß nicht weiter setzen, bis ich die Annedorle hab' errettet.“

„Ja, laßt Euch raten, Annedorle,“ sagte die Schmiedin. „Geht beileib' nicht bei Nacht aus Euerm Häusle!“

„Und verschließt's auch bei Tag,“ spann die Weberin, „solang wir nicht bei Euch sind.“

Die Baltinessin schwang ihre Haube. „Und wenn das Annedorle vernünftig ist, sag' ich, hernachen geht sie auch bei Tag nicht aus ihrem Häusle heraus.“

„Ja, ihr meint,“ lachte das Mädchen, „verhungert ist auch gestorben, und wer tot ist, dem tut kein Mensch mehr was. Da habt ihr schon recht. Ich aber denk', es ist besser, es will mir einer was tun, und ich bleib' am Leben und wehr' mich. Und ich hab' auch recht.“

„Wenn ich das Annedorle wär,“ sagte die Schmiedin, „ich freit'. Und ich weiß mehr als einen, der sie gern nähm'.“

„Ja,“ spann die Weberin, „ein ledig Weib ist einmal wie ein Arzneiglas, wo kein Zettel dran ist.“

Damit hatte es die Weberin getroffen.

„Kann sein,“ sagte die Heiteretei gereizt, „daß andere Arzneigläser sind gewest, eh' sie gefreit haben; ich bin keins und brauch' keinen Zettel. Wenn's so gefährlich ist, warum gehn denn die Arzneigläser herum und haben ihren Zettel nicht um den Hals? Und mit dem Holders-Fritz und seinem Auslauern, das ist obendrein nur dummes Zeug.“

„Na, nichts für ungut,“ spann die Weberin. „Wenn das Dorle nicht will, so kann man sie nicht zwingen. Aber in acht nehmen bricht keinen Finger.“

„Und zu Nacht,“ fügte sie hinzu, „ließ ich ihn nicht herein, wär' ich das Dorle, er möcht' Ursachen machen, was für er wollt'.“

Das nahm die Heiteretei nun doch im Ernst übel. Die Druckflecken prophezeiten nichts Gutes. Und wer weiß, was sie gesagt und getan hätte, ohne das allgemeine angelegentliche Versichern, man kenne sie zu gut, um mit dieser Warnung ihrer Aufführung zu nahe treten zu wollen.

„Man weiß ja,“ sagte die Weberin, „das Annedorle ist das bravst' unter den armen Mädlen in der Stadt, und niemand weiß nix Unrechts an ihr. Ich hab' mit keinem Gedanken daran gedacht, daß ich das Annedorle wollt' beleidigen. Deshalb hätt' ich doch nicht Arbet und alles lassen liegen und wär' hierher gekommen mitsamt meinem kranken Leib.“

„Aber nu muß ich doch heim,“ sagte die Morzenschmiedin, indem sie aufstand und ihr Gehäuse fester zusammennahm. „Die Schneiderin hört's sonst an meinen Röhren, daß ich nicht daheim bin.“

„Ja,“ schloß die Baltineffin mit einem gewichtigen Schlag auf ihre Kniee. „Wir wollen das Unser' tun nach unsern Kräften. Die Köpple lassen wir da. Morgen kann die Morzenschmiedin den Kaffee mitbringen, und ein paar Stühl' will ich lassen herbesorgen, damit wir dem Himmel eine Seel' erretten.“

Damit stand sie schon quer in der Tür des Häuschens. Diese, sah man, war nicht für sie berechnet. Es kostete ihrer massiven Grazie einige künstliche Wendungen, bis sie sich hinausgeschraubt hatte.

„Lach' Sie nicht, Dorle, lach' Sie ja nicht!“ warnte die Morzenschmiedin noch von draußen. „Das dauert mich zu sehr.“

„Wenn ich nicht lachen soll,“ sagte die Heiteretei hinter den Gehenden her, „weinen mag ich nicht! Und die ganz' Geschicht' ist nur dummes Zeug. Bei Tag muß ich in die Arbet, und bei Nacht verschließ' ich mein Häusle ohne euch.“

Die alte Annemarie hielt's für ihre Pflicht, der Heiteretei noch einmal alles vorzuhalten, und womöglich mit den Worten und Gebärden der großen Weiber; etwas daran zu ändern, hätt' ihr ein Unterschleif, eine Art Kirchenraub geschienen.

Die Heiteretei war nicht einzutreiben, und der alte Holunderbusch schien ihrer Meinung. Noch eine ganze Weile, nachdem die Weiber gegangen, hörte man, wie er sich vor Lachen schüttelte.

Aber es blieb nicht etwa bloß bei dem versprochenen Besuche der Balthinessin, Weberin und Morzenschmiedin. Die Heiteretei hatte sich jeden Tag über die wachsende Zahl der Frauen zu verwundern, die zum Teil unter den gesuchtesten Vorwänden zu ihr hereinkamen, um sie zu warnen und ihr raten zu helfen, und um so zahlreicher und angelegentlicher, je mehr durch das ewige Bedenken der Sache deren Bedenklichkeit wuchs. Sie hatte mancher, die sie bis jetzt für hochmütig, ja für ihr feindselig gehalten, dieses in ihrem Herzen abzubitten.

Erst meinte sie freilich, nur der Neugierde, ihr Hauswesen zu sehen, habe sie den unerwarteten Zuspruch zu danken. Aber diese wäre beim ersten Male gestillt gewesen, und die gutmeinenden Frauen konnten bald nicht mehr vorbeigehen, ohne einzusprechen. Und nie hatten sie so oft vorbeizugehen gehabt.

Die Heiteretei dachte jeden Tag besser von den großen Weibern. Und wenn sie sich's auch nicht eingestehen wollte, die allgemeine Teilnahme tat ihr doch wohl.

Dafür verwunderten sich die Frauen immer mehr, daß sie nicht früher eingesehen, welch ein braves, aller Achtung und Hülfe würdiges „Tier“ die Heiteretei war; besonders wie gut und recht sie an dem Kinde ihrer Schwester handelte.

Wer aber bei der Sache nicht gewann, das war der Holders-Fritz. Jeden Tag wurde die Vergoldung seines Bildes dünner und erwies sich zuletzt sogar obendrein noch als unecht. Auch die wenigen Tugenden, die man ihm bisher noch zugestanden, hielten die Probe nicht.

Die einzige, die für ihn sprach, war die Heiteretei. Sie konnte es nicht leiden, wenn von einem hinter seinem Rücken Böses geredet wurde, er mochte sein, wer er wollte.

„Und wenn's auch wahr wär', das mit dem Holders-Fritz,“ sagte sie, „daß er jetzt auf mich lauern tät'! Bild ist er gewesen, das will

ich auch zugeben, aber außerdem sollt' keiner was Unrechts von ihm sagen, und die Leut' im Städtle am wenigsten. Denn wenn der Holders-Fritz nicht wär' gewest beim Brand vor sechs Jahren, da hätten wir jetzt keine Kirch' mehr, wo wir hinein könnten gehn. Und bei dem Wolkenbruch hernachen, da hat er ganz allein die Gerbersleut' herausgeholt, wo sonst wären ertrunken. Ich hab' nix mit einem Bursch, und mit dem Holders-Fritz am allerwenigsten, aber man muß reden, was wahr ist."

„Ja,“ sagte dann die Schmiedin, „das ist alles recht, aber der Herr Vikares hat erst den letzten Sunntig noch gepredigt, man soll nicht ansehen, was ein Mensch tut, sondern was seine Absicht dabei ist. Und die Absicht ist's, warum man einen Menschen soll loben oder nicht.“

„Denn warum?“ fiel die Tischlerin ein, „wie er die Kirch' und die Menschen hat gerett't, da ist's ihm auch nur darum gewest, daß er seine Stärk' hat wollen zeigen, wie wenn er einen Tanzboden hat geräumt. Wenn einer einen Menschen will retten, so muß er's aus Christenlieb' tun, und was einer nicht aus Christenlieb' tut, das ist Sünd'; denn warum? Wenn einer einen Menschen nicht aus Christenlieb' will aus dem Wasser ziehn, da ist's besser, er läßt ihn gleich drin liegen. Die Schmiedin hat schon recht.“

„Ja, aber,“ sagte die Lüncherin, „man weiß ja auch nicht einmal gewiß, ob er's auch ist gewest, der die Kirch' hat gerett't. Wenn man alles wollt' glauben, was die Leut' reden, da müßt' man einen Kopf dazu haben so groß wie ein Ochs.“

„Na, ich will nichts sagen,“ spann die Weberin mit beiden Händen. „Aber wenn ich Zeit hätt', da wollt' ich Geschichten erzählen. Wißt ihr noch, wie's bei der Keiermühl' war, wie die ist abgebrannt? Die Knechtsfrau war die alleremsigst', wo beim Löschen gewest ist: der Amtmann selber hat sich gewundert; sie hat mehr getan, wie zwei Männer, hat er gesagt, und ihre ganzen Haar' sind verbrennt gewest, so hat sie sich gewagt, wo kein anderer hat das Herz gehabt. Und wer hat die Keiermühl' angebrannt gehabt? Wer ist's gewest? Die Knechtsfrau selber ist's gewest. Und so, hat der Aktuarus her-

nachen gesagt, so ist's gewöhnlich, und drum passen die Herrn allemal auf, wer beim Löschen und Machen am eifrigsten ist."

Da ging den Frauen ein Licht auf, so hell und schauerlich als der Brand der Leiermühl' selbst.

„Ja,“ sagte die Lüncherin leise, „ich wollt' mit dem Finger auf den zeigen, der die Stadt selbmal hat abgebrannt.“

„Und wer den Wolkenbruch hat angestift't,“ setzte die Beutlerin hinzu.

Die Russensattlerin machte eine Gebärde, die hieß: „Hab' ich das nicht schon vor zehn Jahren gesagt? Aber wer hat mir denn geglaubt?“

Die Heiteretei aber hätte gelacht, wär' nicht ihr Blick eben auf ihren kleinen Holzvorrat gefallen, der in bedenklicher Schnelle seinem Ende entgegenging. Er hatte mit der öffentlichen Meinung von den Tugenden des Holders-Fritz ein Schicksal.

Die Heiteretei war meist in Tagesarbeit von ihrem Häuschen entfernt; aber das störte die sorglichen Frauen nicht. Sie kamen Tag für Tag schon früh in das Häuschen. Die Baltinessin hatte für Stühle gesorgt; ihre Tassen trugen sie bei sich. Jeden Tag hatte eine andere Kaffee und Sahne zu beschaffen. Wenn man die Heiteretei nicht traf, so traf man andere Frauen. Redete man nicht von dem neuesten Überfallsversuche des wilden Holder, so redete man von anderen Dingen; und der Fall soll in Luckenbach und manch anderswo noch zum erstenmal vorkommen, daß auch nur zwei Frauen aus Mangel an Stoff schweigen müssen. Ging eine mit dem schmerzlichen Bedauern, ihre karggemessene Zeit erlaube ihr nicht, länger auf das gute Annedorle zu warten, so kam dafür eine andere, wenn nicht zwei oder noch mehr.

Das Häuschen unter den Weiden war zu einer Art Hauptwache geworden. Den ganzen Tag kräuselte der Kaffeerauch seine leichten Wölkchen um das Strohdach und den alten Holunderbusch. Wenn die Heiteretei abends vom Felde heimkam, fand sie oft das ganze Stübchen voll. Dann begann ein Erzählen, ein Warnen und ein Raten, ein Befürchten und Beschwören, daß eine andere als die Heiteretei mürb' geworden wäre.

Die Heiteretei lachte und spottete, und je bedenklicher sie endlich doch selber wurde, desto mehr. Sie konnte nicht mehr zweifeln, der Holders-Fritz laure ihr auf; ihre eigenen Augen hatten sie davon überzeugt. Sie lachte und spottete jeden Tag lustiger, und jede Nacht verschloß sie vorsichtiger ihr kleines Haus.

„So ist's,“ zirpte das Heimchen im Oringel abends hinter dem Ofen hervor — wer nach ihm sah, wurde nichts gewahr als zwei ungeheure Brillengläser — „wenn einmal ein Mensch einen bösen Gedanken hat gefaßt, hernachen hat er für nix anderes mehr keinen Sinn. Sagen darf er's niemand, und weil er meint, die Leut' sehen's ihm an, so weicht er den Leuten aus. Und so muß er nun erst recht in seinen bösen Gedanken hineinkommen, weil er nix anderes hat, womit er sich könnt' eine Zerstreung machen. Wenn so ein Dieb oder ein Mörder erst mit einem rechtschaffenen Gevatter oder so aus der Sach' reden tät', da würd' manchs nicht geschehn. Wißt Ihr, was ich tät', wenn ich Ihr wär', Meister Sacher?“

„Nu?“

„Ich ging' auf der Stell' in die Gericht' und zeigt's an.“

„Ja,“ entgegnete der Meister Sacher phlegmatisch, „die? Einen hindern, daß er nicht schlecht wird, das fällt denen nicht ein; hernachen, wenn er's ist, kriegen sie ihn noch zeitig genug bei denen Ohren. Das liegt an denen schlechten Einrichtungen. Der Staat bezahlt die Amt-leut', daß sie einen Dieb richten, wenn er gestohlen hat; da muß ihnen daran gelegen sein, daß die Dieb' recht stehlen. Wenn ich die Sach' zu machen hätt', da frägen sie nix, wenn ein Dieb stiehlt; allein aber für jeden Dieb, der nicht stiehlt, einen Louisdor.“

„So werd't Ihr doch in die Gericht' gehn, Wetter Mathes?“ zirpte das Heimchen wieder. „Es wär' doch so schrecklich, wenn's passieren sollt', und Ihr hättet's können verhindern und hättet's nun auf Euerm Gewissen!“

„Ich hab' mit dem Meinigen genug zu tun,“ entgegnete der Wetter Mathes trocken.

„Aber, ihr Leut', so wird doch einer von euch in die Gericht' gehn?“ zirpte das Heimchen wieder, und man hörte an der Betonung, daß

es die Vorderbeine über den Kopf zusammenschlug. „Ihr müßt nur denken, wenn's nicht an die Gericht' wird gebracht, können die nix tun. Die geht eine Sach' nix an, und wenn sie ihnen auf der Nasen säß', wenn sie nicht als ein ordentliches Anliegen an sie gebracht wird.“

Als das Heimchen eine Zeitlang geschwiegen, ohne eine Antwort zu erhalten, zirpte es weiter: „Da sitzt die ganze Stuben voll. Karten können sie und von ihren Aekern reden und Sachen und Machen, aber in die Gericht' gehn kann keiner. Das ist doch eine schreckliche Welt!“

Der Morzenschmied nahm die Sache leichter.

„Nun?“ fragte er die Schmiedin, die, eben heimgekommen, ihren blauen Mantel von sich tat. „Die Nacht vorbei, Lene? Wer hat denn heut die Schur in der Wachtstuben, der Feldwebel oder der Korporal?“

„Laß du's nur die Baltinessin hören,“ entgegnete die Schmiedin, „die würd' dich schon befeldwebeln, und die Gevatterin Weberin würd' dir den Korporal eintränken, wie sich's gehört.“

„Du müßttest einen guten Lambauer geben, Lene, du brauchstst keine Trommelschlägel.“

„Brauchst nicht zu spotten! Wer ist schuld, wenn ich mager bin, als du? Du ärgerst mich den ganzen Tag.“

„Nu, erzähl' nur aus deiner Wachtstuben was!“

„Ja, da vergißt du noch den Gringel darüber. Wenn der der armen Annedorle nur was Rechts versehen tät', du legst gleich einen Wagen in den Klingelbeutel, du schadenfroher nachträgerischer Mann! Du kannst dem Mädle das mit dem Schiebkarrn nicht vergessen. Spott' du nur, spott' du nur! Weil wir das Annedorle beschützen, das ist dein Arger. Und dir zum Troß beschützen wir sie erst recht.“

„Ja, euer Feldwebel allein, wenn der auf seine Kniee schlägt und seine Zunge vom Leder zieht, da reißt so ein wilder Frits aus. Aber Spaß beiseit! Ich denk' schon lang nicht mehr so, wie ich da red'. Du wirfst mir immer kaputter, Lene; du dauerst mich, und es wird noch ganz alle mit dir, wenn ich dir nicht helf'.“

Die Schmiedin sah ihn verwundert an. Sie hätte ihm gern geglaubt.

„Ja, guck’“, sagte der Schmied, „das kommt von deinem guten Gemüt.“

„Wenn ich sein Getu’ kenn’, so ist’s doch sein Ernst“, dachte die Schmiedin.

Der Schmied fuhr fort: „Guck’, Lene; versteh mich recht. Wenn dir’s angst wär’, daß der Heiteretei was sollt’ geschehn, das wär’ Neugier, und ich kümmert’ mich nicht drum. Aber dich plagt’s, daß du’s nicht weißt, was das ist, das der Heiteretei könnt’ geschehn; guck’, das ist christliche Lieb’ zu deinem Nächsten, und da will ich dem Fritz einmal aufpassen und sehn, was ich kann ’raus bringen. Heut ist die Heiteretei im Leinjäten. Bis ich hinkomm’ an den Leinweg, da wird’s finster. Wenn’s wahr ist, daß er ihr aufpaßt, so müßt’s wunderbarlich zugehn, wenn ich nicht mit ihm zu sprechen käm’.“

Die Schmiedin war ganz erstaunt und versprach ihm vor Freude, daß er, wie sie sagte, so in ihr christlich Herz gesehn, einen Beizbraten und rohe Kartoffelklöße, sein Lieblingsessen, für morgen mittag.

Der Morzenschmied nickte zärtlich, nahm seine Pfeife vom Nagel und machte, nachdem er draußen in der Werkstatt den Gesellen einen glühenden Hufnagel auf seinen Tabak halten lassen, sich auf den Weg.

„Wenn er’s herausbrächt’!“ sagte die Schmiedin hinter ihm drein. „Das weiß die übergeseite Gvatter Weberin doch nicht, die alles besser wissen will. Wenn’s nur was recht Schrecklichs wär’, daß die einmal nix drüber wüßt! Ich gön’n dem Annedorle nicht etwa was Schlimms, aber über das Schlimmst’ kann man sich leichter trösten, wenn’s einmal nicht zu ändern steht, wenn man’s nur wenigstens weiß. Na, wenn’s zu machen ist, der Luckmäuser macht’s gewiß. Und er ist doch nicht so greulich, wie man manchmal denkt.“

Die Heiteretei war wirklich noch im Leinfelde ihrer Base, als der Schmied des Weges kam.

Sie richtete sich eben vom Jäten auf und ging zu ihrer Schoppe, die unfern von ihr auf einem Steinhaufen lag, um sie anzuziehen.

„So spät Feierabend, Annedorle?“ sagte der Schmied, indem er stehen blieb. „Eure Bäs hat da schönen Lein.“

„'s ist eben noch nicht spät,“ entgegnete die Heiteretei, die ihre Schoppe über der Brust zuheftete und das Tuch mit dem ausgejäteten Gras an einem Zipfel über die Schulter warf. „Und der Lein könnt' auch größer sein.“

„Na, wenn heint der Holders-Fritz nicht auflauert! So einsam find't er's nicht gleich wieder. Geht Ihr mit den Ulrichssteg, so seid Ihr nicht allein.“

„Kann sein, ich wär' jenen Weg gegangen. Nu geh' ich den andern. Grüß' Gott!“

Dabei ging sie singend in einer anderen Richtung fort. Der Schmied hatte schon wieder ein „Das Mordmädle!“ auf der Zunge. Aber — „Hm!“ dachte er weiter, „kann auch die Furcht sein, was aus dem Mädle singt.“

Und das wär' kein Wunder gewesen. So einsam und still hatte der Schmied die Gegend noch nicht gefunden. Nur eine Lerche sang, als er weiter schritt. Lerchengesang war es eben nicht, was den Schmied von seinen Gedanken abziehen konnte. Der wunderbarlich schnarrende Ton eines Wachtelkönigs, der sich eben hören ließ, bald hier, bald dort, wie um den Hörer zu verieren, traf weit eher eine verwandte Seite im Gemüte des Schmiedes an, zumal, da er jetzt von einer Stelle herkam, die ein Rittergut in seinem Gedächtnisse besaß. Dort hatte ja der alte Förster Schweigaus eine Schnei im Ulrichsholze angelegt und der Morzenschmied als Schulknabe mehr denn einmal die gefangenen Krammetsvögel aus den Schlingen geholt und sehr andere Dinge dafür hineinpraktiziert.

Er geht immer duchsiger und schmunzelt; zuweilen meldet sich der Ruck von unsichtbarer Hand; er schmeckt die Poffen in Gedanken noch einmal durch und rennt mit der Nase an einen Hagebuttenzweig.

„Gut,“ meint er, „daß das Gebüsch so dick ist, sonst wär' ich in den Bach gelaufen. Ob ich vom Weg abgekommen bin? Nein! Das ist die lange schmale Schling', die der Zehntbach macht hart am Weg. Hm! und der Schatten da drin in der Schlinge? So einen Kram-

metsvogel hat der alt Schweigaus sein Leben lang nicht gefangen!“

Immer ducsfiger und gleichgültiger geht der Schmied, bis er dahin kommt, wo die Schlinge sich öffnet.

„Nun müßt' er ins Wasser springen,“ lachte er leise vor sich hin, „sonst hab' ich ihn.“ Er zieht sein Messer, um an einer Hagebutte einen Pfeifenräumer abzuschneiden, und sucht nach einem Zweige, der ihm gelegen hängt. Einige Schritte seitwärts, dann eine schnelle Wendung, und er steht vor dem Frits. Und der Frits ist's wirklich, der erst Miene macht, ins Wasser zu springen, aber, als ihn der Schmied bei der Jacke faßt und seinen Namen nennt, grimmig das Entkommen aufgibt.

„Hm,“ sagte der Morzenschmied wie verwundert, „bist du's, Frits? Aber was machst du denn da? Hm, ja, 's hat heint warm gemacht, und du willst ein bißle ins Wasser. Aber du hast doch deine Jacken verkehrt an? Ja, du bist schon im Wasser gewesen, und in der Eil' hast du beim Ausziehen die Arme mitgenommen gehabt, und das hast du hernachen beim Anziehen nicht gemerkt.“

Der Angeredete brummte etwas, das für ein „Ja, kann sein!“ gelten konnte. Der Schmied wußte wohl, niemand kam jenem ungelegener als eben er, und das war ihm um so lieber.

„Ist's denn wahr, du gehst nicht mehr mit dem Adams-Lieb und seinen Kameraden? Wer hat mir's doch gesagt? Ich hab' gesagt: Das ist vernünftig von dem Frits. Aber die haben ihren Arger deswegen, und du kannst dich immerfort in acht nehmen. Da am Leinweg ist mir die Heiteretei begegnet, das arme Mädle, der hast du's recht angetan.“

An dem Klauschen der Büsche, in denen er stand, hörte man, der Frits machte eine rasche Bewegung. Der Name hatte ihn erschreckt. Den hatte er am wenigsten zu hören gemeint. Aber gleich war es wieder ruhig, und der wilde Frits sagte in einem Tone, der leicht klingen sollte: „Die! Wie kommst du auf die? Was geht mich die an! Möcht' auch wissen, wie!“

„Nu,“ entgegnete der Schmied lauernd, „die ist ganz in dich verschamert.“

Der Fritz lachte ganz eigen. Einen andern, als den Schmied hätte dieses Lachen geängstet. Man hörte, er zwang sich, um keinen Verdacht zu erwecken, von der Heiteretei zu reden, als er lachte: „Die Heiteretei und verschamert! Du weißt nicht, was du redst, oder morgen ist der jüngst' Tag. Wer hat dir das aufgebunden? Das hat deine alte Bäs einmal wieder ausgeheckt.“

Er schien recht im Zuge zu fragen. Plötzlich schwieg er. Es war ihm eingefallen: „Der Laurer, der Morzenschmied ist's, der mit dir red't. Zu viel kann ebenso leicht Verdacht erwecken als zu wenig.“ Da aber auch das Schweigen zu viel verrät, besonders einem so scharfen Ohr als dem des Morzenschmiedes, so fügte er noch einige Töne hinzu, die dieser für ein gleichgültiges Lachen nehmen sollte.

Der Morzenschmied sagte leise vor sich hin: „Hm!“ Dann fuhr er laut fort, und ihm gelang der gleichgültige Ton besser als dem Holders-Fritz: „Ja, die Heiteretei und verschamerten! Ich mein', das Mädle ist ein verkleideter Jung'. Aber — was ich sagen wollt' von dem Adams-Lieb und den andern. Aber ich muß mich setzen; es muß mir ein Schnupfen in die Glieder gefahren sein. Die sprechen, es wär' umgekehrt. Du wärst in die Heiteretei verschamert.“

Der Schmied wartete das abermalige Rauschen der Büsche ab und das heisere Lachen, das der Fritz ausstieß.

„Das ist die But, daß ich nix mehr von denen wissen will!“ lachte der, und der Schmied sagte: „Freilich, das ist's, und das mein' ich eben. Sie sagen, du paßttest dem Mädle überall auf, um — deine Sach' anzubringen. Aber sie möcht' nix von dir wissen.“

Eh' der Schmied das sagte, war er erst vorsichtig einige Schritte weiter vom Fritz abgerückt. Ein Buchenstamm stand zwischen ihnen. Der Schmied war wohl auf seiner Hut.

Das Rauschen des Busches verriet dieses Mal auch eine heftigere Bewegung des Holders-Fritz, und sein Lachen klang immer gezwungener und wilder.

„Aufpassen!“ lachte er; „möcht' wissen, wo! Weidenhaun geh'

ich; da siehst du die Barte.“ — Er schwang das kleine Beil nahe vor den Augen des Schmiedes.

Der wich etwas zurück. Dann sagte er: „Darin sollen sie auch recht haben; nicht mit der Verschämierung und dem Sachanbringen, mit dem — Aufpassen mein' ich.“ Er hielt einen Augenblick inne und sah vorsichtig hin nach dem Fritze. Das tat er öfter, während er fortfuhr: „Da ist in der Stadt kein Mensch, der dich nicht hinter einer Hecken oder sonst wo hätt' lauern gesehn, und allemal, wo die Heiteretei vorbei hat gemußt. Und guck', mir mußt du nir weis wollen machen; was tußt du denn jetzt da im Busch, wo die Heiteretei vorbei wär' gekommen, hätt' sie dir nicht den Poffen getan und wär' den Weg bei der Herrenmühl' gegangen? Ja, du willst's nicht sagen. Aber du mußt nicht denken, daß die Leut' keine Augen haben. Und die haben mehr denn zu viel.“

Er rückte dem Fritze vertraulich etwas näher und sagte leiser als vorher: „Aber es verdrießt einen, wenn ein Kerl wie du einem Mädle nachläuft, das vor allen Leuten seinen Hohn mit dir hat gehabt. Die Geschicht' vom Gründer Markttag her weiß die ganz' Stadt, und wie die Heiteretei von dir red't.“

„Ho, ho!“ sagte der Fritze verbissen, „vielleicht red't sie bald anders. Die Leut' wissen, was die gesagt hat, aber nicht, was ich gesagt hab'.“

„Ja, und sie meinen,“ fuhr der Schmied fort, „aus lauter Respekt vor der Heiteretei wär's, daß du nicht mehr zum Bier gingst und ein ordentlicher Kerl wärst geworden, und einmal könnt's bei dir heißen, wie beim — Läppleschneider: Respekt muß sein im Haus.“

Dasmal rauschten die Büsche um den wilden Fritze, als hätt' er sie mit den Händen gepackt, um sie auszureißen.

„Guck“,“ fuhr der Schmied fort, „mir kannst du's sagen. Du weißt, ich kann die Heiteretei auch nicht leiden, drum —“

Der Fritze hatte schon reden wollen. Aber die Absicht des Schmiedes, ihn auszuholen, mochte ihm trotz seiner Aufgeregtheit nicht entgangen sein. Nach kurzem Besinnen sagte er mit gepreßter Stimme: „Kann sein, daß ich ihr auflaur', kann sein. Man will manchmal einen guten Abend sagen; das bind't man den Leuten nicht auf die Nasen. Aber

ich wollt' immer zu dir; von wegen dem Beil, was ich bei dir hab' bestellt."

„Ja, das," fragte der Schmied, „wo unter die Jacken sollt' zu verstecken gehn, wenn du ins Reifhauen gingst, daß die Leut' —"

„Ist's fertig?" fragte der Fritz dagegen, ihn heftig unterbrechend.

„Hm!" sagte der Schmied erschrocken; „aber du willst doch nicht — du hast doch nicht etwa —"

„Nix werd' ich und nix hab' ich," lachte der Fritz, der sich besonnen; aber dieses Lachen hatte einen eigenen Klang. „Ich brauch' eben ein Beil. Warum soll ich nicht ein Beil brauchen wie andere Büttner auch? Was ich gesprochen hab' da am Gründer Markt, das war Spaß. Und daß ich ihr gedroht hätt' und wär' wütend auf sie gewesen, das war auch nur Spaß. Und wenn einem einer sagt: Du paßt dem Mädle auf, daß du deine Sach' anbringst, da wird keiner sagen: Ja. Und 's kann sein, 's kann schon sein, daß es einmal heißt wie bei dem Käppleschneider: Respekt muß im Haus sein."

Aus seinem Lachen klang schlecht verhehlte Wut.

Der Schmied wollte ihn zurückhalten; das war vergeblich. Noch lange hörte er das schauerliche Lachen, als der Fritz schon an ihm vorbeigerannt war. —

„So duchs'ig," dachte die Schmiedin, als sie den Schmied zur Tür hereintreten sah, „ist er noch nicht heimgekommen. Sonst duchs't' er wohl auch, aber aus Luckmäuserei; aber dasmal ist er doch ganz wie verblaßt. Und so zitternd an den Kleidern herumgegriffen, wenn er sie an die Ofenwand hat gehängt, hat er noch nicht, solange ich ihn hab'. Und das Schlucksen hat er auch noch nie so sehr gehabt. Ich seh' schon, er will nicht reden; aber ich will ihn schon dazu bringen."

Aber auf alle ihre Fragen hatte er keine Antwort oder nur die: „'s ist nix, und ich will ins Bett. Muß morgen vor Tag wieder auf."

Seine Gebärden sprachen freilich beredter; aber der Schmiedin war es um ein spezielleres Eingehen zu tun, als worauf Hände, Augen und Schultern sich einlassen konnten.

Er duchs'te schon der Kammertür zu. Die Schmiedin bemerkte einen

Flecken an seinem rechten Hemdärmel und hielt ihn daran fest. „Daß du immer die feinen Hemder zur Arbet anziehst! Hast du denn den Friß getroffen? Nu wart' doch nur! Ein Brandfleck ist's doch wohl nicht. Aber warum redst du nur nicht? Es muß vom Gänspeffer sein. So wirst du doch zeitig genug ins Bett kommen, du Schlafraz! Herauszureiben geht's nicht. Aber, Morzenschmied, so wirst du doch nur e in Wörtle können sagen? Und es ist doch ein Brandfleck, du ruinieriger Mann. Aber, Morzenschmied, so sag' nur wenigstens, willst du die Klöß' morgen mit Graslaub oder nicht? Es hat just wieder so zarte Schüßle. Das ist doch sonst dein Leibessen geweest.“

Die Schmiedin sah, ihr letztes Mittel half.

Der Schmied setzte sich mit allen Anzeichen innerer Erschöpfung. Die Schmiedin rückte ihm so nah als möglich, wie aus Befürchtung, die Worte möchten auf der weiteren Reise sich zu lang aufhalten oder gar verirren.

Endlich sagte der Schmied: „Ich muß dir sagen, Lene, ich wollt', ich wär' derheim geblieben. Es ist doch ein grausig Beisammensein mit so einem Menschen.“

„Wo hast'n denn angetroffen?“ fragte die Schmiedin.

„Dort wo der Zehntbach die Schleifen macht im Busch.“

„Im Busch?“ schauderte die Schmiedin. „Mitten drin im Busch?“

„Mitten drin.“

Die Schmiedin wäre gern wieder heraus gewesen, aber der Morzenschmied blieb länger als eine Minute drin. Denn so viel Zeit verging, eh' er in seiner Erzählung weiter fortfuhr.

Die Schmiedin konnte sich unterdes im Geist in die Wachtstube versetzen! Da sah sie sich stehen, die anderen Weiber um sie herum, atemlos an ihrem Munde hangend. Der Feldwebel hat schon die Hände gehoben, um damit auf die Kniee zu schlagen, wenn die Schmiedin fertig. Der Korporal ist gelb vor Neid, daß er nichts Stärkeres bringen kann. Und die Schmiedin — aber sie weiß ja selber noch nicht, was sie dort sagt.

„Ja, guck'“, sagte der Schmied, und die Schmiedin saß wieder horchend vor ihm. „Das hätt' ich mir doch nicht vom Friß eingebild't.“

„Aber was denn?“

„Daß er das tun wird.“

„Was tun wird?“

„Das! — Ja, guck', der tut dir's gewiß und wahrhaftig noch.“
Dabei schlug er die Hände zusammen, was die Schmiedin unwillkürlich nachtat. Das sieht sie all die Weiber in der Wachtstube tun. Die arme Frau ist hier horchend und dort erzählend zugegen. Die Ungeduld, hier endlich das Was zu hören, worüber sie dort die Weiber schon erschrecken sieht, denen sie selbst es erzählt hat, wird zur Pein.

„Der verdammt' Schlucken!“ fährt endlich der Schmied fort. „Ja, guck', er lauert wirklich der Heiteretei auf, und dazu braucht er ein Weil, hat er gesagt, das er unter der Jacken kann verstecken. Er hat das nicht so deutlich gesagt, wie ich's dir da erzähl', aber es ist gewiß und wahrhaftig; er ist wütend auf die Heiteretei. Ich dacht' erst, die Sach' wär' anders und hab' meinen Spaß mit ihm wollen haben. Aber — na, vor so einen Spaß bedank' ich mich. Er hat gesagt, die Heiteretei soll bald aufhören, von ihm zu reden.“

Die Schmiedin schlug die Hände über ihrem Kopf zusammen. Sie empfand zugleich, wie schrecklich das sei, und auch, wie sie sich ausnehmen wird dabei, wenn sie's den entsetzten Weibern erzählt.

„Aber daß du mir nicht —“ sagte der Schmied aufstehend.

Die Schmiedin suchte währenddes im Eckschrank unter den Kaffeetrichtern und Laffen. „Ist der Fencheltee schon wieder alle!“

In der Kammertür wandte sich der Schmied noch einmal halb um. „Daß du mir niemand davon sagst! Wenn was geschäh' und die Leut' könnten sagen, wir hätten's vorher gewußt —“

„Lee muß da sein für das Gottlieble. Das wär' eine schöne Geschichte' auf die Nacht! Und man hat keinen Menschen, wenn man sie braucht. Die Mäd hat sich in den Finger geschnitten, und die Gefellen kann man nicht von der Ruh' abhalten jetzt in der teuern Zeit. Was hilft's, ich muß schon selber in die Apotheken.“

„So kämen wir ins Teufels Küchen, hörst du?“

„Sag' mir nur nix,“ entgegnete die Schmiedin fast erzürnt. „Ich dächt', du kenntest mich doch.“

Der Schmied verschwand mit einem bedeutsamen Nicken in der Kammertür. Die Schmiedin setzte ihr Zifferblatt auf den Kopf und nahm ihr blaues Gehäuf um die Schultern. Schon an der Stubentür blieb sie noch einmal stehen. „So glaub' ich doch gar, der lacht da draußen noch? Er ist so schlimm wie der Fritz selber. Die Mannsleut' sind lauter geborne Mörder. Er wird doch dem Gottlieble in der Wiegen nichts tun? Das Lachen ist auf der Gass' gewest. Er schnarcht ja schon. Und der Fritz wird mir doch nicht begegnen? Wie finster das ist! Was hilft's? Tee muß man im Hause haben,“ sagte sie draußen noch.

Mit jedem Tage waren die Frauen bedenklicher geworden, und in derselben Steigerung hatte die Größe und Dicke der Kaffeewolken zugenommen um Strohdach und Holunderbusch. Heute dampfte der Schornstein des Häuschens wie ein kleiner Vulkan. So zahlreich waren die Frauen noch nie versammelt gewesen; es fehlte niemand als die Schmiedin und die Baderin, und diese mußten noch kommen.

Das hatte aber auch seinen guten Grund.

Morgen wollte die Heiteretei wieder nach dem Zainhammer fahren. So weit hatte sie sich, seit der Fritz ihr aufzulauern begonnen, noch nicht vom Städtchen entfernt. Dann konnte sie auch, was schon öfter geschehen, dort so lange aufgehalten werden, daß sie erst bei Nacht in das Ulrichsholz kam. Das war dick, die Straße hindurch nicht die belebteste, und man wußte tausend schreckliche Geschichten davon zu erzählen. Dazu kamen Vorbedeutungen der schlimmsten Art.

Die Weberin versicherte, daß sie nie die Hähne so ganz eigen und zu so ungewöhnlicher Zeit krähen gehört als die letzten Tage. „Ja,“ sang sie dem unsichtbaren Rocken zu, an dem sie spann, und es war, als suchte sie das eigene Krähen mit dem Ton ihrer Rede zu malen, „ja, wenn ich's nur könnt' beschreiben! Ordentlich, wie wenn ein weinend Kind der Bock stoßen tut.“

„Ja,“ meinte die Lüncherin, „das bedeut't ander Wetter.“

„So, ander Wetter?“ sagte die Baltineffin. „Und ist's denn anders geworden etwa? Ist's nicht das best' geblieben? Nur noch zweimal haben sie so gekräht, daß ich's weiß. Das war den Tag vorher, eh' der Schäfer den Jungen hat umgebracht im Ulrichsholz, und wie hernach die Württemberger im Krieg seinen Schädel vom Rad haben genommen und daraus getrunken im Schwanenwirthshaus. Die Weberin da ist meine Gevatterin. Und wenn ich und meine Gevatterin nicht wissen, wie die Hähne in Luckenbach krähn, und andre wissen's besser, so weiß ich nicht, was ich hier zu tun hab'. Und hier sitz' ich und frag': Warum hat mich's denn die ganz' Nacht vom alten Spritzenhaus geträumt?“

Die Frauen fürchteten, die Baltineffin könne, da sie eben im Uebelnehmen begriffen war, auch übelnehmen, wenn sie geständen, sie wüßten das nicht. Als sie schwiegen, setzte die Baltineffin noch hinzu: „Oder weiß ich und meine Gevatterin auch nicht, was uns geträumt hat, und die Frau Lüncherin weiß auch das besser?“

„Aber,“ begütigte die Lüncherin, „man red't ja nur, Frau Bäs Baltineffin. Und es ist wohl möglich, daß der Hahn, den ich hab' ander Wetter hören krähn, gar kein rechter Luckenbacher ist gewesen. Sonst hätt' er's gewiß der Frau Bäs Baltineffin nicht zuleid getan. Denn das müßt' kein rechter Luckenbacher sein, der nicht allen Respekt hätt' vor der Frau Bäs Baltineffin.“

Die Baltineffin war schrecklich in gerechtem Zorn, aber sie ließ sich versöhnen, und so bekräftigte sie durch ein feierliches Schwingen ihrer Haube, daß das alte gute Verhältnis wieder hergestellt sei.

Die Tischlerin aber sagte etwas zaghaft: „Wenn's der Frau Bäs Baltineffin nicht unrecht wär', so hätt' ich auch geträumt; denn warum? Es fällt mir nicht ein, so vornehm zu träumen wie die Frau Bäs Baltineffin; man träumt eben, wie man's so ins Haus braucht. Die ganz' Nacht ist mir's gewesen, als wenn ein Bär bei mir im Bett läg'; denn warum? Mein Mann hat mich zweimal aufgeweckt, weil ich so tief hab' Atem geholt.“

Da die Baltineffin sich's von der Tischlerin gefallen ließ, so hatten nun die Frauen alle geträumt, wenn auch nicht so vornehm und be-

deutsam wie die Baltinessin, doch etwas, das sich auf die Heiteretei bezog oder beziehen ließ.

Von den schaurigen Träumen — denn das waren sie alle — kam man auf noch schauerlichere Geschichten. Je schauerlicher die wurden, desto leiser wurden die Stimmen. Und kaum, daß die eine geendigt war, so fing schon wieder eine andere an. Denn wenn's so still wurde, daß man das Rauschen der Weiden und das Kräzen der Holunderäste am Dach und an den Wänden des Häuschens hörte, dann war's noch schauerlicher in der Wirklichkeit als in der schauerlichsten Geschichte.

Und wenn nun die erzählten Dinge aus den Geschichten heraus in die Wirklichkeit traten? Wenn man nun wieder reden wollte, und es kam kein Ton heraus? Oder wenn man die Augen von der Erde hob und sah plötzlich in lauter Totengesichter hinein? Oder es stöhnte irgendwo in einer Ecke, und man sah doch niemanden? Was sollte da erst werden?

Wie es vor einem schrecklichen Ereignis ist, das kommen muß; jedem liegt's auf der Zunge, es vorherzusagen, und es wagt's doch keiner. Weil es ist, als müßt' es dann erst geschehen, als könnte es vorbeigehen, würde es nur nicht berufen. Und gleichwohl drängt es jeden dazu; als ob es wiederum doch zu vermeiden wäre, spräche man es vorher nur warnend aus. Alle sahen während des Erzählens nach der Heiteretei hin. Man durfte sie nicht fortlassen; mit oder wider Willen, bleiben mußte sie. Aber um ihr das zu sagen, mußte man die Geschichten unterbrechen. Und dann ward's still, wer weiß, wie lang! Und dann hörte man wieder die Weiden rauschen und den Holunder am Häuschen kräzen wie einen Lebendigbegrabenen an seinem Sarge.

Und doch riß der Weberin mitten in der schrecklichsten Geschichte der Faden; just da, wo die Räuber im einsamen Wirtshaus im Walde die Thür aufbrechen und der junge Kaufmann, der da eingekehrt ist, entsetzt nach seinen Pistolen greift. Und — war das ein Schuß? Nein, es ist der Wind, der in den Waldbäumen um das Wirtshaus so entsetzlich braust. Und doch auch das nicht. Man ist ja nicht wirklich in

jenem Waldwirthshause; man ist in der Heiteretei Häuschen an den Weiden. Und dieses Brausen und Zischen klingt gar nicht so wildfremd; es hat vielmehr etwas Heimliches, Vertrautes; man hört es nicht zum erstenmal. Aber es braucht erst das laute Lachen der Heiteretei aus ihrer Ecke heraus, den Zauber von den entsetzten Gemüthern hinwegzubeschwören. Die Hälfte des siedenden Wassers mußte erst aus dem Kaffeetopf auf den Herd laufen, ehe man begriff, das seltsame Brodeln und Zischen sei das allbekannte, täglich gehörte, das jede siedende, in die glühenden Kohlen laufende Flüssigkeit hören läßt.

Der Gegensatz der sicheren Wirklichkeit zu den Erwartungen eines Etwas, das anders sei als alle Wirklichkeit, und das Gefühl, daß jene so nahe war, in die man sich retten konnte aus den Schrecknissen der Einbildung, erweckte ein behagliches Gelächter, dessen letzte Töne doch schon wieder vor dem Gedanken zitterten, daß es unrecht und ein Frevel sei, in solchen Augenblicken solcher Erwartung zu lachen.

Doch war wenigstens die Furcht vor der Stille gewichen, und als man sich besonnen hatte, was man doch vorhin sagen gewollt und nicht gekonnt, da erhob sich das Warnen und Raten von neuem, und um so lauter, da man sich selbst dadurch betäuben konnte.

„Ach du lieber Gott!“ rief die Weberin, „wenn doch nur das Dorle freien wollt!“

„Ja, wenn das so geschwind ging!“ verzweifelte die Lüncherin. „Aufs Rathhaus muß das Dorle, in die Gericht.“

„Die sitzen auch, bis der Frau Lüncherin so was Gescheits einfällt,“ strafte die Baltineffin. „Da wär’ das best’, das Dorle holt die Herrn morgen früh, eh’ sie fortgeht, im Tragkorb aus den Betten aufs Rathhaus.“

„Militär muß geholt werden aus der Hauptstadt!“ schrie die Beutlerin.

„Das kommt zu spät,“ schlug die Tischlerin die Hände zusammen. „Denn warum? Wenn das Dorle dem Nachtwächter sechs Wagen gibt, da geht er mit ihr in den Zainhammer und wieder heim.“

„Aber wer weiß,“ ächzte die Lüncherin wieder, „ob das Dorle so viel mit der Fuhr’ verdient! Ich mein’, da schickt’ das Dorle gleich

den Nachtwächter und blieb' zu Haus. Da könnt' sie's halb abverdienen, was der Nachtwächter kost't."

„Ja,“ sagte die Heiteretei lachend, „ich fürcht' mich aber nicht. Und wenn ich mich fürchtet', da brauch't' ich auch den Nachtwächter nicht zu schicken; ich blieb' eben daheim, und so wär's, und nu wär's fertig. Aber ich fürcht' mich nicht, und da frei' ich nicht und geh' nicht aufs Rathhaus und schick' auch keinen Nachtwächter, sondern ich fahr' in den Zainhammer. Und so ist's, und nu ist's fertig.“

„Es ist schrecklich,“ spann die Weberin wie außer sich, „daß das Annedorle nicht folgen will. Und wenn man nur wenigstens eine Karten hätt', daß man sie erst darauf legen könnt'!“

„Ach,“ sagte die Schwesterleins-Evekathrine, „ich hab' ja eine mit, aber über die Geschichten hat man alles vergessen. Ich will sie nur geschwind legen, eh' noch was andres drein kommt.“

„Ja,“ sagte die Baltinessin und schlug auf ihre Kniee. „Man hofft ja nicht, daß dem guten Annedorle was begegnen soll. Wenn's aber soll sein, so hat man sein' Schuldigkeit getan und brauch't sich nichts vorzuwerfen von dessentwegen.“

Der Meinung waren die Frauen alle.

Kein Atemzug ließ sich hören, als die Schwesterleins-Evekathrine ihr Werk begann.

„Ein—zwei—drei—sechs“ — eine Reihe Karten lag da. Die Baltinessin griff an die Nase, um die Brille herabzunehmen und zu putzen, die sie nicht aufhatte. „Wo ist denn das Unglück?“ sagte sie. „Das sieht ja aus wie lauter Herz und Schellen. Da ist ja gar kein Grün. Es wird noch kommen,“ tröstete sie sich.

Aber es kam nicht.

„Liegt denn die ganz' Sach' oder ist's noch nicht fertig? Ja, es ist doch. Aber wo ist denn das Unglück? Ist denn das das Eichelbaus und die Eichelzehn, wo da neben dem Herzunter liegt? Das wär' ja eine Hochzeit, verzeih' mir Gott meine Sünd'!“

Den andern ging's nicht besser als der Baltinessin. Alle fühlten nur das Unangenehme einer getäuschten Erwartung.

„Es ist nix mit dem Kartenlegen,“ sagte die Baltinessin. „Dummes

Zeug ist's. Und wenn einer gewiß wüß', es träf' zu, da ließ er sie sich gar nicht legen. Aber nu, wenn die Karten gut sind, hernachen glaubt er's; sind sie aber schlimm, hernachen sagt er: Es ist dummes Zeug. Und das ist's auch."

„Wenn die Evekathrine nicht falsch abgezählt hat," sagte die Weberin.

„Oder falsch gemischt," sagte die Lüncherin.

„Ja," sagte die Schwesterleins-Evekathrine selber, „ich wollt' schwören, ich hätt' richtig gemacht. Passiert mir auch sonst nicht, daß ich einen Schnitzer mach'. Aber es muß doch wohl. Und wenn man so in der Angst ist."

„Und in der Gemütsbewegung," spann die Weberin.

„hm ja," dachte die Baltineßin, „das könnt' sein." Dann schlug sie auf ihre Kniee. „Drum sitz' ich hier und sag': Die Evekathrine legt die Karten noch einmal. Hernachen wird sich's ausweisen, ob man auf das Kartenlegen was geben kann oder nicht."

Und es wies sich aus.

„Ja," spann die Weberin, als die Karte von neuem gelegt war, mit trauriger Zufriedenheit, „das sind andere Ding'!"

„Aber," sagte die Lüncherin, die noch immer unbefriedigt schien, „da ist freilich der Herunter, das ist das Annedorle. Und dort drüben liegt die Laubzehn und da ganz unten das Laubdaus. Aber das sollte doch eigentlich beisammenliegen, wenn das Unglück das Annedorle anging'."

„Wenn's auch nicht beisammenliegt," meinte die Tischlerin mit wehmütiger Freude; „denn warum? Man weiß doch, daß es zusammengehört."

„Ja," sagte die Evekathrine, „es muß nur richtig ausgelegt werden, hernachen trifft's schon zu."

„Ach Gott, es ist doch schrecklich!" drehte die Weberin mit schmerzlicher Wollust den Faden. „Das arme Annedorle! Die Laubzehn ist eine Straßen, das ist die nach dem Zainhammer. Und der Laubober, das ist ein böser lediger Bursch, das ist der Holders-Frig. Und das Laubdaus, das ist eine schreckliche Gefahr."

„Ja,“ legte sich die Lüncherin die Sache zurecht. „Es kann ja sein, daß er von weitem lauert, und das Annedorle fährt vielleicht auf der Wiesen neben dem Weg. Und die Gefahr, die ist ja auch jetzt noch nicht beim Annedorle; da ist noch ein ganzer Tag dazwischen.“

„Ach, du Gerechter!“ schluchzte die Beutlerin. „Und der Laubober da, ob der dem Holders-Fritz nicht wie aus den Augen geschnitten ist? Wenn der Holders-Fritz so eine kleine Nasen hätt' und so ein groß Maul und seine Augen ständen so schief! — Wenn auch die Statur anders ist, aber der Rock und die Schuhe, das ist doch der leibhaftig' Holders-Fritz!“

„Ach, das arme Annedorle! das arme Annedorle!“ spann die Weberin und neigte mit ihren Tränen.

„Dummes Zeug!“ lachte die Heiteretei. „Vorhin, da sollt's falsch gemischt sein, und jetzt fällt so was keiner ein. Wenn's was bedeuten sollt', müßt's das eine Mal ausfallen wie das ander'. Und wenn ich nu gar nicht fortging' morgen, da müßt' die Straßen zu mir kommen, Und da der Herunter, das ist noch ganz ein anderer Kerl wie der Laubober, und der muß doch auch dabei sein, wenn ihm was soll geschehn. Wenn ihr flennen wollt, so wartet doch wenigstens, bis was passiert ist, oder flennt wo anders. Mein Häusle ist an andere Ding' gewöhnt.“

Die Baltineffin aber rückte feierlich die Haube, dann schlug sie's auf ihren Knien unwiderruflich fest: „Und obschon mein Vater selig ein Weber ist gewest, nu hat sich's gezeigt. Und mit dem Kartenlegen, das trifft doch zu. Was Schrecklichs wird geschehn, das ist gewiß. Bäs Schreinerin, Sie könnt' mir einmal den Kaffeetopf hergeben. Wenn man nur auch wüßt', was! Der Rahm hat doch wieder einen Stich gekriegt von der Hitz' den Tag. Hernachen wär' alles gut. Hernachen könnt' man sich doch christlich drein ergeben.“

Ja, das Was! das Was! Je gewisser seine Auflösung wurde und je näher sie kam, desto mehr peinigte das Rätsel die guten Frauen. Da stand der Geist der noch ungeborenen Tat wie ein ungeduldiger Gläubiger und forderte immer unbarmherziger eine Gestalt. Er fauste in den Weiden und kratzte an der Wand, er brodelte im Kaffee-

topf, er nickte von der Haube der Baltinessin herab, er zirpte mit dem Heimchen unter dem Ofen hervor, er sah mit ungeheuren schwarzen Augen durch die Fenster herein und pochte gegen die lockeren Scheiben; er blickte aus jedem Auge und sprach aus jedem Munde. Das Was war unentrinnbar.

Und als nun plötzlich die Thür ging und das Entsetzen die Widerwilligen nach ihr zu sehen zwang, da kam es auch durch die Thür herein.

Aber das war doch eine leibhafte Gestalt! Hatte es die endlich gefunden?

Dann zeigte es sich nicht sehr wählerisch.

Aber es war auch gar nicht das schreckliche rätselhafte Was, das eben eintrat. Es war die wohlbekannte kleine Baderin aus der Weidengasse, aus dem gelben Häuschen mit den grünen Fensterläden. Ein Weib, weder schrecklich noch rätselhaft; denn jeder Luckenbacher weiß, sie besteht bloß aus Oh und Ach, in ein ewiges Erröten gewickelt.

Auf dem Wege hieher hatte sie in der Angst vergessen, daß sie nur die kleine verschämte Baderin war. Nun sie die Augen so vieler großen Weiber fragend auf sich gerichtet sieht, fällt ihr das wieder ein, und sie möchte sich in sich selber verkriechen. Es ist ihr, als ob ihre Kleider immer kürzer und dünner würden, als ob sie in kurzem nackt vor all den großen Weibern dastehen müßte, so sehr sie an den Kleidern zupft und dehnt.

Das Erröten auf ihrer Wange wird rot vor Scham, daß sie nur die kleine verschämte Baderin ist von der Weidengasse, die errödet.

„Aber was ist denn?“ lieh die Weberin endlich der allgemeinen Spannung das Wort.

„Ach, es ist nix weiter. Oh, es ist nicht der Müß' wert, daß man's vor solchen Weibern sagt.“

„Und deshalb hat sich die Baderin so außer Atem gelaufen?“

„Ja, wenn's der Baltinessin ihr Atem wär“,“ denkt die Baderin. „Aber meiner!“

Die Baltinessin glaubte: „Sie will uns schonen. Sie meint, wenn Sie's gleich heraus sagt, wird's uns zu sehr angreifen. Aber hier sig'

ich und sag': Mög's sein, was es will. Ich will nicht geschont sein. Ich halt's aus, es mög' sein, was es will."

Der Baderin Verlegenheit wuchs mit der Erwartung der Frauen von der Wichtigkeit ihrer Nachricht, da diese selber in eben der Steigerung ihr immer unbedeutender erschien. Das wurde durch längeres Zögern nur noch schlimmer; deshalb faßte sie sich ein Herz, freilich nur eins, wie die kleine verschämte Baderin von der Weidengasse sich eins fassen konnte, und begann mit fast geschlossenen Augen:

„Ach, wo ein Arm oder Bein am schwersten heilen tät', hat er Meinen gefragt. Und ob einer auf der Stell' tot bleiben tät', wenn man ihn mit einem Beil an die Schläfen tät' schlagen. Der Holders-Fritz nämlich. Es ist, wer weiß wie lang her, hat Meiner gesagt, daß er mich so hat gefragt. Der Holders-Fritz nämlich. Da hab' ich gemeint, weil's nur Meiner ist gewest: Du weißt auch viel, was lang ist und was kurz. Denn ich hab' gedacht: Wann soll er so gefragt haben als die letzten Tag'?"

„Ja," sagte die Tischlerin entsetzt, „denn warum? Mit solchen Dingen ist er ja erst in der letzten Zeit umgegangen. Das kann höchstens vierzehn Tag' sein gewest."

„So?" meinte die Balthineffin. „Und das weiß die Bäs Schreinerin auch so gewiß? Also der Mensch kann nicht schon früher solche Ding' haben verübt, wie er jetzt verüben will? Da an diesem Fenster hab' ich gestanden und den meinen Finger von der meiner Hand hab' ich aufgereckt, wie ich gesprochen hab': Hier sitz' ich und sag', es wird gar viel getan, was nicht gleich herauskommt."

„Zum Beispiel," schaltete die Lüncherin ein, „es geschehen Bränd'."

„Und Wolfenbrüch'," fügte die Beutlerin an.

„Oh! Ach!" errötete die Baderin; „ich hab's lang prophezeit, mit dem nimmt's einmal kein gut End'."

„Die Heuchelei hab' ich ihm schon angesehen," sagte die Lüncherin, „wie er noch nicht hat können laufen."

„Das ist gewiß," meinte die Tischlerin, „daß er nix Guts hat im Sinn; denn warum? Ein Mensch, der solche Ding' getan hat und hat's doch immerfort noch zu ermachen gewußt, daß man meint',

er hat ein gut Gemüt, das muß ein Erzbösewicht sein; denn warum? So einem Bösewicht kann man zutrauen, daß er das Schlimmst' hat getan."

Das Was hatte schon eine viel bestimmtere Gestalt, als sich die Tür abermals aufthat. Und das war es wirklich selber, was nun hereintrat, so lang und hager, mit Zügen, die nicht Entsetzen ausdrückten, sondern das Entsetzen selber waren.

Es war das schreckliche Was, welches sich nun in Gestalt der Morzenschmiedin auf einen Stuhl fallen ließ und mit solcher Angst nach der Tür zurücksah, daß sie damit die sämtlichen Weiber ansteckte.

Nur die Heiteretei lachte. „Kommt der Holders-Friz etwa selber, Frau Morzenschmiedin?“

Die Morzenschmiedin deutete erst, ehe sie der Sprache mächtig wurde.

„Hinter mir her ist's, da vom langen Bau an. Wenn's nicht schon hinter mir aus der Schmieden ist gegangen. Ich hab' mich nicht umgesehn vor Angst. Und es ist gewiß noch draußen. Und aussehn muß es wie ein Besen.“

„Aber, Was Morzenschmiedin,“ sagte die Baltineeffin kopfschüttelnd, „wenn Ihr Euch nicht habt umgesehn, wie könnt Ihr wissen, wie das Ding hat ausgesehn?“

„Ich hab's gehört,“ entgegnete die Morzenschmiedin. „Zust, als wenn eine hinter mir her kehren tät.“

Die Heiteretei wollte nachsehen, wer es wäre, aber die Frauen klammerten sich an sie und ließen sie nicht hinaus.

„Wenn ihr euch gern unnötig fürchtet,“ lachte die Heiteretei, „meinetwegen!“

Aber die Frauen hätten das Mädchen nicht halten können, wär' es dieser mit dem Nachsehen Ernst gewesen.

Die Schmiedin hatte sich's freilich ausgedacht, wie sie erst geheimnisvoll tun wollte und nicht eher reden, als bis die Weberin meinen müßte, obenauf zu sein. Dann aber wollte sie losbrechen und mit ihrer Nachricht über die Weberin triumphieren. Denn dieses Mal konnte

die Weberin sie nicht überbieten. Aber die Angst vor dem Dinge, das ihr hieher gefolgt, hatte den ganzen schönen Plan vereitelt.

Und noch obendrein sollte sie in ihrer Geschichte stecken bleiben, just wo diese am spannendsten wurde. Draußen vor der geschlossenen Thür flatterte etwas geisterhaft schnell vorüber. Es blieb zweifelhaft, sollte man es für die Flügelschläge einer eilenden Taube oder für ein leises schauerliches Lachen erkennen.

Die Schmiedin verstummte. Alle sahen entsetzt nach der Thür.

Endlich versicherte die Beutlerin: „Wenn ein Wesen lachen könnte, so müßt' es klingen.“

„Der Morzenschmied war's,“ lachte die Heiteretei. „Der lauscht draußen. Wiewohl, ein Wunder wär's nicht, wenn auch die Wesen anfangen zu lachen.“

Es wäre leicht gewesen, der Sache auf den Grund zu kommen. Man hätte nur nachsehen dürfen. Da die Heiteretei sitzen blieb, so ist mit Recht zu bezweifeln, ob sie wirklich dachte, wie sie sprach.

Jetzt klangen tiefe Glockentöne durch das Säusen in den Weiden. Eins — zwei — drei — das ist schon zehn. Nein, es ist schon elf. Und noch ein Schlag? Ist's möglich? Zwölf? Aber um Gottes willen! Wo ist die Zeit hin? Es ist ja, als wäre das Dorle erst vom Feld heimgekommen. Aber länger bleiben kann man nun keine Minute. Das sagt jede, und doch hat keine den Mut aufzubrechen.

Man rettet sich vor sich selber wieder in das Warnen und Raten hinein.

„Ihr geht nicht, Dorle!“

„Um Gottes willen, bleibt morgen nur daheim!“

„Daß die Leut' mich auslachen, wenn ich nicht geh'? Und ich geh' ja auch nicht,“ lacht die Heiteretei. „Das ist mir viel zu niederträchtig. Ich fahr'.“

„Ach du lieber Gott, wenn ich denk', wie jetzt das Dorle so frisch und lebendig mit uns red't, und morgen —“

„Ei was! So wird Unkraut nicht über Nacht anfangen und verderben.“

„Dorle! Dorle! wenn sie Euch morgen bringen!“

„Dumm Zeug, und nu werd' ich böß. Es kann jeder machen, was er will. Und ich geh', und so ist's, und nu ist's fertig.“

„So lebt wohl, Dorle! Lebt wohl! Lebt wohl! Paßt auf, wir sehn uns nicht wieder. Wenn Ihr tot seid, wird's Euch schon reun. Ach, daß Gottes Barmherzigkeit! Ihr seid schon so gut wie tot. Ihr seid ein tot Mädele und Ihr bleibt ein tot Mädele! Und oh! und ach! Lebt wohl, Dorle! Dorle, lebt wohl!“

So klingen die Stimmen stöhnend und schluchzend durcheinander. Es ist, als wäre das schon das Leichengeläute der armen eigensinnigen Heiteretei. Bald scheinen die Töne zu ersterben, bald heben sie sich wieder zu voller Macht, wie man vom Turme das Schwanken des schwarzen Zuges bald hinter grünen Bäumen verschwinden, bald wieder hervorkommen sieht. Durch das Wimmern der kleinen Glocken klingen die selteneren und tieferen Pulse der Balthinessin doppelt erschütternd.

Es gehörte ein Wesen dazu, wie es die arme Heiteretei vielleicht morgen nicht mehr besaß, die unzähligen Umarmungen zu überstehen. Wer der Heiteretei nicht mehr habhaft werden konnte, der ergriff die nächste andere. Wer keine einzelne mehr fand, umschlang eine ganze umschlungene Gruppe. Es war ein wahrer Scheideknäuel, eine durcheinander gewirrte Strähne Abschiedsgarn von Armen, Haubenschleifen, blauen Mänteln und auf fremde Schultern gelehnten Haubensflecken, die der Engel des Jammers, der bleich über dem Ganzen schwebte, mit Tränenströmen übergoss.

Und so oft die natürliche Erschöpfung des Gefühls den Knäuel lockerte, so oft band ihn die Furcht vor dem Heimwege in tiefer Nacht aufs neue zusammen, bis endlich ein fürchterliches Gebrüll vor der Thür ihn schonungslos mit einem Ruck zerriß. Und eine schauerliche Stimme sprach — o, es war wie frische Luft für einen Erstickenenden, daß sie sprach: „Ihr Herrn und laßt euch sagen.“ Und sie schien auch nicht mehr schauerlich, als man einmal wußte, sie gehörte dem alten Diktes.

Die Gelegenheit einer männlichen Begleitung mußte man benutzen, und wie sie hinter dem alten Diktes herzogen und mit ihm von Zeit

zu Zeit stehen blieben, wo er tuten mußte, da sagte die Balthinessin: „Nun mög's gehn, wie es will. Wir haben das Unfrig' getan. Wir haben unsere eigene Sach' versäumt aus Christenlieb'. Ich wollt' gern was anders drum geben, wenn das Unnedorle vernünftig wär'. Aber einen Kranz soll sie haben auf ihren Sarg, wie noch kein arm Mädele in Luckenbach einen hat gehabt.“

Die Tischlerin wollte beim Herausgehen ein Käuzchen gehört haben, das auf dem Holunder gefessen.

„Dummes Zeug!“ sagte die Heiteretei zornig hinter ihr her. „Weil ihr selber Käuzle seid. Ihr kennt meinen alten lustigen Holunderbusch schlecht. Solch jammerig Gefindel läßt er gar nicht auf sich sitzen.“

Der Mann kämpft mit dem Unglücke. Das drohende sucht er abzuwehren, das vorhandene auszugleichen, und wo er das nicht vermag, unterliegt er ihm. Das Weib, wenn es ihm nicht ausweichen kann, bezwingt das Unglück innerlich durch die sinnliche Erleichterung im Jammer; es bezwingt das Unglück, indem es dasselbe genießt. Mag es nun die unbefiegbare Lust sein, einen Genuß zu teilen, den eine andere schon für alle bezahlt hat, oder wirkt der Jammer körperlich ansteckend wie das Gähnen: gewiß ist's, auch die Stärkste kann sich nicht auf die Dauer enthalten, wenn auch nicht über das Unglück, doch über den Jammer mitzujammern. Und so wäre wohl die Heiteretei in das allgemeine barmherzige Getu' der Weiber mit hineingezogen worden, wäre sie auch nicht selbst der Gegenstand desselben gewesen.

Der Widerwille gegen alles zur Schau getragene Gefühl, der gesunden kräftigen Naturen eigen ist und sie oft hart erscheinen läßt, wo sie es am wenigsten sind, hatte sie beschützt, solange jenes sich ihr in unmittelbarer Gegenwart aufdrang. Ihr Stolz auf ihre Kraft und Unabhängigkeit hatte sich diesem Widerwillen verbündet. Nun sie allein in ihrem Stübchen war, machte sich jener Einfluß erst allmählich und darum desto gewisser geltend. Sie fühlte sich trotz ihres Sträubens gezwungen, alles, was die Frauen bloß angedeutet hatten, auszumalen. Der Schlaf, auf den sie früher nie zu warten gebraucht,

wollte diese Nacht nicht kommen. Und als er endlich nahte, suchte sie selber ihn zu entfernen.

Noch diese Nacht, ehe sie zu Bette gegangen, hatte ihr die Annemarie gesagt: „Ich muß doch auch meinen Traum erzählen. Heint, wie die großen Weiber da sind gewesen, da hab' ich das Herz nicht dazu gehabt.“

„Ich mag's nicht wissen,“ entgegnete die Heiteretei. „Und die Weiber haben das alles nur erdichtet gehabt. Ich hab' dumm Zeug genug müssen hören; fangt nun Ihr nicht auch noch an.“

„Ja, guckt,“ begann die Annemarie dennoch, „wie ich so gelegen hab', da ist auf einmal ein Mann an mein Bett kommen —“

„Dummes Zeug!“ sagte die Heiteretei. „Die Thür ist fest zugewest.“

„Ja, Dorle, wenngleich; und es war ja auch nur ein Traum.“

„Warum träumt Ihr auch?“

„Ja, Ihr meint, Bäs Annedorle, weil Ihr in Eurem ganzen Leben noch nicht habt geträumt? Wie ich noch jung bin gewesen, da hab' ich auch wenig oder nix vom Träumen gewußt. Da kann man nix dazu tun und nix davon. Wenn der Traum einmal gekommen ist, hernachen und so ist er da, da mög' man wollen oder nicht.“

„Ihr fürcht't Euch doch nicht gar davor?“ fragte sie, als sie die Gänsehaut an den Armen der Heiteretei sah.

„Ich fürcht' mich vor nix,“ entgegnete die Heiteretei. „Und Ihr habt's Euch nur eingebildet, es träumt' Euch, ein Mann ständ' an Euerm Bett. Wer weiß, was das ist geweest.“

„Nein, Dorle, das hab' ich gewiß und wahrhaftig geträumt. Und guckt, ich seh' ihn noch so deutlich vor mir, wie ich Euch da seh'.“

„Warum habt Ihr ihn denn nicht fortgejagt? Ihr hättet ja nur mich zu rufen gebraucht.“

„Ja, wenn ich hätt' gekonnt, Dorle, aber ich hab' nicht können Pips sagen.“

Die Heiteretei schauderte innerlich vor dem Gedanken, was solch ein Traumbild mit einem hüßlos daliegenden Schläfer vornehmen konnte. Sie hatte nie geträumt, und was sie von anderen erzählen

hören, hatte ihr die Vorstellung gegeben, als sei es etwas Unheimliches, etwa wie eine Gespenstererscheinung. Manche Nacht war ihr's vor dem Einschlafen wie eine Angst gekommen, sie könnte heute träumen.

„Und der Mann“, fuhr die Annemarie fort, „hat mir die Keh! zugehalten. Oh, ich hab' mich gewehrt, aber ich hab's nicht ermachen können, bis er endlich selber gangen ist.“

„Und das habt Ihr gefühlt?“ fragte die Heiteretei.

„Ich spür's jetzt noch,“ entgegnete die Alte.

„Und seid auch nicht munter geworden?“

„Behüte.“

Die Heiteretei stellte sich das Traumbild der Annemarie nicht als ein wesenloses Gedankengeschöpf der Alten selbst, sondern in wirklicher äußerlicher Gegenwärtigkeit an dem Bette der Annemarie vor, etwa wie der Aberglaube sich Gespenster denkt. Die weißen Druckflecken, die auf ihrer Wange erschienen, rief der Gedanke hervor, daß ihr in einem ähnlichen Falle ihre Kraft nichts würde helfen können, wenn sie bewegungslos und schlafend liegen bleiben müßte.

„Hernachen, guckt, Dorle, war ich auf einmal in der Kirchen.“

„In der Kirchen? Und seid nicht aus dem Häusle gekommen?“

„Im Traum, Dorle —“

„Wenngleich, aber warum seid Ihr hingangen in die Kirchen? so bei Nacht?“

„Ja, Ihr denkt, Dorle, im Traum, da kann man's machen, wie man's will!“

„Habt Ihr's denn nicht gewollt?“

„Ja, daran hab' ich nicht können denken, ob ich will oder nicht, so schnell ist's gangen.“

Auf der Heiteretei Wange zeigten sich wiederum die weißen Druckflecken, als sie schwieg. Endlich fuhr sie auf: „Dumm Zeug! ich mag nix mehr davon hören. Geht 'nauf in Euer Stüble. Es ist nunmehr Zeit. Morgen müßt Ihr früh auf. Mit der Sonn' fahr' ich fort.“

„Aber wie Ihr seid, Dorle! In den Zainhammer wollt Ihr mor-

gen, so sehr die großen Weiber haben gebarmt, wo Ihr vielleicht bei Nacht durchs Ulrichsholz müßt? Wo Euch wirklich was kann passieren, da fürcht't Ihr Euch nicht, und vor einem Traum, wo doch nix ist, da fürcht't Ihr Euch! Denn wenn einer vorüber ist, so ist er vorbei, und bleibt nix haften davon. Das ist, wie wenn man in Gedanken was tut oder es wird einem was getan."

„Wenngleich!“ sagte die Heiteretei. „Und wenn's wie bloß in Gedanken wär', gefallen will ich mir einmal nix lassen. Von Fürchten übrigens ist da kein' Red'. Nu geht Ihr 'nauf und schlaft wohl, und so ist's und nu ist's fertig.“

„Sie läßt sich einmal nicht abhalten,“ hatte die Annemarie gesagt, indem sie mit schweren Füßen ihr Stübchen erstiegen. Sie hatte ihren Tränen und Klagen freien Lauf gelassen, wozu sie in der Heiteretei Dabeisein den Mut nicht gehabt. Aber dazwischen hatte sie immer wieder einmal ihren grauen Kopf geschüttelt und gesagt: „Doch kurios, doch kurios! So hat doch jeds sein wund Fleckle, und säh's noch so gesund aus.“

Wir wissen nun, warum die Heiteretei nicht schlafen wollte. Die alte Angst vor dem Träumen war ihr wiedergekommen. Aber wenn sie auch wachte, nichtsdestoweniger hatte sie die ganze Nacht hindurch mit Mördern, Räubern, Gespenstern und Traumbildern zu kämpfen. Und immer reichte ihre Kraft nicht aus; sie mußte hülflos schlummernd sich alles gefallen lassen, oder sie lief und kam nicht vom Fleck. Sie glaubte nicht zu träumen, weil sie jeden Augenblick sich sagte: Ich bin wach, und hielt sich zum erstenmal in ihrem Leben für krank. Denn auch der kalte Schweiß, der sie überströmte, war ihr etwas Fremdes. Das alles machte das sonst so starke Mädchen so kleinmütig, daß sie schon, ohne es sich zu gestehen, auf Vorwände sann, die ihr Daheimbleiben vom Zainhammer vor ihr selbst rechtfertigen sollten.

Als der erste Strahl der aufgehenden Sonne den kleinen zerbrochenen Spiegel traf an der Wand, da litt sie's nicht mehr im Bette. Ihr erster Gang war regelmäßig an den nahen Bach, wo sie Gesicht, Arme und Nacken wusch. Wie sie die Tür öffnen will, fällt ihr ein: Wenn der Holders-Fris jetzt draußen lauerte? Noch ist kein Mensch

sonst in der Nähe. Da schlug ihr die Blut der Scham ins Gesicht, und zornig stieß sie die Thür gewaltsam auf.

Herein drang die frische Morgenluft und umdrang und durchquoll sie mit ihren kühlen Bogen. Da war mit eins die ganze Nacht mit ihren Gespenstern hinter ihr versunken und sie wieder die Heiteretei.

Das erfrischte Blut floß wieder im alten ruhig-kraftigen Laft durch die gesunden Adern. Und als sie mit dem leeren Schiebkarren den Weg durch das tauige Gras nach der Straße hinabfuhr, da lachten die braunen Augen wieder mit dem blauen Himmel um die Wette.

Wenn jetzt z w e i Holders-Frise hinter den Weiden hervorrauschten, es wäre ihr um so lieber gewesen. Es drängte sie geradezu, mit jemandem anzubinden und aller Welt zu zeigen, sie bedürfe keines Schutzes und brauche den Stärksten nicht zu fürchten.

Und doch erinnerte sie sich recht gut, das Liesle hatte geweint. Es hatte mit ungewohnter Heftigkeit die Pflegemutter nicht von sich lassen wollen, was sie sonst nie getan. Die alte Annemarie hatte das als ein böses Vorzeichen gedeutet und in des Mädchens frisch abweisender Antwort nach ihrer Weise einen Frevel gesehen.

Die Heiteretei mußte über die Alte lachen. Dieser war das Bedenklichste bei der Sache gewesen, daß die Heiteretei den gutmeinenden großen Weibern nicht gefolgt. Eine solche Sünde konnte nicht unbestraft bleiben, hatte sie gemeint, und wenn mit dem Wege nach dem Zainhammer auch auf der ganzen Welt kein weiteres Wagnis verbunden gewesen wäre.

Bis nach dem Zainhammer sah die Heiteretei die Haube der Valtinessin von einem Ohr zum anderen schweben. Im wachsenden Übermut agierte sie dem stillen Walde die ganze Abschiedsszene vor und stimmte in das Gelächter eines ihr etwa Begegnenden mit ausgelassener Lustigkeit ein. Die ganze Geschichte von dem wilden Holder und seinem Auflauern kam ihr in der nüchternen Morgenluft wie ein dummes drolliges Märchen vor.

Es kam, wie die Warnerinnen geahnt hatten. Die Sonne stand schon tief, als die Heiteretei mit ihrer Last den Zainhammer verließ.

Ehe sie das Ulrichsholz erreichte, begann es zu dämmern. Obendrein zogen von allen Seiten am Himmel Gewitterwolken auf.

Die Schwüle wuchs mit dem Abend, statt abzunehmen. Im Ulrichsholze kam noch der Duft hinzu, der von den dürrn Fichtennadeln auf dem Wege wie heißer Staub emporstieg.

Und kein Lüftchen!

Es war nicht, als schlummerte die Natur, sondern als läge sie im Starrkrampf und sähe, wie die schwarzen Wolken als Leichenmänner schon Anstalten machten, sie lebendig zu begraben, und sie ränge vergebens nach einem Hülfesruf, nach einer Bewegung.

Die Last der Heiteretei war heute eine weit geringere als am Tage des Gründer Marktes, und doch schien sie ihr doppelt so schwer.

Wie sehnt man sich auf solchem Wege nach dem Anblick eines Lebenden! Es ist, als bedürfte man eines tatsächlichen Beweises, die Welt sei nicht ausgestorben. Und ein einfaches „Grüß' Gott“ oder „Danke schön“ berührt die schmachtende Seele mit kühlem Finger und verdoppelt die Rüstigkeit der Schritte. Wie anders wird es aber auch gesprochen als am Tage und mitten unter dem lauten Getreibe der Menschen!

Schon drei Viertelstunden mochte sie im Holze fahren, und noch war keine Seele ihr begegnet. An den hinabgegangenen Tag mahnte nur noch ein leiser violetter Schein, der hier und da und immer seltener und flüchtiger an einem Föhrenstamm hinzitterte wie eine verlorene Stimmung aus der Vergangenheit, die vergebens Erinnerung zu werden strebt. Und auch dieser verschwand, und die Nacht begann ihr Wehen, ihren geheimnisvollen Haushalt in dem stillen Walde. Wie verhaltener Atem säufelte es, jetzt kaum hörbar, jetzt anschwellend und plötzlich wie vor Schrecken verstummend, dem Mädchen entgegen. Wie heimliche Tritte raschelte es erst fern, dann immer näher und plötzlich stillstehend, hinter ihr drein, als wollte es sie locken, sich umzusehen. Jetzt schleift etwas durch die Büsche. Dort ist's, wo der fahle Schimmer vorübergleitet wie ein Erbleichen über die Wange der Nacht, kaum zwanzig Schritte weit von der Heiteretei. Dort schleift es, als zöge einer einen schweren Körper in die Büsche sich nach und

Ludwig II

die verbogenen Zweige schnellten hinter ihm hörbar in ihren natürlichen Stand zurück. Der Schimmer kommt näher; er verschwindet und wie aus der Erde gewachsen oder plötzlich aus der Luft verdichtet wird dafür etwas sichtbar wie Umriffe einer ungeheuren abenteuerlichen Gestalt.

Aber es ist kein Schreckbild, kein Gespenst, was da sichtbar wird.

„Guten Abend allein,“ sagt eine Frauenstimme. Sie kommt von einer Bäuerin, die einen Karren zieht. Und nun wird die Heiteretei gewahr: was erst von fern ein bloßer Schimmer und näherkommend ein Schreckbild schien, das sind mehre große Bündel von weißem Tuch, die hoch emporragen über den Rand des Karrens.

„Schönen Dank,“ entgegnet die Heiteretei und richtet sich unwillkürlich höher auf.

In dem Augenblicke spalten sich auch die Rabenflügel des Gewitters am Himmel, und mit einer Art Trost bemerkt man, der Mond müsse aufgegangen sein, stecke er auch noch tief in Wolken.

Wenn er nur erst herauskommt! Es ist Vollmond, und der Vollmond läßt kein Gewitter aufkommen und auch anderes Schlimmes nicht.

Unwillkürlich halten beide und lassen die Karren nieder; beide wischen sich den Schweiß von den Stirnen, und die Bäuerin sagt: „Ihr müßt es sein.“

Die Heiteretei wundert sich, wer sie sein soll.

„Ja, Ihr seid groß und stark, und vorhin schon, wie Ihr auf mich gekommen seid, hab' ich's an dem Klirren gehört, Ihr habt Eisen geladen. Ihr seid's! Nach Euch hat er gefragt —“

„Befragt? Nach mir? Möcht' ich wissen, wer!“

„Ob Ihr mir schon begegnet wärt? Aber, Gott sei Dank, Ihr wart's noch nicht. Und wenn Ihr's schon wart, nein! dem hätt' ich's nicht gesagt. Dem nicht! Und hätt' ich nicht die Art gesehn, wie sie hat geblinkt! Er hat sie mit der Tacke zugedeckt, ich hab' sie nicht sollen sehn, aber sie war zu groß; ich hab' sie doch gesehn.“

Die Heiteretei weiß immer noch nicht recht — aber ein Schauer über den anderen rieselte ihr am Rückgrat hinab. „Nicht weil ich mich

fürcht',“ sagte sie erklärend zu sich selber; „sondern, daß ein Mensch so was soll können vorhaben.“

„Ja, ich will's Euch nur erzählen,“ begann die Bäuerin wieder und setzte sich auf ihren Karren zwischen die Bündel hinein. „Eine ganze Glockenstund' hab' ich schon nix anders in Gedanken gehabt als: Wenn ich sie nur sollt' sprechen! Wenn ich ihr doch nur sollt' begegnen! Meinen ganzen Karren wett' ich da, hab' ich gedacht, er ist nicht Euer Bruder, wie er hat gesagt. Aber warum fragt Ihr denn? hab' ich gesagt. Oh, da hab' ich wohl gemerkt, wie verlegen er gewesen ist. Es wär' nicht sicher da im Ulrichsholz, hat er gesagt. Ja, hab' ich gedacht, das mein' ich selber. Und wenn ich Euch begegnen tät', sollt' ich nicht tun, als hätt' er nach Euch gefragt. Ja, hab' ich gedacht, das mein' ich wieder. Und weil ich hab' wollen wissen, wer er ist, da hat er getan, als hört' er's nicht. Und weil er so getan hat, da sind Leut' gekommen, und das sind Leut' aus der Stadt gewesen. Ich hab' ihm ins Gesicht wollen sehen, da ist er fortgewesen. Die Leut' aus der Stadt haben aber gleich gesagt: Wenn das die Heiteretei wüßt! Und wenn ich ihr begegnen tät', so sollt' ich's ihr um Gottes willen sagen. Und weil ich denk', daß Ihr die Heiteretei seid, so kehrt lieber wieder um, als daß Ihr dem in die Händ' lauft. Aber ich hab' noch weit. Wenn Ihr mit wollt, so kommt.“

Damit nahm sie ihren Karren wieder auf und fuhr ihres Weges weiter.

Wohl möglich, die Heiteretei hätte ihren Rat befolgt, wußte sie sich nicht gekannt von ihr. Aber die Bäuerin sollte erzählen können, die Heiteretei habe sich vor jemand gefürchtet, sei vor jemand geflohen? Nein! Der Mensch war groß und stark, und wer weiß, vielleicht auch nicht allein.

„Und wenn's zwei Holders-Frise wären,“ sagte die Heiteretei zum Walde, warf die Lippen auf, daß der Wald hätte große Druckflecken auf ihren Wangen sehen müssen, war es Tag, und nickte noch oben-drein mit dem Kopfe: „Ich fürcht' mich vor zwei solchen nicht. Wegen vier solcher kehrt' ich nicht um. Und so ist's, und nu ist's fertig.“

Der Wald zitterte vor Bewunderung oder vor Schauder an allen seinen grünen Gliedern.

Aber kaum nach zwanzig Schritten hielt die Heiteretei unwillkürlich an. Sie hörte, auch die Bäuerin blieb stehen, wahrscheinlich, weil sie meinte, die Heiteretei habe sich anders besonnen und werde ihr nachkommen.

„Ja, hätt' ich's gleich getan,“ sagte die Heiteretei; „aber nun ich gesagt hab', ich tu's nicht? Und hinter der drein wie ein klein Kind hinter seiner Mutter?“ — Und noch ehe sie sich selber geantwortet hatte, war sie schon wieder im Schritt und hörte auch die Bäuerin ihres Weges weiterfahren. Sie kam auch gar nicht zur Antwort. So plötzlich fiel ihr ein, daß der Grund, in den sie nun einbiegen müsse, der Blutgrund heiße. Zum ersten Male vertiefte sie sich in die Bedeutung des Wortes, das sie so oft und stets gedankenlos ausgesprochen und ebenso ohne Gedanken darüber aussprechen gehört. Und wie der Name kam ihr auf einmal die ganze Gegend wie eine andere, wildfremde vor, der man es ansähe, daß hier etwas Schreckliches geschehen war oder noch geschehen sollte.

„Dummes Zeug!“ sagte sie endlich zornig zu ihren Gedanken. „Das wär', als wenn ich mich fürchtete.“ Und im Gegenteil hatte sie nun erst recht Lust, in den Blutgrund einzubiegen; obschon ihr einfiel, alle Leute sagten, der Weg durch den Büchel gehe gar nicht viel oder eigentlich gar nicht um; er sei viel ebener und breiter als der Blutgrund; nicht jeden Augenblick bleibe man dort in Baumwurzeln stecken wie hier.

„Fürchten tu' ich mich nicht. Soll ich deshalb jeden Augenblick in Baumwurzeln stecken bleiben, weil eins denken könnt', es wär' aus Furcht, wenn ich's nicht tu'? Und wo's nicht einmal jemand sieht!“

So dumm wollte doch die Heiteretei sich selber nicht vorkommen, wollte sie sich's auch nicht gestehen, wieviel leichter es ihr war, als sie den Eingang zum Blutgrunde eine gute Strecke hinter sich hatte.

Endlich nahm das Holz ein Ende. Sie war nicht mehr weit vom Leinfelde ihrer Base. Und nun verflachte sich auch das Gewölk vor dem Monde zusehends. Nur noch ein wenig dünner die dreieckige Wolke da, und sie konnte durch die Erlen und Weiden am Bache den Knopf vom Luckenbacher Kirchturme funkeln sehen. Und der Bach,

der neben ihrem Weg hinglitzerte und etwas weiterhin ihn durchschnitt, war ja der Zehntbach, derselbe, der daheim an ihrem Häuschen vorbeifloß, derselbe, in dem sie alle Morgen sich wusch, darin sie sich gebadet in so mancher warmen Nacht.

Dennoch überrieselte sie von neuem ein Schauer, als ganz nahe bei ihr ein leises „Pf!“ sich hören ließ.

„Fahrt den breiten Weg, Dorle, den über die Herrnmühl!“ flüsterte eine Stimme, „und macht, daß er Euch nicht ansichtig wird.“

Wer spricht? und wo? und wer soll ihrer nicht ansichtig werden? und wo ist er?

Ein blaßes Gesichtchen taucht neben ihr auf aus dem dunkeln Gebüsch. Das kleine lahme Balkmüllers-Gretle ist die Warnerin. Sie stößt die Krücke in den weichen Boden fest ein und streckt sich, mit dieser sich stützend, auf ihrem gesunden Beine, so hoch sie kann. Mit dem mageren Armchen zeigt sie nach dort, wo der Bach quer über den Weg läuft.

„Dort, auf dem Ulrichsteg, dort steht er und lauert schon eine Stund' lang. Macht geschwind fort, sonst wird er Euch noch gewahr!“

Ein flüchtiger Blick des Mondes durch eine Lücke im leichteren Gewölk streifte jetzt dienstfertig den Steg und die dunkle Gestalt, die darauf steht. Es ist, als wolle auch der Mond das Schreckliche nicht geschehen lassen. Im nächsten Augenblicke ist's wieder so dunkel dort als vorher; aber sie sieht ihn noch, der auf dem Stege steht, und wär's ganz Nacht, sie würde ihn noch sehen.

Einen Tumult der entgegengesetzten Gefühle wühlt der Anblick aus ihrem tiefsten Herzen auf; dazwischen zucken wie Blitze fieberhafte Gedanken durcheinander hin.

„Also ist's doch? Also doch lauert er mir auf? Und was hab' ich ihm getan? Warum gerad er?“

Alle die Warnungen, Träume und Vorzeichen, alle Schreckgeschichten der letzten Nacht wachsen aus dem Boden vor ihr auf wie riesengroße Schattengestalten und drängen sie zurück. Sie sieht die Haube der Baltinessin, aber sie kann nicht lachen. Dazu die Reden der Bäuerin vorhin im Ulrichsholz. Sie sieht das Kind, das sie weinend zurück-

halten will. Sie sucht Hülfe in ihrem Innern und findet nur den Gedanken: „Ein Weib ist doch kein Mann!“ Sie weiß, sie wird sich des Gedankens schämen im nächsten Augenblicke. Aber sie fühlt, jetzt ist er ihr Herr. Sie biegt schon mit den Augen in den Weg ein, den das Gretle ihr geraten hat. Aber wie die Füße folgen wollen, sieht sie, der Schneider kommt den Weg her; sie müßte ihm begegnen. Da schlägt ihr die Scham wie eine Flamme ins Gesicht. Sie hört seinen, des Schmiedes und des Webers Gelächter und Spott schon in Gedanken. Unwillkürlich tut sie einige Schritte weiter dem Verfolger entgegen. Aber die Mündung des anderen Weges einmal hinaus, kann sie nicht mehr zurück. Das würde den Spott erst gewiß machen.

Aber ist's nicht besser, sterben, wenn's sein muß, denn leben, der nimmer endenden Furcht und Selbstverachtung preisgegeben? oder drinnen in der Stube dem Hungertod doch eine gewisse Beute? Denn die Warner bringen Rat dahin, aber kein Brot. — Als ob man sterben müßte! Als ob es ausgemacht wäre, der Holders-Fritz sei stärker als sie!

Und wenn er's wäre! Und trotz seinem Beil! Naht sie ihm, dicht am Bache hinfahrend, von den Erlen versteckt, kann er sie nicht sehen, das Beil nicht heben, bis sie an ihm ist. Im weichen Grase rollt der Karren nicht, klirrt das Eisen nicht. So mit dem Vorteile des ungeahnten Angriffs, mit ihrer ganzen Kraft, durch Verzweiflung des Augenblicks verdreifacht, Gedanke und Ausführung eins! Da müßt' es doch — — —

Ja, und es geht auch nicht mit unrechten Dingen zu.

Der Verfolger liegt im Bache, und die Heiteretei ist schon weit über den Steg hinaus, ehe es ihr gelingt, den Karren und sich selber anzuhalten.

Wir müssen nun einen Rückblick auf das Treiben des wilden Fritz werfen seit dem Gründer Markt, um zu erfahren, ob er sein trauriges Schicksal verdient hat, und ob er's um die Heiteretei verdient hat, durch welche es ihm geworden.

Wir folgen dem lärmenden Haufen seiner Kameraden und dem Holders-Fritz selbst vom Hohlwege vor der Stadt, wo wir nach dem Zank über den Karren hinüber sie sich selbst überlassen, nach „der Schwane“.

Nicht weit von unserem Ausgangspunkt klingt uns schon Musik entgegen. Zuweilen wird diese von dem Geschrei vieler durcheinander zankender Stimmen übertönt. Dann macht ein lustiger Zuchheruf Frieden, der aber nicht von langer Dauer ist.

Der Adams-Lieb schüttelte sich vor Lust beinah aus seinen Kleidern heraus, die ebenso wie sein gewöhnliches altkluges Wesen auf den Zuwachs berechnet schienen. „Die sind schon übereinander. Mach' zu, Fritz! Wir kommen gerade recht.“

„Aber wie bist du nur heint?“ unterbrach er sich selber. „Ich mein', du hast deine Ohren bei deinen Gedanken stecken, und die sind, wer weiß, wo. Den ganzen Tag schon weiß man nicht mehr, wie man mit dir dran ist.“

Der Fritz schwieg und bejahte dadurch, ohne es zu wissen.

Nun biegen wir um eine Straßenecke. Das Haus, das uns gegenüberliegt und aus allen Fenstern lichte Scheine auf das nasse Pflaster wirft, über welches umschlungene Schattengestalten sich lautlos drehend hinweghuschen, ist „die Schwane“.

„Fritz!“ schrie ein anderer, „du wirst doch nicht in das Deichle laufen?“

An einem Hause hin dehnte sich gemächlich und ungehindert eine Art Pfuhl, dicht von schwimmenden Brunnenröhren bedeckt, die entweder den Hineingeratenden vor dem Untersinken oder sich selber vor dem Verlechzen bewahren sollten. Davon stieg eine Verbindung von Jauchen- und faulem Holzduft auf, welche die Warnung des Kameraden hätte entbehrlich machen sollen.

Wenig Schritte noch und sie sind, in die Torfahrt eingetreten, an der Wirtsstübeltür „der Schwane.“

„Gehn wir nicht gleich 'nauf in den Saal?“ fragte der Adams-Lieb halb verwundert, halb ärgerlich, als der Fritz die Tür öffnete. „Ja, du willst erst einmal trinken,“ beruhigte er sich selber.

Und so war's.

Die Kameraden intonierten das klassische Lied: „Bier her, Bier her, oder ich fall' um!“ Sie meinten, nur schnell im Durchgehen einen Trunk zu nehmen; aber auch darin erregte der Fritz wiederum ihren Arger und ihre Verwunderung zugleich, daß er sich setzte, und zwar mit einer Entschiedenheit, als wolle er nie wieder aufstehen.

„Bier, Kätterle!“ rief der Holders-Fritz; „aber gleich sechs Maß für mich allein. Das Bestellen allemal ist mir zuviel.“

„Du bist doch gar nicht mehr wie sonst,“ sagte der Adams-Lieb; „damit hätt's Zeit gehabt bis hernachen.“

Aber der Fritz entgegnete: „Dumms Zeug!“ und begann dem inzwischen vor ihn auf den Tisch gestellten Getränke fleißiger zuzusprechen, als ein bloß menschlicher Durst rechtfertigen konnte.

„Er ist noch auf die Heiteretei wild,“ sagte ein anderer.

„Der wird er's schon zeigen,“ meinte der Adams-Lieb. „Aber daß du den Lärm oben kannst hören und machst nicht mit, Fritz, das weiß ich nicht, wo ich's hintun soll. Du bist doch immer ein Kerl gewesen. Schon in der Schul', sagen sie, bist du der Gefcheitsf', aber auch der Allerwildst' gewesen. Und so hast du's hernachen fortgemacht in der Lehr' beim Meister Schramm und hernachen, wie du Meister bist gewesen, erst recht. Na, der mag geschüttelt haben!“

„Gelt,“ fragte ein anderer, „mit dem Morzenschmied bist du in die Schul' gegangen? Hernachen ist der Raspers-Andres dein Kamerad gewesen. Und nach diesem der Luchscherer in der Weidengass'.“

„Das sind alles alte Philister geworden,“ lachte der Adams-Lieb. „Und dein letzter vor uns, der Schleiermüller, der tut auch schon, als wenn er den alten Schloßthurm auf seinen Armen hätt' getragen, wie der noch ein Wickelkind ist gewesen. Und ist kein' fünf Jahre älter wie ich. Die haben sich alle vor den Leuten gefürcht't, und was die sagen. Du bist ganz allein frisch und jung geblieben. Du bist doch ein ganzer Kerl. Du machst dir aus allen Leuten nix, und so muß ein rechter Mann sein. Aber nu geh zu, daß wir 'nauf kommen in den Saal. Den mußt du heint noch räumen; das sag' ich dir. Wenn

du noch lang machst, geh' ich erst einmal allein. Ich muß wenigstens erst sehen, was es gibt."

Und das tat der Adams-Lieb.

Unterdes beginnt der Holders-Fritz alles mögliche, in das alte Wildtun hineinzukommen. Aber es gelingt ihm nicht. Wild und toll ist er genug, aber auf andere Weise als er es sein möchte. Er ist toll auf die Heiteretei, daß sie keinen Respekt vor ihm hat; und daß er sich gestehen muß, sie habe recht daran, das macht ihn noch wilder auf sie. So deutlich ist's ihm noch nie geworden, daß der rechte Respekt nicht durch die Kraft seiner gewaltigen Arme und sein gewohntes Wildtun zu erzwingen ist. Darum ist er toll auf dieses Wildtun selber, das ihm nun wie das Treiben dummer Jungen vorkommt.

Seit er im Jüngling stecken geblieben und Geschlecht um Geschlecht an ihm vorüber in die Reihen der Männer gerückt, hatte es an Selbstvorfürfen und inneren Mahnungen nicht gefehlt. Sie waren immer häufiger und dringender geworden; auf der anderen Seite hatte aber auch die Gewohnheit das alte Geleise immer mehr ausgetieft. Je nötiger es erschien, aus diesem herauszukommen, um so schwerer erschien es auch. Eine solche Anwendung hatte ihn heute vom Besuche des Gründer Marktes abgehalten, die alte Gewohnheit aber wiederum den Kameraden in die Hände geführt.

Er sagte sich nun: „Ich hab' anders wollen werden und wär's geworden, aber nun die Heiteretei denken müßt', ich tu's, weil sie's hat gewollt, nun geht's nicht!“ Das will er sich aufreden, eben weil er fühlt, daß die äußere Anregung durch sie notwendig war, daß diese erst seinen Stolz gegen seine Kameraden aufrufen müssen, um ihn loszulösen aus den festhaltenden Armen der Gewohnheit.

„Ich hab' mehr so dumme Gedanken gehabt,“ sagte er zu sich selbst, „aber ich hab' sie nicht lassen aufkommen. Hernach bin ich noch wilder gewesen, bis ich sie losworden bin.“

Und das will er eben wieder, aber es gelingt ihm nicht mehr. Der alte Zauber ist gebrochen. Ein neuer zwingt ihm den Gesichtspunkt der Heiteretei unentrinnbar auf.

Er sieht sich um. „Wenn doch einer käm' und was tät', daß ich

wild werden müßt', ich möcht' wollen oder nicht!" denkt er. Er tritt sich selber auf den Fuß, er fährt alle Augenblicke zausend mit der Hand durch sein Haar, weil's ihm kein anderer zu Gefallen tun will. Er trinkt immer hastiger und wird nur immer nüchterner davon.

Jetzt kam der Adams-Lieb wieder und jubelte. „Die haun sich da oben und wissen nicht, warum! So ein Spaß ist noch nicht gewesen! Da sind keine zwei Parten, die's aufeinander halten, sondern jeder haut, was ihm vor die Faust kommt.“

Und gleich hinter dem Adams-Lieb her kam ein Zimmergeselle wie aus einer Kanone in die Wirtsstube hereingeschossen. Aus eigener Macht, ohne fremde Nachhülfe, hätte er nimmermehr so schnell hereinfahren können. Sobald er das Gleichgewicht wiedergefunden, sah er sich herausfordernd um und schien die Anwesenden für die hilfreichen Geister anzusehen, deren Beistand ihn hereinbefördert.

„Nur her,“ schrie er, „wenn ihr das Herz habt, ihr Lumpenpack!“

Der Adams-Lieb und die übrigen Kameraden zogen sich hinter die mächtige Gestalt des Holders-Fritz zurück. Der Adams-Lieb bewies dem Holders-Fritz, er dürfe eine solche Herausforderung nicht abweisen um seines Namens willen. Er begriff den Holders-Fritz nicht mehr.

Unterdes waren dem widerwilligen Eindringling mehre gefolgt.

Der Holders-Fritz hörte das „Hez! Hez!“ der Heiteretei wieder in seinen Ohren. Er sah, wie der Adams-Lieb und seine übrigen Kameraden sich zuwinkten. Das hatte er hundertmal gesehen, aber halb aus Gutmütigkeit, halb aus Bedürfnis ihrer Gesellschaft nicht gerügt. Dadurch waren sie sicher geworden. Jetzt kam ihm der Zorn. Er begriff, sie legten ihm seine Gutmütigkeit für Einfalt aus. Und wer weiß, was geschehen wäre, fiel' ihm nicht ein: „Das wär's ja, was die Heiteretei hat haben wollen!“ Die ganze Stadt und sie selber müßte glauben, er folge ihr wie ein gescholtener Schulbube seinem Lehrer.

„Greif' nur einer den Holders-Fritz an,“ schrie indes der Adams-Lieb hinter dem Holders-Fritz hervor, „wenn er das Herz hat!“

Er erreichte seine Absicht. Denn die Eingedrungenen kamen auf

den Holders-Fritz los, der noch immer an sich spornte. Die Kameraden ließen den Sitzenden und hielten sich die Türe frei. Der zuerst Hereingeschossene machte mit der rechten Faust eine keineswegs zweideutige Bewegung nach dem Kopfe des Holders-Fritz. Da fuhr dieser empor. Eine kleine Weile schien die Wirtsstube in eine Walkmühle verwandelt. Das ging klipp, klapp! Bald verengte, bald erweiterte sich der Knäuel, bis er auseinanderflog und stückweise durch die Tür verschwand. Der Holders-Fritz war alles, was davon übrig blieb.

Wunderbarerweise hatte er in den Zimmerern eigentlich auf seine Kameraden losgeschlagen. Wenigstens war es erst nur der Zorn über diese gewesen, den er an jenen ausließ.

Aber der Kampf gebiert einen neuen Zorn aus sich, wie ein Gewitter einen heftigeren Sturm aus sich entwickelt, als der es zusammengeblasen.

Es wäre schwer zu sagen, auf wen der Fritz eigentlich zornig war. Er war's auf die Heiteretei, auf die Kameraden, auf die Zimmergesellen, auf die ganze Stadt, auf sich selber; er war zornig auf das alte Leben, das ihn anekelte, aber auch auf das neue, welches er beginnen mußte, wollte er jenes lassen. Er schämte sich vor sich und aller Welt, zu bleiben, wie er war; aber er schämte sich auch vor sich und aller Welt, anders zu werden. Es war wiederum mehr der Drang, sich durch die Betäubung des Kampfes von allem dem wenigstens auf Augenblicke zu befreien, was ihn hinauftrieb in den Saal, der bereits den Anblick eines Schlachtfeldes bot.

Das war ein wildes buntes Durcheinander, das sich, in einen Schleier von Staub und Tabakrauch verstrickt, hin- und herwälzte. Da sah man, was man nie gesehen. Da waren Beine, die wie Arme in der Luft herumgriffen, Arme, die wie Beine auf dem Boden umherliefen, dazwischen Köpfe, die den Mund oben, und andere, die ihn unten hatten, menschliche Rumpfe in allen Stellungen, die nur möglich. Welches sterbliche Auge hätte bestimmen mögen, was zusammengehörte? Mit überraschender Behendigkeit tanzten Stuhlbeine dazwischen und flogen Bierkrüge in allen Richtungen wie aufgeschweuchte Vögel darüber hin. Wunderbar war die gegenseitige Anziehungskraft

von Köpfen und Fäusten, die Zutulichkeit, womit ganze Haarbüschel sich um fremde Finger schlangen, die Ausdauer, mit welcher gekrümmte Fingerknöchel anpochend untersuchten, ob unter einem Schädel nicht hier oder da doch eine hohle Stelle sich finde, oder was eine menschliche Nase eigentlich auszuhalten imstande sei. Die Musikanten hatten der Versuchung nicht widerstehen können, auf dem Orchester all die Kunstfertigkeiten, die sie unten im Saale üben sahen, nachzuahmen. Trompete und Posaune, Klarinette und Geige wollten sich von bloßen Stuhlbeinen nicht beschämen lassen. Über Mangel an Musik dabei zu klagen, wäre keinem menschlichen Gehör eingefallen. Eher war der Musik zu viel. Für die wenigen Instrumente, die unter die Stuhlbeine gingen, ward jedes Stuhlbein zu einem musikalischen Instrumente. Das ganze Getümmel war ein großes, saufendes und quiekendes Hackbrett, das sich selber mit Stuhlbeinen schlug.

Aus dem Gewoge der kämpfenden Männer ragten Tische und Bänke wie die letzten Bergspitzen aus den steigenden Wassern der Sündflut. Auf diese hatten die Töchter der Riesen sich geflüchtet. Mit Entsetzen sahen sie, wie die Köpfe ihrer Länzer, hineingerissen in die brausenden Wellen, vergeblich sich emporzuheben rangen; zuweilen spülte eine Woge die Schreienden von der Klippe herab und zog, die Scheitel mit den Gewändern der Stürzenden gekrönt, sie drehend in den Strudel hinein.

Aber wie die Arche Noah, hoch über allen, zogen Schultern und Haupt des wilden Frix ihre Spur. Vor ihm bäumten sich die Gewässer, und hinter ihm zeigte sich Land. Nicht eine halbe Stunde, und er stand in dem weiten Saale unter Stuhlbeinen, gescheiterten Tischen, zerbrochenen Bierkrügen und Fenster Scheiben verschnauwend allein. Die kühle Nachtlust, die durch die zerschlagenen Fenster hereinblies, mit dem Staube ein kleines Nachspiel aufführte und die wenigen Lichter, welche die Schlacht verschont, in ein angstvolles Zittern versetzte, sagte zu ihm: „Wir beiden sind die Sieger.“

Aber schlimmer als außer ihm sah es im Innern des wilden Holders-Frix aus — weit öder noch, weit wüster und nüchtern überwachter. Dem „Schwanewirt“ mußte es viel leichter werden, seine

Stuhlbeine wieder zusammenzubringen, als das dem Fritz mit seinen zerrissenen und verworrenen Gedanken gelang. Und es war ihm nicht etwa wie jenem an der Erhaltung des noch Vorhandenen gelegen. Er wäre lieber seine ganzen Erinnerungen und sich selbst mit losgeworden. Mechanisch sah er sich nach seinen Kameraden um; aber es fiel ihm ein, in der Hitze des Kampfes hatte er vergessen, daß er sie schonen müsse, sollte die Heiteretei nicht triumphieren. So hatten sie das Los der Zimmergesellen geteilt.

In der Tür tat er noch einen Blick zurück. Der Saal gemahnte ihn wie sein altes Leben. Nichts als Trümmer nutzlos vergeudeter Zeit und Kraft. Und darüber brütend statt Staubes und Tabakrauches Ekel, wüster, öder, grenzenloser Ekel.

„Bursch!“ fuhr er auf, indem er sich an der Brust packte mit einem Griff, der einen anderen aus dem Gleichgewicht gebracht haben würde, „nun ist's aus mit dem Wildtun, das sag' ich dir! Die alt' Zeit hat aufgehört. Hierher kommst du mir nicht wieder!“

Und so warf der Fritz, nachdem er das mit all den anderen aus dem Saale „der Schwane“ getan, sich selber zugleich aus dem alten wüsten Leben hinaus.

Es war nicht mehr früh, als der Holders-Fritz erwachte und sich auf seiner Schmissbank in den Stadeln sitzend fand. Eben klang die Glocke vom Kirchturm; er zählte neun Schläge.

Er sah sich nach seinen Gesellen um, die eigentlich schon seit drei Stunden in voller Arbeit sein sollten. Er war allein.

Endlich kam der Lehrling und öffnete das Stadelthor. Er sah überwachet aus. Dem Holders-Fritz fiel zum erstenmal auf das Gewissen, wie sehr zu seinem Nachteil der Junge sich verändert hatte, seit er bei ihm war. Er hatte in voller Jugendlust und Gesundheit geblüht; jetzt erschien er verdrießlich und sein verbleichtes Gesicht trug unverkennbar die Spuren einer wilden Nacht.

Die Stimmung, in welcher der Holders-Fritz sich befand, war der Spiegel, den des Lehrlingen Zustand ihm vorhielt, nicht zu verbessern geeignet. Der Junge warf sich gähnend und dehnend in eine Ecke und

bot, da der Schrecken über den unvermuteten Anblick seines Meisters ihn in seiner Stellung versteinerte, ein seltsames Schauspiel dar.

„Wo sind die Gefellen?“ fuhr ihn der Meister an. „Ist's etwa sechs, daß du erst kommst?“

Der Junge raffte sich auf und sagte noch immer in staunendem Schrecken: „Herrjeh, der Mäster ist schon auf!“

Der Holders-Fritz las ohne Mühe die Antwort aus dem Ausrufe heraus: „Ja, wir richten uns nach dem Meister. Früher kommt der auch gewöhnlich nicht.“

Er begriff, warum keine Arbeit mehr fertig werden wollte. Das hätte er schon früher einsehen können; aber ihm war das Handwerk zum Ekel geworden, seit ihm die Arbeit keine Freude mehr machte. Die Arbeit freute ihn nicht mehr, seit sie ihm nicht mehr gelang, und sie gelang ihm immer schlechter, je weniger sie ihn freute. Er mußte sich zur Arbeit zwingen, das machte sie ihm völlig verhaßt. Und was er nicht gern tat, daran dachte er auch nicht gern. Er ließ die Sache gehen, wie sie ging.

Zum Überflusse fand er einen Brief von seinem bedeutendsten Kunden vor, der schrieb, wenn man nicht bessere Arbeit liefere, müsse er weitergehen.

Sonst war des Holders-Fritz Stolz gewesen, der wildeste, aber auch der geschickteste Meister zu heißen. Er sah, er konnte nur noch für den wildesten gelten; das regte ihn noch mehr auf. Alles Unangenehme, das er bis jetzt, sich in Wildheit betäubend, abgehalten hatte, drang nun unabwehrbar zugleich auf ihn herein.

Die Gefellen, von denen wir den Saalfelder bereits kennen, waren ebenso erstaunt, als es der Lehrling gewesen, wie sie langsam und mit Gähnen daherschleudernd den Meister schon vorfanden, und zwar mit zornigem Gesicht.

Der Saalfelder meinte, sich ihn zu gewinnen, wenn er dessen gestrige Heldentat in „der Schwane“, die schon bekannt geworden war, durch Lob und Preis verherrlichte. So war es ihm schon öfter gelungen, wieder gut Wetter zu machen. Dieses Mal geschah das Gegenteil. Der Meister stellte eine strenge Untersuchung an. Es fand sich,

daß ein großer Teil des ehemals übervollständigen Werkzeuges gänzlich fehlte, ein anderer in den traurigsten Umständen war. Das Ende davon fiel dahin, daß der Saalfelder auf der Stelle fortgeschickt wurde und der Hanauer, der sich in manchen Dingen nicht rein wußte, die noch zur Sprache kommen konnten, selber ging.

Wiederum hatte der Holders-Fritz Gelegenheit gehabt, sein eigenes Bild in zwei treuen Spiegeln zu sehen. Das lange wilde Haar besonders, das beide Gesellen nach dem Beispiele des Meisters trugen, das Symbol seiner bisherigen Lebensweise, war ihm so widerwärtig geworden als diese selbst. Ihm schien's, als beseitige er alles, wovor ihm ekelte, als er mit dem Schnitzer durch seine dicken Locken fuhr und ihrer wilden Hoffart ein Ende gab mit Schrecken.

Ein ähnliches Schicksal traf die Baumelquasten und das lange weichelne Pfeifenrohr; die ersteren wurden gänzlich vernichtet, des letzteren Länge auf ein bescheidenes Maß zurückgeführt.

Der Holders-Fritz war nur eben fertig und hatte sich zur Arbeit auf seine Schnitzbank gesetzt, als der alte Meister Schramm in die Werkstatt trat.

Wir wissen, welchen Erfolg seine Mahnung hatte.

Die Aenderung, welche der Holders-Fritz mit seiner Lebensweise vorzunehmen im Begriffe war, sollte das Werk seines freien Entschlusses scheinen. Sie sollte womöglich den Leuten zum Troste geschehen.

Die Leute hatten natürlicherweise von Anfang an schon sein Treiben nicht rühmend gefunden. Es war ihm leichter geworden, ihre Mißbilligung zu verachten, als zu benutzen; und wie der Mensch in seiner unbewußten Beifallsbedürftigkeit endlich in jeden Tadel einen Beifatz von abgezwungenem Lob oder gar Bewunderung hineinhört, so war es dem Holder mit dem Namen des wilden Fritz gegangen. In dem Kreise seiner Kameraden verlor er allmählich vollends das Ohr für rechtes Lob. Eine Reibung führte zur andern; seine erst eigenwillige Absonderung zwang ihn endlich, die Gewalt der öffentlichen Meinung, der kein ehrgeiziges Gemüt sich entziehen kann, da ihm der Weg freiwilligen Einstimmens nicht mehr offen stand, durch

den Troß anzuerkennen, den er ihr geſtiffentlich bei jeder Gelegenheit entgegenſetzte.

Die Ermahnung des alten Meiſters mußte deſhalb das Gegentheil von dem bewirken, was dieſer damit beabſichtigte.

Wirklich hätte der Troß, wider die Meinung der Leute zu ſchwimmen, den Holders-Friß faſt zu einem Rückfall in ſein altes Treiben verleitet, wenigſtens zu einer auffallenden Rundgebung gegen dieſelbe. Er wäre dem alten Meiſter nachgerannt, um vor ſeinen Augen in das erſte beſte Wirtshaus einzutreten. Aber zur rechten Zeit fiel ihm ein, daß er dann in ſeinen geſchorenen Haaren nur einen Beweis für das Gegentheil zur Schau tragen würde.

Der Lehrjunge mußte mit ſeiner Arbeit vor den Stadel hinaus. Er ſelber riegelte das Thor hinter ihm zu. Die offene Thür in den Stadelgarten gab ihm Licht genug. Niemand ſollte ihn ſehen, bevor ſeine Haare wieder zu der alten wilden Herrlichkeit herangewachſen waren.

Draußen hielt mancher Vorübergehende eine Weile an, um bei dem Lehrjungen nach dem Friß zu forſchen. Es kam auch mancher, um nach beſtellter Arbeit zu fragen oder neue zu beſtellen. Hörte der Friß ſein wildes Weſen loben und bewundern, dann freute er ſich und ſagte: „Ja, denen zum Troß ſoll's anders werden.“ Tadelten ſie ihn aber und wünſchten, er möge ſich beſſern, dann war es gut für den neuen Entſchluß des Friß, daß er gegen ſeine Haare gewütet hatte. Zum Glück geſchah das erſtere öfter als das letztere. „Wenigſtens ſollen ſie nicht denken,“ ſagte er, „daß ich's tu.“

Vor Zorn und Langerweile bei der Arbeit, die nicht geraten wollte, ſchnitt er zuweilen wie raſend in die Reife hinein. Dann ſagte er ſich: „Pfui, Bursch! Das iſt immer wieder das alt' Wildern, und der Heiteretei und allen Leuten zum Troß werd' ich ein anderer!“

Mittags ließ er ſich das Eſſen holen. Er konnte ſich denken, die Großmutter, die ihm ſein Hausweſen beſorgte, werde ſelber kommen, um zu ſehen, was er mache, weil ſie an ſeinem unberührten Bett bemerken mußte, er ſei über Nacht außen geblieben. Er ließ es ihr verbieten. Er fürchtete auch, ihre Freude, wenn ſie ihm ſeinen Aenderungsentſchluß anmerkte, würde ihm dieſen verleiden.

Allmählich begann die Arbeit, mit der er sich zuerst nur zu betäuben gesucht, ihn zu zerstreuen. Darüber fand er seine Lust dazu wieder. Dann sah er mit Freude, wie sie immer besser gelang, immer schneller ihm von den Händen ging.

Abends freute er sich über die kräftige Müdigkeit, die ihm eine Nacht gesunden Schlafes versprach. Das war eine ganz andere Empfindung als die geistige Abspannung von dem wilden Müßiggang. Er fühlte, sogar die Folgen der letzten wilden Nacht hatte die Arbeit und die wieder erwachte Freude daran beseitigt. Nach dem Feierabend ging er nicht heim. Die Werkstatt begann ihm so lieb zu werden, daß er sich nicht von ihr trennen mochte. Aus Stroh machte er sich ein Lager zurecht. Der Lehrling mußte ihm sein Kopfkissen und seine Decke herbeiholen.

Ehe er sich darauf zur Ruhe begab, ging er durch die Hintertür in den großen Gras- und Baumgarten, der zum Stadel gehört, hinaus, um die Abendkühle zu genießen.

Er hatte die schöne Ruhe in der Brust, womit ein fleißig durcharbeiteter Tag zu lohnen pflegt. Alles sonst mag stehen, wie es will, der Arbeiter fühlt, daß er sich ein Asyl erworben hat, in welches selbst die Sorge um den nächsten Morgen nicht mit Heftigkeit eintreten darf. Er hat das Seine getan, für die Seinen getan; er kann und darf an einen anderen glauben, der auch das Seine für ihn tun wird als für den Seinen.

Vielleicht war es dieses Gefühl, das alles, was ihm naht, verklärt, warum dem Holders-Fritz der Garten so schön vorkam wie nie vorher. Was war das für eine andere Luft als in den dumpfen rauchigen Bierstuben! Er ging unter den blühenden Bäumen hin durch das grüne Gras. Er empfand: nur wer sein Bestes gegeben hat, besitzt den Sinn, wiederum das Beste anderer zu empfangen. Wie er den Tag tätig war, ist am Abend alles tätig für ihn. So haben ihm sonst die Blüten nicht geduftet, so weich hat das Gras ihm die wandelnden Füße nicht gebettet, so emsig hat die Luft ihn nicht gekühlt. Es arbeitet alles um den Preis, den er bereits in der Brust trägt. Alles will so zufrieden sein können, als er es ist. Der Troß gegen die Hei-

teretei, gegen die Leute schlummert; er hat ihn mit den Leuten vergessen.

Hat er auch die Heiteretei vergessen? Sie wird schon sorgen, ihn an sie zu erinnern. Und an den wilden Fritz dazu, den er froh ist, vergessen zu haben.

Denn das ist sie doch, die umschlingend und umschlungen da drüben mit dem Nagelschmiede geht? Der ist's; es ist sein Stadelgarten, der zweite nach Keick zu von dem des Holders-Fritz. Und die Heiteretei ist's auch; es gibt nur ein Mädchen so hoch und schlank in Luckenbach. Es ist ihr kleiner Kopf, der lange Oberleib und die schmale Mitte; es ist der rote Unterrock, und es ist auch ihr federnder Gang, ihre trotzig Nackenhaltung, der dicke Zopf, der ihr bis auf den Hals hinabwuchtet. Es sind ihre Bewegungen, das Wegwerfen der rechten Hand, die Wendung, als wenn sie sich der ganzen Welt entgegenstemmen wollte.

Dem Holders-Fritz schießt mit Gewalt das Blut vom Herzen herauf in das Gesicht. Er hatte den schlanken glatten Buchs eines Bäumchens mit der umfassenden Hand verfolgt; die Krone fällt ihm auf die Schulter; er hat den Stamm, ohne es zu wissen, umgeknickt. Er ist zornig, ohne zu wissen, warum.

„Also so ist die?“ lachte er grimmig vor sich hin. „Ich geh' in die Schwane und trink' die ganz' Nacht. Heint sollt' den Zimmergesellen ihr Tanz erst sein, hernachen —“ Aber das sagt er nur, um seinen Zorn auszutoben. Es ekelt ihm vor dem wilden Leben noch so sehr als vorhin. Er kommt zu sich und wundert sich. Das ist ja, als wär' er der Heiteretei zu Gefallen im Begriffe, ordentlich zu werden, und um ihre Gunst zu gewinnen. Und das ist ihm nie eingefallen. Nein, aber daß sie so ist! Aber das ist auch wunderbar. Was geht's ihn denn an, wie sie ist? Aber dann soll sie auch anderen nichts vorwerfen wollen.

Wie er sich wieder wendet, sind beide fort. Er muß über sich selber lachen. Er hat nie nach einem Mädchen gefragt, nach der am allerwenigsten. Aber das eigene nagende Gefühl im Herzen wird er nicht los. Es ist sonderbar! er will nichts mit ihr haben, aber ein anderer soll's auch nicht.

Nun soll er erst merken, was gesunde Müdigkeit für ein schönes Ding ist. Ohne sie hätte er weder so zeitig noch so ununterbrochen die ganze Nacht hindurch schlafen können, als er tat.

Am Morgen ist er mit der Sonne auf und wieder an der Arbeit.

Was ist das für ein anderer Morgen, als er seit vielen Jahren erlebt hat! Aber eigentlich hat er seit vielen Jahren gar keinen Morgen erlebt. Es ist ihm wie eine neue Entdeckung, daß die Sonne früh aufgeht und daß die Vögel singen.

Das Behagen, womit er auf seiner Schnitzbank schafft oder die glatten Dauben in den Schnürleib der Reife zwingt, hört sich aus jedem Schnitt, aus jedem Hammerschlag heraus. Nur dann fallen die Schläge unregelmäßig und mit unlustigem Klange, wenn er sich der Leute erinnert oder der Heiteretei, wie er sie gestern belauscht hat. Aber das kommt immer seltener und geht immer schneller vorüber.

Die Stadelthür öffnet er noch nicht. Hört er draußen Vorübergehende mit dem Lehrling reden, dann bekommt er vielleicht Lust, noch eine Wand mehr zwischen sich und jene zu ziehen. Zuweilen fragt einer seiner bisherigen Kameraden nach ihm; dann muß er sich Gewalt antun, daß er nicht sein Verfahren von vorgestern in „der Schwane“ an ihm wiederholt.

So geht es Tag für Tag. Die Ordnung und Mäßigkeit im Genuß von Speise und Getränk, der Schlaf vor Mitternacht, die wachsende Lust an der Arbeit, der regelmäßige Fleiß geben ihm eine Frische und Freudigkeit, die er noch nie gekannt. Das Schwerste gelingt ihm, das Gelungene baut einen ganz anderen Stolz in ihm auf, als sein früherer auf das Wildtun gewesen. Für die Stunden der Ruhe findet er einen ganz anderen Gefährten in sich als seine ehemaligen Kameraden. Er macht sich über alles seine eigenen Gedanken. Es genügt ihm nicht mehr, das so und das so zu machen, weil's sein Lehrmeister so gemacht hat, dem's wiederum sein Lehrmeister so vorgemacht. Er versucht manches anders. Eins mißlingt, dafür gibt ihm das Gelungene, das ganz sein Werk ist, doppeltes Behagen.

Wenn er etwas vollendet vor sich stehen sieht, dann sagt er wohl: „Es geht doch kein Handwerk über die Büttnererei. So ein Ding, das

steht auf sich selber da, so rund, so glatt und so fest, und man kann seine Freud' daran sehn, wie's gefügt ist, daß man keine Fuge sieht. Dagegen was hilft dem Schneider und dem Schuster das Schönst', was sie machen? Der Kerl, der hernachen darin steckt, ist er häßlich, so verschimpft er das Werk, und ist er schön, so denkt man wieder, der macht's. Ich möcht' wissen, wie ein Schreiber an seiner Arbeit könnt' seine Freud' haben oder ein Kaufmann; denn die Taler, die er erwirbt, die hat er nicht selber gemacht. Dem Musikanten seine Sach', die ist vollends in die Luft geblasen. Er sieht's keinmal ganz vor sich, was er hat gemacht, daß er sich könnt' drüber freuen."

Das Denken über alles, was ihm vorkommt, bedeckt wenigstens die Leere, die dem vereinsamten Menschen nicht ausbleiben kann, wenn es sie auch nicht erfüllt. Allmählich aber empfindet er doch, daß ihm etwas fehlt, weiß er auch nicht, was es ist.

Eines Tages hörte er ein paar fremde Stimmen draußen vor dem Stadel. Sie bewundern seine letzte fertige Arbeit, die draußen steht.

„Na, ich bin doch auch ein Büttner,“ sagte der eine, „und ich mein', nicht der ungeschickst'. Aber so was von Arbeit hab' ich doch noch nicht gesehn. Mein alter Lehrmeister ist der geschickst' geweest im ganzen Land, aber das hat er nicht können machen. Weiß der Kuckuck, wie das gemacht ist! Das ist eine ganz neue Mode.“

Sie wollen den Meister sprechen, der das gemacht hat. Der Lehrling, dem Befehle des Fritz gehorsam, sagt, der Meister sei nicht daheim, und in seine Werkstatt dürfe er auch niemand lassen. Sie bieten dem Jungen vergeblich Geld, wenn er sie hineinlasse; sie seien Freunde, dem Meister könne es nicht schaden.

„Ja,“ sagt der andere, indem beide gehen, „glaub's schon, daß er niemand in seiner Werkstatt leiden mag, und Büttner am wenigsten. Da muß manchs abzugucken sein.“

Was ist das für ein ander Gefühl, als wenn ihn die Kameraden um Dinge lobten, um die er sich hätte schämen müssen!

„Ja, Denken,“ sagt der Fritz vor sich hinlachend auf seiner Schnitzbank, „Denken macht den Mann, und nicht, daß er starke Arm' hat am Leib. Stärk' und Gesundheit sind viel wert, wenn sie richtig ge-

braucht werden. Und dazu ist das Denken da. Wie oft hab' ich meine und anderen ihre Stärk' und Gesundheit um nix in die Gefahr bracht, weil ich nicht weiter Gedanken hab' gehabt als zu albernem Zeug. Aber hier will ich mir mein heilig Wort drauf geben, in meinem Leben will ich nicht wieder handgemein werden. Wenn ich nun die Hand einbüßt' oder nur einen Finger davon, ich wär' der elendst' Mensch; und hätt' ich einen anderen drum bracht, ich könnt' nimmermehr wieder ruhig werden! Und die Leut' sind doch auch nicht so dumm, wenigstens die fremden nicht."

Aber auch die Luckenbacher lernt er allmählich ruhig reden hören; freilich, weil er sich außerhalb der unmittelbaren Berührung mit ihnen und in seinen Gedanken über sie gestellt hat. Und es ist ein eigen Ding! In seinen Gedanken kann der Mensch sich frei machen, aber sowie er mit Menschen lebt, wird er ihr Sklave, und wenn er sich zu ihrem Beherrscher aufschwänge. Dann muß er den allgemeinen Gedanken anerkennen, sei's durch Fügen, sei's durch Troß.

Wenn er nach vollbrachter Tagesarbeit in das Gärtchen geht, dann wird das eigene, aus Schmerz und Zorn gemischte Gefühl wieder wach, das ihn die Heiteretei in ihrem Rosen mit dem Nagelschmied hat kennen gelehrt. Er könnte ihm entgehen; seine Schnitzbank und die weite Gedankenwerkstatt, die ihm die Einsamkeit geöffnet, sind ihm eine ganze Welt. Aber er geht absichtlich heraus, jenes Gefühl zu erneuern. Er möchte Ursache finden, es noch wilder und tiefer zu empfinden. Seit dem ersten Abendspaziergange in dem Gärtchen hat er das Paar nicht gesehen. Daß sie beisammen sein können, wo er sie nicht sieht, daß es ihn zwingt, ihr Gehaben dabei auf alle mögliche Art sich bis ins einzelste auszumalen, das erregt ihn weit stachelnder, als sie zu sehen. In dem Augenblicke, wo sie ruhig zusammen sprachen, hat er wenigstens nicht denken müssen: „Jetzt küßt er sie, jetzt streichelt sie ihn!"

Heute endlich soll er sie wiedersehen, und zwar in größerer Nähe als jenes Mal. Sie kommen einander jagend aus der Thür von des Nagelschmieds Stadel in den Garten heraus. Sie läuft vor ihm bis fast an die andere Planke, der Thür gegenüber, dann schmiegt sie sich

um ein schlankes Blütenbäumchen und wendet sich schnell in der Richtung nach dem Frits zu, der hinter einem großen Mehlfäßchenstrauch steht. Im Mutwillen springt sie über den Hag in den Nachbarsgarten; der Nagelschmied immer nach. Sie läuft weiter. Eben wie sie über den Hag in den Garten des Holders-Frits hereinwill, ergreift sie der Nagelschmied. Sie will sich losmachen; er hält sie fest. Sie ringen miteinander. Sie macht sich doch wieder los. „Nun warte nur, Annedorle!“ droht der Nagelschmied. „Du bist schuld, daß ich in einen Dorn bin getreten, oder was es ist, aber es tut verdammt weh.“

Sie meint erst, es ist eine List von ihm, durch die er sie beilocken will. Aber als er in das Gras sinkt, da kommt sie näher. Sie muß doch glauben, er hat sich beschädigt. Sie kniet bei ihm nieder und sagt herzlich und bedauernd: „Ich bin auch recht dumm.“ „Ja,“ lacht der Nagelschmied, indem er sie umschlingt, „das bist du, Annedorle, sonst hättest du dich nicht lassen fangen.“

Aber noch lauter lacht der Holders-Frits hinter seinem Mehlfäßchenstrauch — so laut, daß die beiden erschrecken und in Eile wieder dahin zurücklaufen, wo sie hergekommen sind.

„Sie ist's ja nicht, es ist ja gar nicht die Heiteretei!“ wiederholt er wohl sechsmal und lacht immer wieder dazwischen. Er lacht, daß sie's nicht ist, wie er sich geärgert, weil er meinte, sie sei's. Sonst hat er keinen Grund. Er geht in den Stadel zurück und beginnt im Mondenscheine zu arbeiten, weil er nicht weiß, was er sonst vor Freude tun soll. Aber die Tür gibt nicht Licht genug. Er muß wieder aufhören. Er bleibt auf der Schnitzbank sitzen, legt die Hände auf seine Kniee.

„Ob das nicht die junge Frau ist gewesen?“ sagt er vor sich hin. Es hat schon lang geheißt, der Nagelschmied holt eine Fremde in die Stadt. Dergleichen hat den Holders-Frits sonst wenig gekümmert, drum hat er's vergessen. Jetzt fällt's ihm wieder ein. „Ja,“ meint er, „der Nagelschmied ist nicht dumm. Wenn er den Tag gearbeitet hat, dann hat er jemand, mit dem er reden kann. Und das Denken ist doch nur eine halbe Sach', wenn man niemand hat, dem man's

sagt. Und ich wär' noch hundertmal so vergnügt, wenn ich eins hätt', das sich mit mir könnt' freuen. Ja, nun begreif' ich's freilich, warum meine alten Kameraden das Wildtun müde geworden sind, wenn sie haben geheiratet gehabt. Und hätt' ich auch geheiratet, ich könnt' schon lang da sein, wo ich jetzt bin, und braucht's nicht heimlich zu sein."

Nun weiß er auf einmal, was ihm fehlt. Und wiederum, nun er's weiß, nun fehlt's ihm erst recht. Das Denken, womit er die Leere seither verdeckt hat, hilft, nun er sie sieht, auch nur sie noch größer machen. Und es freut ihn nicht mehr, weil er's niemandem mitteilen kann.

„Wenn du mich doch hättest zur Frau, da könnt' noch ein Mann aus dir werden!“ Das klingt ihm immer noch vor den Ohren. „Ja, sie hat auch darin recht gehabt, die Heiteretei. Und sie hat's doch wohl eigentlich gut gemeint mit allem, was sie mir am Gründer Markt hat gesagt. Und es war gut, daß sie das hat getan. Und wenn ich mir's recht überleg', so hab' ich doch immer an ihre Reden gedacht. Ich wär' doch nicht anders worden ohne die Heiteretei. Weil ich ihr hab' folgen müssen, das hat mich wild auf sie gemacht. Und so wild ich auf sie war, ich hab' doch nicht anders können. Wenn ich ihr das selber könnt' sagen, es wär' doch ein ganz ander Ding. Und sie tät' sich drüber freuen.“

Solche Gedanken hätte er noch vor wenigen Wochen mit Spott verjagt und sich ihrer geschämt. So erweichend wirkt Einsamkeit und Einfluß des Aufenthaltes in freier Natur. Aber auch nur vor sich selber konnte er sich in solchen unbewußten Geständnissen ergehen; dachte er sich in die Welt, unter die Leute zurück, dann schämte er sich in der Denkart, die er ihnen unterlegte und die er widerwillig teilen mußte, solcher Gefühle desto mehr.

Am anderen Morgen kam seine Großmutter in den Stadel. Sie wollte sich nicht länger zurückhalten lassen, nach ihm zu sehen. Die Gerüchte, die über ihren Friz in der Stadt umherliefen, konnten ihr nicht fremd bleiben. Sie kam zitternd vor ängstlicher Erwartung und war ganz glücklich, als sie den geliebten Enkel weder still wahnsinnig noch über schlimmen Plänen brütend fand. Sie erstaunte über die

an Eigensinn grenzende Ordnung, die in seiner Werkstatt herrschte, über seinen Fleiß, — denn er allein schaffte den Tag über mehr als früher mit seinen beiden Gesellen zusammen — am meisten und freudigsten über sein heiteres, gesundes und freundliches Aussehen. Bedenklich freilich war es ihr, wenn sie ihn mit dem Lehrlinge reden hörte. Dann glich er in der That dem Bilde, wie ihn die Gerüchte malten. Das geschah auch zuweilen, wenn er Bekannte draußen vorbeigehen hörte.

Das „Fräule“ schüttelte den Kopf, als er ihr seine Gründe dazu mitgeteilt hatte, aber sie kannte ihn zu gut und war zu klug, ihm ihre Meinung zu sagen. Auch von den Gerüchten über ihn schwieg sie, um ihn nicht noch mehr gegen die Leute aufzureizen.

„Weißt du denn, Lichterle (Enkel), was ich eigentlich bei dir will? Ja, du weißt's net. Guck', Fritze, es wär' freilich besser gewest für dich, wenn dein Vater oder deine Mutter selig länger wär' am Leben geblieben. Wie du kaum bist zwölf Jahr alt gewest, da hast du armer Jung' schon nir mehr gehabt als dein alt Fräule. Ja, wenn du noch wen'gstens hättest Geschwister gehabt; mit denen hättest du dich verstanden, und es wär' manchs von euch gered't worden, was gut wär' gewest. Aber was kann ein junger Bursch mit einem alten Fräule reden? Siehste, das ist, als wenn ein Franzos und ein Pariser miteinander wollten reden. Da red't der ein' französisch und der ander' pariserisch, und hernachen weiß keiner, was der ander' eigentlich hat gewollt. Siehste, da hab' ich immer gedacht: wenn das Fritze nur einmal so weit aus dem Größten wär', daß er könnt' frein. Und guck', wenn einer auch ist wie ein Baum, wo einen Stamm hat, wer weiß wie dick, und einen Wust von Blättern, eine rechte Wurzel friegt er doch erst, wenn er hat gefreit. Jed Kind ist hernachen ein Würzle mehr, das ihn mit der Erden zusammenhält, wo drin er steht. Nu, du wirfst dir das alles besser ausdenken, wie's ein alt Fräule dir kann sagen. Und wenn dir's nicht recht ist, so ist's eben auch ein Wort gewest. Man red't gar viel den Tag, was man nicht in den Kalender schreibt. Nun sind Mädle genug in der Stadt, wo dich möchten. Es ist schon eine Zeit her, daß mir die Balthinessin hat mer-

ken lassen, ihre Ev' gäb' dir keinen Korb. Die Baltinessin ist eine große Frau und wo viel Geld hat und viel Sachen; es wär' davon zu reden. Ich hab' freilich meine Gedanken für mich gehabt, und ich weiß nicht, ob's deine auch könnten sein. Guck', ich bin ein arm Mädle gewest, wie mich dein Härle (Großvater) selig hat genommen, er hat's aber keine Stund' bereut. Ich will nicht weiter davon reden, aber ich hab' gedacht: eine Reiche müßt's nicht sein, wenn's nur eine wär', wie sie für dich passen tut. Es ist nix leichter, als Frau heißen, aber damit ist's noch nicht getan. Guck', die Heiteretei hast du immer so gut können leiden, und wenn ich eine Lichterlesfrau nach meinem Gustum finden müßt', ich braucht' nicht lang zu suchen."

Der Fritz saß rittlings auf seiner Schnitzbank. Er streckte seine Beine gerade aus in die Luft und lachte, damit die Großmutter nicht merken sollte, ihm sei derselbe Gedanke schon gekommen. Wohl auch aus Freude über das unvermutete Zusammentreffen.

„Ihr seid nicht gescheit,“ sagte er dann. „Ihr habt Einfäll' wie ein alt Haus, Fräle. Von mir red' ich gar nicht, und bei der Heiteretei, da kämt Ihr auch schön an.“

„Ja, du meinst,“ entgegnete die Alte, „wegen ihrem Getu'? Es ist aber gar ein ander Ding, wenn einem Mädle wird gesagt: willst du frein? oder wenn einer sagt: willst du mich frein? Und einem armen Mädle klingt sell (jenes) wie Spott. Und so haben's die Leut' ihr oft gesagt. Frag' du sie nur, Frigle: willst du mich? Du fragst gewiß nicht fehl.“

Der Fritz zog die Beine wieder an sich und setzte die Füße vor sich auf die Schnitzbank. „Ihr seid ein dumms Fräle,“ lachte er noch einmal. „Ihr meint, weil sie arm ist. Ja, seht Ihr, Ihr denkt nicht. Und ein alt Fräle, wie Ihr seid, hat's auch nicht nötig. Aber ein Mann, den macht erst das Denken. Wer fleißig ist, der ist nicht arm. Das sind nur die Leut', die nix machen und sich umsehn, wo von selber was kommen könnt' für sie. Na, Ihr versteht das nicht. Wenn ich einmal will frein — ich hab' noch Zeit genug. Und nu geht heim und laßt Euch nicht merken, wie Ihr mich habt angetroffen. Der alt' Schramm und die ganzen Leut' sollen nicht meinen, sie sind

schuld. Und wenn Ihr sagt, ich bin anders geworden, hernachen werd' ich gleich wieder wild."

Die Großmutter ging, das alte ehrliche Herz so froh wie seit vielen Jahren nicht.

Der Frits nahm das Schnitzmesser wieder zur Hand; aber er legte beide nur auf seine Kniee; dafür schnitzte er im Kopf an einem Entschlusse. Das Holz, daraus der Entschluß werden sollte, war verdammt hart und voll Aste. Es gab ihm manchen Ruck, wenn das Messer darüber hinrutschte, ohne zu packen.

„Wenn du mich zur Frau hättest,“ begann sein Selbstgespräch, „— ja, wenn sie das nicht im Zorn hätt' gesagt! Und das: Du denkst, dich möcht' ich? dich? das war ein dicker Ast. Und wenn du einen Rock anhättest, und der wär' aus lauter Talern gemacht, und an jedes Haar wär' ein Dukaten gespießt, dich möcht' ich nicht. Der ärmst' Bettelmann wär' mir lieber als du, wenn ich einen möcht'. Aber ich mag gar keinen! Aber das hat sie eben auch im Zorn gesagt. Der Adams-Lieb und die anderen waren dabei und ich selber, und ich hab' sie erst in den Zorn hineingebracht gehabt. Ich hätt's ebenso gemacht an ihrer Stell', und ich tät's heut noch, wengleich ich innerlich nicht so dächt'. Ja, wenn man wüßt', was sie sich innerlich dabei hat gedacht, hernachen —! Und das, was das Fräle hat gesagt wegen ihrem Getu'? Solch ein alt stumpf Fräle hat manchmal auch eine Stell', wo sie schneid't. Den Reif da, wo noch seine Rinden hat und ungespalten ist, den mach' ich auch nicht so um die Stuzen herum. Und ich hab' damals freilich noch meine ganze Rinden um mich gehabt und bin noch nicht gespalten gewest. Sie hat gemeint, wie ich damals bin gewest, und da verdenk' ich ihr's jetzt selber nicht, wenn sie mich nicht hat gewollt. Hergegen, wenn sie wüßt', wie ich jetzt bin, und daß man schon könnt' sagen: Wer was gescheit will anfangen, der muß den Meister Holder fragen! Und wenn sie's nun wüßt' und möcht' mich doch nicht und tät' sich groß damit: Der Holders-Frits ist wie dem Herrnmüller sein Spiz; er tut, was ich will, aber einen Spiz nehm' ich doch nicht! Oder so; denn sie hat verwünschte Reden, wenn sie anfängt.“

Ohne es zu wissen, zerhieb er mit dem Schnittmesser den Reif, der vor ihm lag.

„Oho!“ sagte er dann; „das Wildern ist vorbei!“ Er packte sich selber mit der nervigen Faust vorn beim Hemdefragen. „Ich will doch über dich Herr werden, Bursch! Du sollst doch nicht der einzig' sein, den ich nicht unterkriegt'! Na, da wär' ja der alte Friß wieder! Das ist was Rechts, einen an der Gurgel packen. Das ist's nicht, sondern Denken macht den Mann!“

„Ja, wenn man halt wüßt', was sie innerlich meint,“ setzte er sein Selbstgespräch in einem Tone fort, der mit seiner Aufregung absichtlich im Gegensatze stand. „Aber wie soll man das erfahren? Da sind wieder die verwünschten Leut'!“

Er vergaß, daß er ja selber die Wand zwischen den Leuten und sich aufgeführt. Es ging ihm wie allen, die sich vereinsamen. Er meinte, die Leute machten Opposition gegen ihn, während er dies gegen die Leute tat. Den Leuten ist's bloß um vorübergehenden Zeitvertreib zu tun. Wär' er wieder unter sie getreten, hätt' er offen um die Heiteretei geworben und gezeigt, daß er anders sei als sonst, man hätte ihn gelobt und getadelt und — nach wenig Tagen über etwas anderem vergessen. Aber er setzte seinen Groll bei allen voraus; er meinte, ihnen sei es ebenso eine Sache des innersten Menschen, ein Ehrenpunkt, wie ihm. In geringerem Maße begegnet jedem etwas Ähnliches. Er kann nicht drüber hinwegkommen, was andere über seine Reden und Handlungen denken mögen, die längst von jenen vergessen sind. Er meint, sie sind so angelegentlich mit ihm beschäftigt, als er selbst es ist.

„Das Fräule mag ich nicht schicken,“ dachte er weiter. „Sie kann nicht gut hören, und ich schämt' mich, wenn ich's ihr sollt' auftragen. Ich könnt' die Heiteretei an einen Ort bestellen lassen; das ist auch nix. Wenn ich ihr aufpaßt'? Sie ist immer die lezt' herein vom Feld. So daß sie meinen müßt', ich käm' so zufällig den Weg. Und im Zwielficht; und ich müßt' passen, wenn sie einmal allein wär' und auch niemand in den Weg kommen könnt'. Ja, ich tu's! Und die Barten da nehm' ich mit. Wenn mir doch jemand begegnet, daß er meint', ich geh' Weiden hauen. Finster ist's gnug! wenn ich noch den Rock

umwend', kennt mich keine Seel'. Und merken sie doch und die Heiteretei mag mich nicht, hernachen geh' ich nach Amerika!"

Wir wissen, wie wenig es ihm glückte, seinen Vorsatz auszuführen. Einmal wartete er vergeblich: sie war wo anders gewesen, als er gemeint; ein andermal war sie nicht allein, ein drittes Mal mußte er seinen Lauerposten verlassen, um nicht entdeckt zu werden.

Je öfter er vergeblich gegangen, desto verfeffener wurde er darauf, sie zu sprechen. Arbeit und Denken freuten ihn nicht mehr; er dachte bald nur noch an die Heiteretei, und wenn er fleißig arbeitete, so geschah es nur, um das Denken, das immer qualvoller wurde, los zu werden. Und wozu arbeitete er, wenn er nicht für sie mitschaffte? Auch auf die Leute, die zwischen dem Mädchen und ihm hindernd standen, ward er immer zorniger. Und dieser Zorn entfernte ihn wiederum immer mehr von dem einfachsten Wege, das Mädchen durch seine Großmutter ausforschen zu lassen oder sie offen in ihrem Häuschen oder sonstwo aufzusuchen. Am schlimmsten wurde es mit ihm, als er zu bemerken glaubte, sie weiche ihm geflissentlich aus.

Wir können uns nun leicht erklären, wie es ihn packte, als er dem Schmied glauben mußte, es wisse die ganze Stadt, er sei ein anderer geworden, und zwar aus Gehorsam gegen die Heiteretei, und er bemühe sich um sie, die ihn verschmähe. Sein ganzer alter Stolz wachte wieder auf. Es war ihm nicht genug, sich den Anschein zu geben, als verfolge er die Heiteretei in böser Absicht. Er wollte nun wieder der Alte werden, wieder der völlige wilde Frix, der Heiteretei, der ganzen Stadt und sich selber zum Troze.

Er stand schon in der Regelbahn im Schwanengarten, als er zu sich kam und begriff, es sei der verkehrte Weg, sich an der Heiteretei und den Leuten zu rächen, wenn er nun wieder wild würde, da die Leute wußten, er tat es nur, weil die Heiteretei ihn verschmähte. Nein, ihnen zum Troz mußte er nun ordentlich bleiben, und die Heiteretei mußte Respekt vor ihm bekommen und bereuen, was sie getan. Der Schwanengarten stieß unmittelbar an die lange Reihe der Stadelgärten. Wenn er über etwa zehn Hage wegstieg, kam er unbemerkt wieder in seiner Werkstatt an.

In wenig Minuten war der Gedanke ausgeführt. Schon stand er an dem letzten Zaune, der ihn noch von seinem Garten schied.

„Ja, wenn's auf mich ankäm'," hörte er da die Stimme der Heiteretei sagen. Er merkt, sie steht im Garten des Nagelschmieds bei diesem und seiner jungen Frau.

„Meinetwegen," sagt er trotzig zu sich selbst, „ich geh' in meine Werkstatt." Er tat das wirklich; es war nur seltsam, daß er dazu einen Umweg wählte durch den Nachbargarten, und zwar einen, der ihn hinter dichten Weichselbüschen ganz nahe an den Sprechenden vorbeiführte; und noch seltsamer, daß er dort stehen blieb. Und doch war das letztere gar nicht seltsam, denn das Rauschen seiner Schritte im tiefen Gras mußte ihn den Sprechenden verraten, wenn er weiter ging.

„Ja, wenn's auf mich ankäm'," hatte die Heiteretei gesagt. „Ich könnt' bei guter Zeit mit dem Eisen da sein. Aber im Zainhammer ist's immer, als machten sie das Eisen erst, das man holen will. Da läuft ein Schmiedeknecht nach dem Buchhalter. Der ist nach Reich gegangen. Hernachen finden sie die Schlüssel nicht, und wer weiß, was noch!"

„Das Annedorle muß nur recht tribulieren," entgegnete der Nagelschmied.

Jetzt kann der Holders-Fritz die Heiteretei mit der jungen Frau vergleichen, die er neulich für sie gehalten hat. Und er begriff nun kaum, wie die Verwechslung möglich war. Wer die junge Frau allein sieht, der kann sie wohl für hübsch halten; doch der Heiteretei gegenüber! Aber er hat eben selber gar nicht gewußt, wie hübsch die Heiteretei ist. Das sieht er jetzt erst.

Die Heiteretei ist an jedem Gliede voller als die Nagelschmiedin, und doch im ganzen schlanker. Die Nagelschmiedin hat viel in der Art, sich zu halten und sich zu bewegen, mit der Heiteretei gemein; aber es sieht so zufällig an ihr aus, als könnte sie es auch anders machen; bei der Heiteretei dagegen begreift man nicht, wie eine Bewegung an ihr anders sein könnte, als sie ist. Sie gehört zu jenen seltenen Gestalten, die ganz und nur sie selbst sind, wo jeder Zug, jede Bewegung

ein notwendiger Bestandteil des Ganzen ist, eine Ausstrahlung ihres innersten Wesenskerns.

Der Holders-Fritz stellt sich vor, wie sie aussehen müßte, wenn sie gepuzt an seiner Seite ginge.

„Du bist mir der recht' Denker!“ sagt er zu sich. „Da hättest du gleich daran denken sollen, daß der Morzenschmied ein Luckmäuser ist, der dich bloß hat ausholen wollen und dich gegen die Heiteretei aufbringen. Das ist dumm, daß die, der Nagelschmied und seine Frau, mit der Heiteretei gehn, sonst probiert' ich's heut noch, dem Luckmäuser zum Troß, ob ich mit ihr sollt' zum Sprechen kommen. Aber nun geschieht's morgen ganz gewiß. Die werden sie ja im Zainhammer wieder aufhalten bis zu Abend.“

Und mit dem Beginne des nächsten Zwieliichts ist er auf dem Wege.

Die Bäuerin, die er am Eingange in das Ulrichsholz fragte, ist ihr nicht begegnet. Herein in die Stadt kann sie noch nicht sein.

„Wenn sie aber den Bühel fährt,“ meint er, „verpass' ich sie doch. Den Weg an der Herrnmühl' vorbei, den geht sie nicht; der wär' ihr zu viel um. Wenn ich auf dem Ulrichsteg wart', da kann ich sie nicht verfehlen.“

Und auf dem Ulrichsteg steht er nun schon eine ganze Stunde lang.

Alles ist still um ihn, kein Mensch zu sehen und zu hören, das ganze Thal hin und her. Wie ist's so schwül und so ängstlich! Die Weiden flüstern wehmütig und winken ihn vom Steg weg. Der Bach hüpfet, als möchte er nur schnell vorüber sein, und der Fritz sollt's auch so machen. Gar nicht fern rauscht das Walkmüllerwehr. Zuweilen blickt der Mond aus den Wolken, als wolle er sehen, ob denn der Holders-Fritz noch immer auf dem Unglückssteg stehe. Dann verhüllt er schnell wieder sein Antlitz, wie einer, der sich seine Angst nicht will ansehen lassen. Wenn er herunter sieht, dann blinkt das Wasserrad der Walkmühle wie die Silberstickerei von einem Leichentuche auf dem Dunkel der Nacht. Eine Singdrossel singt so ängstlich-eifrig, als wollte sie einem Scheidenden noch schnell so viel von ihrer süßen Stimme mit auf den Weg geben, als sie kann.

Nur der, dem all dieses ängstliche Bemühen gilt, teilt es nicht, ob-

gleich es allmählich, ohne daß er weiß, warum, seine warmen Gedanken anfröstelt.

„Heint muß ich erfahren, wie sie meint,“ sagt der Holders-Fritz vor sich hin. „Will sie mich, hernachen laß ich Leut' Leut' sein und führ' ein Leben mit ihr wie der lustig Herrgott von Frankreich, einen Tag schöner wie den anderen. Da sollen die Leut' einmal sehn, was ein Büttner eigentlich kann machen, der seine Sach' versteht, und was einer kann erwerben, wenn er nur fleißig will arbeiten. Und am Sonntag gehn wir zusammen nach den Felsenkellern oder zum Lanz wohin. Die Leut' sollen Respekt haben, sie mögen wollen oder nicht. Und wenn wir den Saal hinauf tanzen zusammen — still! ist das nicht ihr Schiebkarrn, was so geklirrt kommt vom Ulrichsholz her? Den soll sie mir nicht mehr anrühren. Sie soll nix als kochen zu Haus, oder was sie selber sonst will tun. Wenn ich einmal sterb', soll sie denken: so lieb hätt' mich doch kein anderer gehabt! Oh, ich will's schon machen, daß sie den Fritz nicht soll können vergessen. Wie ich aber jetzt nur aufs Sterben komm'? Ein Kerl wie ich, da geht's nicht so leicht damit wie mit einem Schneider, und wenn ich das Annedorle hab', vollends nicht! Ja freilich: wenn ich sie hab'!“

„Aber das ist sie endlich doch, was dort gefahren kommt? Ja, jetzt im Mondschein. Wie das furios aussieht. Alles drum 'rum ist finster, und nur das Annedorle und ihr Schiebkarrn sind hell. Es ist ordentlich, als wenn sie selber leuchten tät'. Und noch ein Arm daneben, und es ist, als deutet' der Arm nach mir. Wem der Arm muß gehören? Das wär' verwünscht, wär' sie wieder nicht allein. Jetzt — ja nu ist's weg. Nu ist's dort wieder so finster wie überall sonst. Aber nunmehr müßt' ich sie doch den Weg sehn kommen daher, wenn auch nicht mehr so deutlich wie vorhin. Oder den dort, wo nach der Herrnmühl' geht. Und klirren hört man auch nix mehr. Die Bauersfrau hat so wunderbarlich getan. Hat sie's dem Annedorle doch gesagt, daß sie mir ist begegnet und ich hab' nach ihr gefragt? und weicht die mir doch mit Fleiß aus? und hat mich da auf dem Steg gesehn? Aber hernachen müßt' sie umgewandt sein und wieder zurück. Oder hab' ich mir's bloß eingebild't, daß ich sie sah? Die Leut' reden von

Ahnungen, wie sie's heißen. Soll ich sie nicht kriegen? Dann geh' ich übermorgen nach Amerika. Jetzt war's doch, als klirrt' was im Gras unter den Erlen her? — Oder — am allerliebsten wär' mir's hernachen, ich stürb', und lieber heint als morgen. Hernachen wollt' ich, es wär' eine Ahnung gewesen, und die mich hätt' bedeutet. Da unten das dunkle Wasser unter mir —“

Der arme Holders-Fritz! Er hat sie wirklich gesehen; aber er darf's immer für eine Ahnung nehmen, die ihn bedeutet.

Denn nun klirrt es wirklich und laut und hart an ihm auf dem Steg. Er will sich nach dem Klirren wenden, aber ein gewaltiger Stoß reißt ihn um. Er fühlt keinen Halt mehr unter den Füßen. Im Fallen wirkt die Bewegung noch, mit der er sich wenden wollte. Einen Augenblick sieht er das bleiche Gesicht der Heiteretei über sich: so wild und bleich, so rollend die braunen Augen, so gepreßt die vollen Lippen; es ist immer noch schön. So lange hört er ihr schnelles, tiefes, lautes Atmen.

Jetzt spritzt das Wasser um ihn auf. An allen Gliedern faßt es ihn wie mit kalten Händen an. Mit dem ganzen Leibe aufschlagend, fühlt er wieder festen Boden unter sich; ein Schmerz zuckt vom ersten Finger der rechten Hand nach seinem Herzen zu. Das tut noch ein paar wilde Schläge. In seinen Ohren braust es, als läg' er unterm Balkmüllerwehr. Um seine Brust ringelt sich pressend eine ungeheuere grüne Schlange; über seine Augen legt sich ein dunkelrotes Tuch. Er schnappt nach Luft und zieht ein kaltes, schweres, nasses, gurgelndes Ding durch den Mund hinein in die tiefste Brust, das er nicht wieder herauszustossen vermag. Das rote Tuch wird schwarz mit durcheinander wimmelnden gelben Sternen. Der Boden unter seinem Kopfe versinkt, der Kopf nach in eine endlose Tiefe. Und diese eigene Empfindung, die schon in Bewußtlosigkeit übergeht, weiß er, ist die Empfindung, die jeder Mensch kennen lernt, aber keiner mehr als einmal.

Nicht lange, und keine Blase mehr spritzt auf über dem Liegenden. Der Wasserspiegel schließt sich und zeigt gleichmütig der stillen Nacht ihr Bild.

So, zu langsam und doch zu schnell, war der Heiteretei noch keine Nacht vergangen. Dagegen war die vorige mit all ihrer Furcht vor dem Träumen, mit all ihrem Angstschweiß noch eine Ruhennacht, eine Erquickungsnacht gewesen. Da gaukelten nur unbestimmte Erwartungen um sie, was ihr vielleicht Schlimmes begegnen könnte. Heute stand es gewiß, furchtbar gewiß vor ihrer Seele, was sie selber Schlimmes wirklich getan.

Immer und immer wieder zwang es sie, sich zurückzurufen, was sie gern vergessen hätte, und hätte sie alles mit vergessen müssen, was sie in anderen, glücklichen Nächten so gern gedacht. Und mit unbarmherziger Gewissenhaftigkeit Zug für Zug. Keiner wurde ihr geschenkt. Erst die Genugthuung des Sieges und der Rettung, dann mit der wiederkehrenden ruhigeren Besinnung die Angst vor der Art, die Furcht vor den Folgen der That. Wie es sie getrieben, zu dem Stege zurückzulaufen, um zu sehen, ob er noch lebe! Und warum sollte er nicht? Das Bächlein war ja in den heißen Tagen so seicht und floß dort auf weichem moorigem Grunde. Sie hätte es nicht überleben mögen, wenn er tot war. Ein so tiefes Mitleid entband sich so seltsam und plötzlich aus seinem Gegensatze. Ein beredterer Anwalt sprach dies jetzt für ihn als alle Stimmen, die ihn früher angeklagt. Ja, ihr war, als habe sie selber eigentlich gar nie geglaubt, er verfolge sie, und als müsse sie sich verwundernd besinnen, was sie doch nur getrieben habe zu der feindlichen That. Er hatte nichts gegen sie gebrütet; sie hatte nicht Notwehr geübt. Nein! ohne alle Ursache hatte sie sich an ihm vergreifen. Es war ihr ein Bedürfnis, eine selbstmörderische Lust, ihrer That die geringfügigsten Ursachen unterzulegen, damit sie selber sich nur recht hassenswert erschien.

Aber war jetzt Zeit zu solchen Gedanken? Jetzt, wo jeden Augenblick jemand sie sehen konnte? Und wenn sie sich dennoch wendete, ihn zu retten, wenn es noch möglich ist — stehen nicht schon Menschen um den Steg? wohl gar schon die Gerichte? Wenn sie jenen Umweg unter den Erlen einschlägt, kommt sie von der entgegengesetzten Richtung nach der Stadt. Aber weiß man nicht dennoch, daß sie im Zainhammer gewesen? Hat der Schneider sie nicht gesehen?

Die letzten Einwände treffen sie schon auf dem Erlenssteig. Der Umweg wird ihr nicht helfen. Und ist es ihr nicht gleichgültig, ob man sie sieht? ob man sie ergreift? Wäre ihr in diesem Augenblicke die Todesstrafe nicht Wohlthat? „Oh, ich wollt’“, stöhnte sie vor sich hin, „sie machten mich auch tot!“ Warum flieht sie denn? Warum schlägt sie den Unterrock herauf über den Kopf, um sich unkenntlich zu machen?

Ja, wäre es einen Augenblick nur! Müßte sie jetzt, jetzt niederknien, und das breite Schwert durchzische ihr den Nacken! Aber wenn sie mit Ketten geschlossen über die Straße geführt wird und die Leute weichen scheu vor ihr und flüstern auch nicht eher miteinander, bis sie vorbei ist! Und das Gefängnis! Zwischen den engen Steinwänden soll sie still sitzen, wer weiß wie lange! Sie, der es wie dem Reh und dem Vogel nur im Weiten wohl ist! In der Gerichtsstube muß sie stehen und sich von Männern ins Gesicht sehen und sich fragen lassen, wer weiß was! Stundenlang! Und dazwischen ist's so still, daß man nur die Federn knarren hört, die aufschreiben, was sie getan. Und die Leute! — Aber die Leute wissen ja, daß er sie verfolgt hat; sie alle können's bezeugen, sie alle haben's gesehen.

Und sooft sie im gezwungenen Wieder-und-immer-wieder-Durchleben der Ereignisse der schrecklichen Nacht an diesen Gedanken kommt, dann wünscht sie den Tag herbei, den sie doch fürchten muß. Dann sind die Frauen wieder da, und an der Dringlichkeit ihrer Warnungen wird sie gewiß, daß sie die That tun mußte, daß sie Notwehr war, und Notwehr ist erlaubt. Ja, sie hat nur Notwehr geübt. Hatte die Bäuerin nicht die Art blinken sehen? Hatte er nicht gegen den Schmied gedroht? Sollte sie in ewiger Angst leben? Nein! lieber sterben, wenn es sein muß! Aber muß es denn sein? Soll sie sich nicht wehren? Und wieder stand der Fritz auf dem Steg. Und wieder fährt sie mit dem Mute der Verzweiflung auf ihn los. Und wieder stürzt der Fritz in den Bach. Und wieder fragt sie sich: „Ich hab's doch wohl eigentlich gar nicht geglaubt, daß er mir was will tun; ich möcht' nur wissen, was mir gewesen wär', daß ich ihm das hab' getan!“ Und wieder endeten und wieder begannen die Ereignisse der Nacht ihren

schwindelerregenden Reihentanz vor den fieberisch glühenden Augen des Mädchens.

Der gehoffte und gefürchtete Tag kommt — und kommt ebenso wie jeder andere.

Die Heiteretei begreift nicht, daß sein erster Strahl auf den zerbrochenen Spiegel fallen kann wie immer, da in ihr alles so anders ist. Sie meint, heute muß die Sonne wo anders aufgehen und auch anders aussehen als sonst. Aber der Tag kommt eben daher, wo seine älteren Brüder herkamen, und er zögert auch nicht und eilt auch nicht, gleichgültig wie jeder andere, ob man ihn fürchtet, ob man ihn erhofft. Und er kommt nicht einmal in Wolken gehüllt, er kommt so blau und golden, als wüßte er sich bloß erhofft.

Und wenn es an das Häuschen pocht, so ist's auch nicht ein Bote des Kriminalgerichtes, so ist's nur der alte Holunderbusch, der sich behaglich in sich hineinschüttelt im lustigen Morgenwind, als wüßte auch er nichts von den Ereignissen der schrecklichen Nacht.

Die Heiteretei sieht jedes Kleidungsstück, das sie anlegt, darauf an, ob es nichts davon weiß. Der Bach, in dem sie sich wäscht, erzählt immer noch die alten Geschichten und nichts von der gestrigen Nacht.

Wie sie alles andere so fest sieht im alten Geleise, möchte sie an sich selber zweifeln. War alles, was sie erlebt zu haben meint, eben das, vor dessen ihr unbekanntem Wesen sie sich immer gefürchtet, ein Traum?

Aber da steht ihr Karren noch mit dem Eisen. Das hat sie doch gestern vom Zainhammer gebracht. Sie hat es nicht an den Nagelschmied abliefern können, weil sie auf dem Umwege so spät heim kam. Und warum hatte sie den Umweg gemacht?

So war doch alles wirklich geschehen.

Aber wie kam es denn, daß man sie nicht ins Gefängnis holte? War es ihr gelungen, allem Verdachte auszuweichen?

Das Eisen muß zum Nagelschmied. Auf dem Wege dahin wird sie Leuten begegnen, und die müssen's ihr doch ansehen, daß sie es ist, die es getan hat. Die Gassenjungen müssen ihr nachlaufen und

mit den Fingern auf sie zeigen: „Die, die da ist's! Die ist's gewesen, die hat's getan!“

Oder war's nicht so gefährlich für den Holders-Fritz ausgefallen, als sie gefürchtet? Sollte sie nicht sterben oder ein ganzes Leben hindurch das erdrückende Gewicht der Untat auf ihrer Seele tragen müssen? So will sie wenigstens die Ungewißheit loswerden.

„Hab' ich's getan, so mögen sie mich einsetzen,“ sagte sie; „hernach mag ich auch nicht mehr am Leben bleiben. Muß ich sterben, so will ich's wenigstens nicht am Fürchten. Und so ist's, und nu ist's fertig.“

Aber in dem alten Tone sprach sie das nicht.

Nun hört sie die alte Annemarie die Treppe herunterkommen, um ihr Wächteramt anzutreten. Die Heiteretei muß eilen; sie fühlt die Blicke der Alten auf ihrem Rücken brennen.

Das starke Mädchen vermochte kaum, den Schiebkarren zu heben. Es war, als läge ihre Tat mit darauf.

Und wie langsam kommt sie dieses Mal von der Stelle! Jeder Vorübergehende wird sehen, wie sie zittert, und bedenklich stehen bleiben, um sie recht zu besehen. Und desto weniger wird sie eilen können. So hat sie gedacht, wie sie um die Ecke biegend in die Weidengasse kam. Und dort steht schon einer am Fenster und beobachtet sie. Er öffnet das Fenster und ruft: „Die ist's!“ Nein; er ruft dem Bader, der aus einem andern Hause kommt, zu eilen! Aber weshalb? Soll er ihm helfen, sie beobachten? oder sie aufhalten? „Er barbiert wohl den Wirten ihre Fässer, und Seine Kunden können sich den Bart mit der Scher' abschneiden?“ So zankt der Geleitsreiter aus dem Fenster, und der Bader entgegnet lallend und stolpernd: „Keinen Tropfen, Herr Geleitsreiter!“ „Das ist ja auch wie jeden Tag,“ sagt wieder aufatmend die Heiteretei.

Sie kommt durch Gassen und Gäßchen; da hat jedermann mit sich selber zu tun; wenn einer auf sie redet, so ist's mit einem herkömmlichen Späße. Niemand sieht ihre Tat ihr an. Nirgends stehen Leute beisammen, die miteinander flüstern und sich erzählen, was da wieder einmal Schreckliches ist geschehen. Die Gassenjungen schlendern der

Schule zu; keiner läuft hinter ihr her und zeigt mit den Fingern auf sie: „Die ist's, die hat's getan.“ Ihre Last wird ihr immer leichter, ihr Schritt federnder.

„Ich mein', das Annedorle ist über Nacht geblieben im Zainhammer,“ sagt der Nagelschmied, der in seiner Tür steht. „Die ist gut nach dem Tode schicken.“

Die Heiteretei weiß nicht, soll sie sagen, sie sei die Nacht zu spät heimgelommen, um das Eisen noch zu überliefern. „Ich denk',“ sagt sie, „damit wartet Ihr noch ein Jährle oder ein paar. Meinen Schiebkarren kann ich wohl da bei Euch lassen stehn, dann brauch' ich nicht erst noch einmal heim. Rückwärts von meiner Bäs ihrem Lein nehm' ich ihn wieder mit.“

„Na, da laßt nur nicht etwa das Unkraut stehn und rupft den Lein 'raus, Annedorle.“ Damit geht der Schmied wieder hinein.

Die Heiteretei ruft ihm noch nach: „Seht Ihr nur Eure Nasen nicht für einen glühnden Nagel an!“

Dann geht sie ohne Schiebkarren weiter nach dem Ulrichstore zu. Sie lebt zwei Leben zugleich nebeneinander. Mit dem einen ist sie in der alten Umgebung die alte Heiteretei, mit dem anderen eine Verbrecherin, die jeden Blick auf sich gerichtet meint und vor jedem Tritt, vor jedem rauschenden Blatt erschrickt. Bald scheint ihr dieses, bald jenes Wirklichkeit und das andere ein Traum.

Nun ist sie aus dem Thor; der Weg, den sie geht, ist der Ulrichsweg, derselbe Weg, auf dem sie gestern die That verübt. Fast möchte sie umkehren, wenn ihr das einfällt, und doch zieht sie's wie gewaltsam und wie der Vollendung ihres Verhängnisses entgegen.

Wie ist das heute anders als gestern! Wie viel Menschen beleben die Gegend, die gestern so einsam war!

„Bist du auch einmal die lezt', Annedorle?“ ruft ihr eine Stimme zu. Es sind ihre Mitjäterinnen auf der Base Leinfeld, die stehen blieben, weil sie die Heiteretei sich nachkommen sahen. Die Heiteretei holt sie ein. Nun gehen sie zusammen weiter. Die Mädchen erzählen sich allerlei, necken sich und lachen; von dem Holders-Fritz wissen sie, scheint es, nichts.

Nun sind sie nahe am Ulrichsteg; immer kommen ihnen Leute nach und entgegen. Im Vorbeigehen wird ein scherzender Gruß ausgetauscht, und noch immer hat kein Mensch des Holders-Fritz gedacht.

Sie möchte schon wieder glauben, ein Traum habe sie zum besten gehabt, aber rechts vom Stege, wo der Bach einen breiten Sumpf bildet, sind die Wassergräser menschenleibslang niedergedrückt, und darüber steht eine Pfütze.

Kein Mensch sieht danach, die Heiteretei nur mit einem einzigen scheuen Blicke. Zugleich fragt sie: „Aber was ist das für ein Rauch da links in den Bergen?“

„Ein Rauch? Möcht' ich wissen, wo! Was du auch manchmal siehst, Annedorle!“

Die Heiteretei hat alle Blicke von der Richtung nach dem Steg abgewandt; nun fehlt ihr der Mut, die gelungene List zu nutzen. Sie fürchtet, die Blicke der anderen werden dem ihren folgen, wenn sie nach der Pfütze sieht.

Nun sind sie über den Steg.

Die Heiteretei trägt ihren Hut an den langen Bändern und läßt ihn fallen. Sie geht wie in Gedanken noch einige Schritte, damit sie sich zurückwenden muß, wenn sie ihn aufhebt. Aber sie hat nicht an die Erlen gedacht — dieselben tief herabhängenden Zweige, die gestern ihr Heranfahen auf den Holders-Fritz versteckten, verdecken ihr jetzt die Aussicht nach dem Bache.

„Möcht' ich nur wissen, wer mir den Hut beschrien hätt'!“ lacht die Heiteretei und martert sich während des ganzen Scherzgesprächs, das sich an diese Worte knüpft, ab, das Erinnerungsbild von jenem flüchtigen Blicke sich zu vergegenwärtigen. Aber so deutlich vermag sie es sich nicht zurückzurufen, daß sie daran zur Gewißheit käme, ob Blut auf der Pfütze stand oder nicht.

Innerlich damit beschäftigt, ist sie schon auf dem Leinfelde und mit ihren Gefährtinnen lange in der Arbeit begriffen und meint noch auf dem Wege zu sein. Da weckt sie die Stimme eines Vorübergehenden. Es ist die Stimme ihres Verhängnisses selbst.

„Wißt ihr's schon?“

Die Mädchen richteten sich auf und sahen nach dem Fragenden. Die Heiteretei, die dem Weg am nächsten steht, muß an sich halten — sonst merken alle, sie weiß es schon, was der erst sagen will.

Wie lange nun das währt, bis er weiter spricht! Aber nur der Heiteretei, den andern nicht, so neugierig sie sind. Doch wer weiß, wie ewig die Erzählung dauern wird! Und währenddessen muß sie zehn Augen verbergen, was in ihr vorgeht! Das müssen die andern nicht.

„Der Holders-Fritz,“ fährt die Stimme fort, und die Heiteretei zuckt zusammen, „ist aufgehoben worden vom Gericht dort im Sumpf am Ulrichssteig.“

Die Angst der Heiteretei eilt dem Erzähler voraus: „Die Heiteretei hat ihn —“ Aber nein! Der fährt anders fort.

„Man weiß nicht,“ sagt er, „ob er selber ist hineingestürzt oder ob ihn jemand anders hat hineingeworfen, aber tot ist er.“

Die Heiteretei vergißt, Atem zu holen; fast hätte sie vergessen, zu leben. Aber — „Ja, so tot, wie wir sind!“ lacht eine andere Stimme. „Der recht' Arm ist gelähmt, sonst nix. Er ist damit auf einen spitzigen Stein gefallen, wie er hat Weiden wollen haun. Ich hab' ihn selber gesehn.“

„Auf dem Gericht?“ fragt der erste.

„Hast dir's auch lassen weismachen? Wenn sich die auch noch einmengen wollten, wenn einer von selber in den Bach fällt und ganzbeinig wieder aufsteht und geht allein nach heim, das tät' gerad noch fehlen!“

Weiter hörte die Heiteretei nichts.

Die andern wußten nicht, was ihr begegnet war, daß sie plötzlich in die Kniee fiel und mit beiden Armen in den grünen Lein griff, als wenn sie jemanden umarmen wollte, und in einem Atem weinte und lachte.

„Was ist dem Annedorle?“ fragte die Base erschrocken.

„Nix,“ sagte die Heiteretei, noch immer zugleich lachend und weinend. „Nix, Was, nix. So ein verwünschtes Biergebein (Eidechse)!

Ich jät' der Bäs ihren Lein mein Lebtag nicht wieder mit, wenn sie nicht die Biergebein' abschafft auf ihrem Feld. Nein, Bäs, lass' Sie nur die Biergebein'; sie wollen auch leben auf der Welt. Und die Welt ist so eine lustige Welt!"

„Seht!“ sagte der Gurken-Kaspar, von seinem Kartoffelfeld auf die Heiteretei deutend, die heimwärts daran vorbeiging. „Wie das geht! Sprung auf Sprung. Heiteretei, Heiteretei! Die tanzt wieder einmal ihren Namen.“

Auf einem anderen Felde stand ein Bursche. Man sah, er suchte ein Gespräch, um einen Vorwand zum Feiern zu haben.

„Annedorle!“ rief er, „du tanzt wohl schon auf die Kirchweih los?“

„Ja,“ sagte die Heiteretei. „Hernachen bin ich fertig, wenn du anfängst. So bleiben wir im Geschick.“

Auf einer Wiese lachte man den Abgefertigten aus.

„Wann wird der einmal eine gescheite Antwort fehlen!“ rief einer.

„Wenn du einmal eine hast,“ entgegnete die Heiteretei. „Das geschieht in sieben Jahren nicht.“

Der Gurken-Kaspar sagte noch hinter ihr her: „Die Tag' war mir's immerfort, als wär' der Kreuzberg nicht mehr an seiner Stell', es war mir was, und ich hab' doch nicht gewußt, wo ich's hintun soll. Nun merl' ich's erst: das ist gekommen, weil die Heiteretei nicht mehr so getanzt ist wie sonst.“

Wir kehren zum Holders-Fritz zurück, den wir durch den Anprall der Heiteretei vom Ulrichssteg herabgestürzt im Zehntbach untersinkend verließen.

Nicht lange, und keine Blase mehr stieg über ihm auf, der Wasserspiegel schloß sich über ihm und zeigte gleichmütig der stillen Nacht ihr Bild. Zu plötzlich war er aus seinen Sehnsuchtsgedanken herausgerissen worden, zu unvermutet war der Angriff des Mädchens gekommen, zu schnell der betäubende Sturz und das erstickende Einatmen des schlammigen Wassers darauf gefolgt. Er wußte kaum, was ihm geschehen und wo er war, und auch der letzte Rest der Besinnung mußte ihn verlassen, hob ihm nicht in dem Augenblicke, der über

Leben und Tod entscheiden sollte, ein instinktmäßiges Aufstemmen der Hände auf dem seichten Grunde des Sumpfes Kopf und Brust über die Wasserfläche empor und hielt sie da fest, bis das Eingesluckte durch Mund und Nase wiederum herausgestoßen war. Das Dunkel vor den Augen schwand; die grüne Schlange wälzte sich von seiner Brust herab, sowie diese statt des harten, kalten, gurgelnden Dinges wiederum die weiche Sommernachtluft einsog, und ringelte sich glitzernd und riesenlang von ihm weg, bis er gewahr wurde, sie sei nichts anderes als der altbekannte Zehntbach und er selber liege bis an die Brust in des Baches Wassern. Was über ihm schwarz vom blauen Nachthimmel sich abschnitt, war der Ulrichsteg, auf dem er kaum vor einer Minute noch gestanden. Er besann sich, was er eben getan und wie er heruntergekommen sei, und konnte erst nichts finden als über ihm vorbeirasend ein bleiches wildes Mädchen Gesicht mit rollenden braunen Augen und zusammengepreßten Lippen, durch die weitgeöffneten Nüstern schwer, rasch und hörbar atmend. Er griff mit beiden Händen nach dem Steg, um sich auf ihn hinaufzuschwingen; aber der Schmerz, der von der rechten Hand bis zum Herzen flutend zuckte, machte ihm das unmöglich. Er mußte eine Stelle suchen, wo das Ufer seichter war, und über einen Teil der Wiese, um wieder auf den Weg zu kommen.

Mühsam fand er endlich zusammen, was an und in ihm vorgegangen in dem Augenblicke zwischen seinen harrenden Sehnsuchtsgeanken und dem Sturz in das Wasser. Er hatte dem so plötzlich auf ihn zuklirrenden Schiebkarren unwillkürlich den Arm entgegen gestreckt und war durch den Stoß des Fuhrwerks gegen seine Hand über den Rand des Steges gedrängt worden. Die Verletzung an dem ersten Finger derselben abgerechnet, konnte der Hergang nicht glücklicher für ihn ausgefallen sein. Aber seine erste tief heraufschwellende Empfindung war: „Wärst du doch liegen blieben im Bach!“

Er wußte nicht, war der pressende Schmerz im Herzen und krallte bis in die Hand oder war er in dem Finger und zuckte von da bis in die Brust hinein. Wie seine Seele rang zwischen Zorn und Schmerz, er fand nur die Frage: „Was hast du ihr getan?“ Er empfand

mit einer Art schmerzlicher Lust ihr ganzes Unrecht an ihm durch, und anstatt ihn freizumachen von seiner Liebe zu ihr, trieb es diese nur zu größerem Wachstum. Es scheint dies wunderbarlich, aber es ist's nicht. Oft macht, was wir voraushaben vor anderen, uns sie zu lieben geneigt, während wir im Bewußtsein, gegen andere im Unrecht zu stehen, in ihnen das Gefühl unseres Zurückstehens hassen. Aber seinem Stolze kam eine unerwartete Hülfe.

Er hörte schadenfroh lachen. Zornig wandte er sich und fand den Läppleschneider hinter sich stehen. So hatte das Tier, das dem Holders-Fritz alles zum Voffen tat, die Leute, auch hier ein Auge und ein Ohr gehabt. Und was dieses heute gehört, das wußte morgen das ganze Tier. Da stand der alte Groll wieder auf seinen Beinen und machte den Holders-Fritz dem Schmerz der Liebe streitig.

„Nu kann man wohl lachen,“ sagte der Schneider; „denn wie man sieht, hat dir das“ — er machte die Bewegung des Schwingens — „nix geschad't. Ja, das ist ein Teufelsmädele, das!“

„Wer?“ sagte der Fritz, der nicht geahnt, einen Zeugen seines Sturzes zu haben, wild.

„Dächt' ich doch,“ entgegnete der Schneider noch stärker lachend, „du wüßtst, wen ich mein'. Spürst sie wohl noch in allen Gliedern, denk' ich. Kreuzelement, muß dir die einen Schwung gegeben haben, daß du so weit vom Steg bist geflogen! Mach' mir nix weis, Fritz. Weiß die ganz' Stadt, du hast ihr aufgelauert schon eine Wochen lang. Sie hat einmal sollen sehn, sie ist nicht die Allerstärkst' und nimmt's mit jedem Mannsbild auf. Sie hat sollen sehn, du bist doch stärker. Du brauchst dich nicht zu ärgern, daß dir's quer ist gängen. Da am Gründer Markt hat sie's mir, dem Morzenschmied und dem Weber vom Säumarkt nicht besser gemacht. Sei nicht wild, wenn ich noch immerfort lach'. Muß das ein Griff gewest sein! Ja, die hat Arm' wie Buchenäst', das Teufelsding! Ich bin doch auch einer und kein Pfefferkuchenmännle“ — er hob den Rechen, den er auf der Schulter trug, um recht groß auszusehen, — „ich hab' Stärk' wie einer da in meinen Armen, aber bei der ist der stark' Holders-Fritz nix. Wir

wollen ihr eins einbrocken, Fritz! Das wird angezeigt. Sie soll schon Respekt kriegen vor uns Mannern.“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete der Fritz, „was du mit deiner Sie willst und wen du damit meinst! Ich hab' Weiden wollen haun und mich zu weit übergebogen; da hab' ich das Geschick verloren und bin gestürzt. Kann sein, es ist just eins über den Steg ggangen; das weiß ich nicht. Und wer weiß, wie dir's da vorgekommen ist!“

Er wußte selber nicht, was ihn zu diesem Vorgeben trieb. Er meinte, es sei nur die Scham vor den Leuten, und doch war ebensoviel Sorge um das Mädchen mit dabei.

„Ja,“ sagte der Schneider, „du willst nicht, daß es heißt: den starken Holders-Fritz hat ein Mädle in den Bach gerennt. Aber das geht mich nix an. Ein rechter Bürger muß alles Unrecht anzeigen, wo er sieht.“

Dem Holders-Fritz stieg der Zorn auf, daß er wieder zum alten Wildtun greifen mußte. „Ich sag', ich hab' Weiden wollen haun und bin selber gefallen, und du weißt nicht, was du redst. Wer's anders sagt, der hat's mit mir zu tun!“

„Ja,“ meinte der Schneider, „da möcht' man fast dem Morzenschmied recht geben, du hättest ihr bloß aufgepaßt, du wärst in sie verschameriert und hättest deine Sach' wollen anbringen, weil du ihr nix willst lassen tun. Und da ist die Geschicht' noch närrischer. Ich hör' die Manner schon im Gringel lachen. Hahaha!“

Dem Fritz lohete die Scham ins Gesicht.

„Ja, es gibt weiter keine in Luckenbach! Und wenn ich wart', wo die Balthinessin-Ev' vorbeigeht oder sonst eine, so geht das keinen Schneider was an.“

„So? hast du's auf die gemünzt, und die Heiteretei hat gemeint, es gilt ihr? Du hast mit der Ev' wollen kareffieren, und die Heiteretei meint, du willst ihr deine Stärk' zeigen; das ist verwünscht!“

„Du bist still mit der Heiteretei!“ rief der Fritz zornig, aber eigentlich nur, weil der Schneider, das Stück Leute, sie nicht mit diesem Namen und überhaupt gar nicht nennen sollte. „Und ich sag' dir's

noch einmal, wer die Lügen aussprengt, die du da hast gesagt, der soll sehn —“

Der Fritsch schwang den gewaltigen Arm, um seiner Rede mit einem Schlag auf einen imaginierten Wirtstisch Gewicht zu geben, und zuckte zusammen vor dem Schmerz im Finger, den er in der Hitze des Gespräches vergessen.

„Hm,“ meinte der Schneider, „deine Ursach' mußt du doch haben. Ja, von der Ev' und dir ist die Red' gewest, und an so ein arm Mäble, wie die Heiteretei ist, — na, ich sag' nichts wieder von der Heiteretei, brauchst nicht so aufzufahren, — an so eine ist da freilich nicht zu denken. Donner, die Ev', die hat ein paar Kasten und Zeugs darin! Und da meinst du auch, die Ev' wird's erfahren, und du verlierst den Respekt. Ja, und Respekt muß im Haus sein; darauf halt' ich auch. Du mußt nicht etwa denken, ich fürcht' mich vor dir und bin still aus Furcht. Da kennst du den Schneider schlecht. Ich red' so nicht von Sachen, wo mich nix angehn. Das schießt sich nicht für einen, wo ein Mann ist. Deswegen kannst du ohne Furcht sein, Fritschle; da kannst du dich trösten.“

Sie waren im Gespräche an einen Ort gekommen, wo ihre Wege sich schieden.

Wie er allein war, fühlte der Holders-Fritsch erst, daß ihn fröstelte. Aber er war innerlich zu erregt, um darauf etwas zu geben. Er sagte zu sich: „Ich wollt', mir wär' was anders eingefallen als das Ordentlichsein. Das ist schuld an der ganzen Geschicht'. Nu wird der Schneider reden und der Schmied. Und das ist verwünscht, daß es wieder die Wahrheit ist. Ich könnt' gleich wieder in das alt' Wildtun hineinkommen. Ich wollt', ich wär' nie anders gewest. Das Denken ist dumm Zeug; deshalb ist das Vieh so vergnügt, weil's nicht denkt. Jetzt gleich geh' ich in die Schwane und geh' nicht eher wieder heraus, bis ich die vergessen hab'.“

Er hielt den schon schneller gewordenen Schritt wieder an und biß die Zähne zusammen.

„Ja, daß sie mich auslachen da und sagen: Er ist wieder wild, weil ihn die nicht mag und hat ihn in den Bach gerennt. Und wenn

sie ihn nicht in den Bach hätt' gerennt, wär' sie ihn nicht losgeworden; so ist er ihr überall nachgelaufen. Und daß sie selber sagt: Er ist gewest wie dem Herrnmüller sein Spiz, und so einem muß man einen Tritt geben, sonst hat man keine Ruh' vor dem Vieh. Element! Daß ich ihr nicht auffässig kann sein, und wenn sie noch schlimmer wär' und noch niederträchtiger tät! Und den Finger da; wenn ich nicht mehr kann arbeiten, hernachen hab' ich erst Zeit zum Aufpassen, da kann ich ihr ja nachlaufen den ganzen Tag, da kann sich der Spiz lassen treten, soviel er Lust hat. Das wird anders, Bursch, das sag' ich dir! Die Ev' sollst du frein, so wahr ich der Holders-Fritz bin. Das soll dir nicht umsonst eingefallen sein. Der Schneider hat mir's auch geglaubt; da werden's die Leut' schon erfahren, daß ich der Ev' aufgepaßt hab' und nicht jener. Und die Heiteretei —“

Er blieb wieder stehen. Es fiel ihm ein, da die Heiteretei nichts mit ihm haben wolle, werde sie sich nicht ärgern, nähm' er die Ev'. „Und wenn ich's ihr nicht zum Troß tu', so tu' ich's dir selber zum Troß,“ sagte er dann wieder zu sich, „weil du sie nicht aus den Gedanken kannst bringen. Wild tu' ich nicht mehr, das weißt du, aber unterkriegen will ich dich wohl noch, Bursch! Du sollst mir die Ev' heiraten. Warum willst du jene nicht vergessen?“

Er hatte sich selber am Kragen gepackt, so war's ihm Ernst.

Es war das eine sehr mittelbare Weise, sich an der Heiteretei in seiner eigenen Liebe zu ihr zu rächen. Aber er hielt sie fest.

„Fräule,“ sagte er zu der Großmutter, „Ihr habt mir neulich von der — Baltineffin-Ev' gered't, Ihr wißt schon, was. Das könnt Ihr fertig machen. Sagt mir nix weiter davon; in acht Tagen muß die Sach' fertig sein. Ich bin ihr schon lang zu Gefallen gegangen, — das könnt Ihr sagen — und hab' sie nicht allein können antreffen.“

Die Großmutter wunderte sich, ihn einmal wieder in seinem Hause zu sehen, wenn auch in tiefer Nacht. Da sie seinen Zustand gewahr wurde, seine Kleider naß und voll Schlamm, ihn frösteln und von seinem verletzten Finger Blut fließen sah, geriet sie außer sich.

„Es ist nix,“ sagte er; „beim Weidenschneiden bin ich in den Zehntbach gefallen.“

Die Alte, voll Furcht, er könne sich erkälten, wollte ihn im Hause behalten und bewegen, schnell zu Bette zu gehen oder wenigstens die Kleider zu wechseln. Er könne den Tod haben davon.

„Wär' mir just recht!“ dachte der Friß. Er blieb darauf, so wie er sei, nach seiner Werkstatt zu gehen, und wenn sie ihm den Bader etwa nachschicke, der solle sehen, seine andere Hand sei noch gesund.

Sie meinte ihn dadurch zu überreden, daß sie sagte: „Aber, du böß Lichterle, wenn du krank wirst oder der Finger wird schlimm, daß du nicht kannst arbeiten?“

„Ich mag nicht arbeiten mehr! Ich seh' nicht, wozu! Ich seh' nicht, wozu einer leben will!“ fuhr der Friß auf. „Wenn Ihr was wollt tun, Fräule, so macht das geschwind fertig, ich hab' Euch gesagt, was. Oder ich geh' übermorgen nach Amerika.“

Die Vorstellung, daß einer nach Amerika auswandere, war der Großmutter immer schrecklicher gewesen als die des Sterbens. Da, meinte sie, komme man zu seinen Leuten und dort zu lauter Fremden. Die Baltinessin-Ev' schien ihr nicht die Frau, die sie ihrem Enkel wünschen sollte. Doch versprach sie ihm, die Sache möglichst bald in Wichtigkeit zu bringen, wenn sie auch bei sich dachte: „Das ist die best' Eil', die nix übereilt, und Gott sei's gedankt, der Menschen Gedanken in ihren Köpfen sind auch nicht so fest als die Erd' unter ihren Füßen.“

Sie konnte nicht schlafen. Es fiel ihr nun erst recht ein, wie er gefiebert, wie er bald dunkelrot, bald totenbleich gesehen, sein ganzes zerstörtes Wesen, wie er zuweilen gewankt, wieviel Blut er auf dem Heimwege schon verloren haben müsse. „Besser ist besser,“ meinte sie. Sie nahm ihren blauen Mantel um die alten Schultern, trippelte nach der Weidengasse und weckte den Bader. Mit diesem kam sie eben noch rechtzeitig in ihres Enkels Werkstatt an.

Den anderen Abend saß der Morzenschmied ganz still im Gringel. Er hatte sich beiseite gemacht und schien wenig von dem zu hören, was gesprochen wurde. Es galt dies dem Holders-Friß; man wollte wissen, er sei krank. Der Morzenschmied meinte: „Ja, einen Schnupfen

mag er schon gekriegt haben davon.“ Dann kroch er ganz in sich hinein und versank völlig in die Betrachtung seiner Pfeife. Er hielt sie wieder und wieder einmal so nah vor seine Augen, als wär' er plötzlich kurzsichtig geworden. Dann kniff er die Augen auf die Weise zusammen, die nur ihm gehörte, bis sie ganz schief zu stehen schienen, und immer öfter meldeten sich Anwandlungen des eigenen Schluckzens, das wir schon an ihm kennen.

Endlich erhob er sich, lange vor seiner gewöhnlichen Ausbruchszeit, bezahlte schweigend und dachste hinaus.

Ebenso dachsig trat er daheim in die Stube. Ein unmerkbar-flüchtiger Blick zeigte ihm, daß seine Morzenschmiedin in der Ecke an der Wiege des Gottliebles saß. Sie nahm sich aus wie ein Pfahl, an den das Kind vielleicht gebunden war, damit kein Geier es wegtragen konnte.

Und nun dehnte sich sein vorher ganz zusammengeschobenes und gefaltetes Gesicht ebenso in die Länge. Wiederum fingerte er zitternd an der eben aufgehängten Jacke herum.

Die Schmiedin sah ihm eine Weile zu. Die Neugierde schraubte sie mit unsichtbarer Schraube immer höher vom Stuhle empor; es kostete Mühe, das Gleichgewicht zu erhalten. Das Gottlieb war nie so langsam eingeschlafen als diesen Abend. Als es endlich doch geschehen, stand sie mit zwei Schritten hinter dem Schmied und fragte: „Aber was ist denn? Was hast du nur wieder einmal?“

„Du bist da?“ gegenfragte der Schmied über seine Schulter. Dann, indem er sich wandte: „Hast du denn auch Tee genug daheim für die Nacht?“

„Wie kommst du auf den Tee, Morzenschmied? Hast's etwa wieder einmal in der Achsel? Ach, deinen Schlucker hast du einmal wieder!“

Der Morzenschmied antwortete nicht, sondern sagte wie zu sich selbst: „Ich bin nur froh, daß ich froh bin.“ Dann wandte er sich zu der Schmiedin: „Ich sag' dir, es gibt nir Geseiters auf der Welt, als wenn einer so eine geseite Frau hat wie ich. So gut ist heut nicht ein jeder dran. Ja, ja. Das wird eine schöne Geschichte! Ich hab's

mir gedacht, was mit der Wachtstuben noch müßt' herauskommen. Na, wir beiden können lachen. Aber die daran schuld sind! Ja, du weißt's wohl noch gar nicht? Die Heiteretei hat den Holders-Fritz vom Steg gerennt. Und ich möcht' nicht unter denen sein, die ihr so lang haben angst gemacht, bis sie desperat ist geworden."

„Die Heiteretei hat ihn hineingerennt? Aber er lebt ja noch, und es ist gar so gefährlich nicht mit dem Holders-Fritz. Das Holders-Fräule selber hat mir's gesagt."

„Ja," sagte der Schmied, „daß er noch lebt, das ist nicht denen ihre Schuld; das Gericht sieht darauf, wie's hätt' können werden. So steht's im Gesetz. Sie hat ihn doch in den Bach gerennt, daß er sollt' ertrinken, und dazu haben sie die verrückten Wachtstubenweiber gebracht. Sie haben ihr weisgemacht, der Fritz hätt' ein Beil bei mir bestellt, und was noch sonst für dummes Zeug."

„Ja, hast du's denn nicht selber gesagt?" fuhr die Schmiedin auf, wild vor Angst. „Und nu sollen's die armen Weiber, du greulicher Mann?"

Der Schmied schien die Rede seiner Frau für einen Ausbruch von Heiterkeit zu nehmen. „Ja, wir beiden können lachen," fuhr er fort. „Ich hab' freilich auch so was gedacht, aber Denken ist ein anderer Mann wie Sagen. Und der Morzenschmied ist kein Esel seines Namens, daß er so schrecklich=gefährliche Ding' auf dem Markt ausschreit. Ich hab's niemand gesagt als dir, Lene, und hab' dir das Weiterfagen obendrein verboten. Sag' nix; ich weiß ja, das war unnötig. Du bist das vernünftigst' Weib in der Stadt und verbrennst dir von selber nicht die Finger. Weil ich so hab' gesehn, wie die andern Manner in Angst sind geweest, da hab' ich erst gemerkt, was ich an dir hab'. Und da hab' ich dir ein ganz Päckle Aniskuchen vom dicken Semmelbeck mitbracht, weil du die so gern isst. Freilich, Lene, ich weiß ja, dir hätten sie mit glühenden Zangen nix davon abgezwickelt, was ich dir hab' gesagt, du sollst's heimlich halten. Und da ist auch Zeug zu einem Schöpple für dich. Du hättest längst gern so eins gehabt. Siehstu? Einem vernünftigen Weib kann man nicht zu viel zulieb' tun. Mach' doch und is, Lenele. Sie sind wohl nicht süß genug? Sind von den

besten, wo er hat. Denn siehst du, wenn auch die Heiteretei nicht desperat wär' geworden, so haben die verrückten Wachtstubenweiber doch gesagt, der Fritz will sie umbringen. Ja, das will das Gericht nun bewiesen haben; wer weiß, müssen die Weiber einen leiblichen Eid schwören vor einem Tisch, der ganz schwarz aus ist geschlagen, und da liegt ein Totenkopf drauf, und die Geistlichkeit steht dabei und der Meister Schramm, ihr Hinterviertel, und unten auf der Gass' singt der Kantor mit seinen Jungen. Der verwünscht' Schlucker! Iß doch, Kenele. Ich mein', es ist ein Jahr her, daß ich dir keinen Schmaß hab' geben. Komm her, Kenele; tu' nicht so schämerig; eine Frau braucht nicht so zu tun. Und wie dir das Schöpple wird stehn! Ja, es heißt, das Gericht will wieder ein neues Trillerhaus dazu lassen baun, weißtu? Wo die armen Sünder herum werden getrillert. Also Lee hastu für die Nacht? Ich bin schrecklich müd'. Was schlägst du denn die Händ' da unterm Tisch zusammen? Ich meint', du wärst ordentlich verblaßt? Dich dauern wohl die Wachtstubenweiber? Warum sind die so dumm!"

Damit dachste der Schmied in seine Kammer. Die Schmiedin rang nun über dem Tisch die Hände. Sie stand schon halb vor dem schwarz-beschlagenen Tische, halb stak sie im Trillerhause.

„Hast auch El für morgen früh?“ fragte der Schmied schon über dem Auskleiden in der Kammer.

Die Schmiedin hörte es nicht. Sie setzte ihr Zifferblatt auf ihr Haupt, und nachdem sie die Haltebänder geknüpft, was nicht so schnell ging, da Händezusammenschlagen und Schleifenbinden Dinge sind, die zu vereinigen man ein Taschenspieler sein muß, nahm sie ihr Gehäuse um und verschwand in der Finsternis der Hausflur.

Hätte der Gurken-Kaspar der Heiteretei länger nachsehen können, der Kreuzberg hätte sich wieder um ein Stück aus seiner Stelle bewegt.

Bis jetzt hatte sie nur den einzigen Gedanken gejubelt: „Der Fritz lebt! Du hast ihn nicht auf deinem Gewissen! Du wirst nicht geschlossen über die Gasse geführt, daß die Leute ausweichend schweigen, wenn du vorbeikommst, und nicht eher flüstern, als bis du vorüber

bist! Nicht im engen Gefängnis lange Monden lang sitzen, du sollst frei bleiben wie die Vögel unter dem Himmel und die Hirsche in dem Walde!“ Der Glanz des Ganzen, der so plötzlich die Finsternis vertrieben, hatte sie fürs einzelne geblendet. Nun ihr Auge sich an ihn gewöhnte, trat auch dieses hervor.

„Der Fritz lebt, aber sein Arm ist gelähmt, und das hast du getan. Wie soll er schaffen ferner mit dem gelähmten Arm? Und dennoch hat er dich nicht angeklagt; er ist selber gefallen, hat er gesagt.“ Von ihrem Herzen durch den linken Arm bis in die Fingerspitzen hinein zieht ein Schmerz, der doch etwas Süßes hat. „Er schont dich: und du hast ihm das getan,“ meinte der Schmerz; das Süße daran ist der Gedanke: „Er schont dich.“ Denn heißt das nicht: „Er ist dir nicht feindselig; er hat dir nicht aufgepaßt, dir Böses zu tun, vielleicht gar —“? Aber dieses voreilige Vielleicht mit seinem blauen Himmel schwindet. „Denn, freilich,“ sagt sie, „sollt’ es heißen, ein Mädle hat den starken Fritz überwunden? Dazu ist er zu stolz auf seine Stärk’. Und ich hätt’ an seiner Stell’ auch nicht können gestehn.“ — Warum aber ist sie nun traurig?

Ja, der Gurken-Kaspar schüttelte den Kopf, säh’ er sie so vor sich hingebückt gehen, als läse sie ihre Gedanken von der Erde auf.

So ist’s. Aber ist es nicht noch unendlich gut, daß es nur so ist? und nicht so unendlich schlimm, als es sein könnte?

Die ununterdrückbare Jugendkraft hob ihre Augen und ihre Gedanken von der Erde auf. Und als sie emporsehend ihr Häuschen erblickte und den alten Holunderbusch, wie er schon wieder unter einer flatternden Perücke von Kaffeewölchchen prangte, da jagte ein Lächeln die ganze Farbe aus der Mundgegend nach den prallen Wangen hin.

„Sind die dummen großen Weiber schon wieder da beisammen? Nun ist’s doch mit dem Warnen aus und dem andern dummen Zeug. Wieviel haben die nicht gered’t, was sie müßten versäumen meinetwegen! Da sollt’ man meinen, sie sind nun beim Nachholen daheim. Ja, prof’t! Ums Plaudern ist’s den Weibern zu tun gewesen, und das Häusle steht so just am End’, da kann man hineinwischen, und es sieht’s kein Mensch, der es könnt’ bereden. Nu, ich will mir’s noch

ein Lager etliche lassen gefallen. Aber hernachen hört's auf; hernachen kehrt' ich aus. Und so ist's, und nu ist's fertig!"

Man kann sich denken, mit welcher Freude die Heiteretei von den „Wachtstubenweibern“ empfangen wurde. Und auch Stolz war dabei. Der Himmel hatte die Heiteretei gerettet, indem er den boshafteu Auslauerer in die eigene Schlinge fallen ließ. Denn es war kein Zweifel, der Holders-Fritz hatte die Heiteretei in den Bach werfen wollen, in den er selber nun gestürzt. Aber es fragte sich sehr, ob der Himmel ohne die Wünsche, Sorgen und Gebete der vereinigten Frauen ein solch Exempel statuiert hätte? Und diese konnten wiederum daran die Größe des Steines erkennen, den sie bei dem Himmel im Brette hatten. Alle Stimmen feierten das Walten der Gerechtigkeit; nur die kleine verschämte Baderin, die kurz vor der Heiteretei in das Stübchen getreten, schien von anderen Gefühlen beseelt. Aber in ihrer Blödigkeit und ihrer ängstlichen Demut vor den großen Weibern wagte sie kein Wort und schien nur mit stummen Blicken und gefalteten Händen die jedesmalige Rednerin um Barmherzigkeit für den ja ohnehin vom Himmel Gestraften zu flehen.

Die Weberin spann mit beiden Händen und verklärtem Auge der höheren Fügung, welche die verfolgte Unschuld geschützt, ein Ehrenkleid.

„Ja,“ schloß sie ihre Rede, „den Bösewicht hat so recht der Finger der Vorsehung vom Steg getippt.“

„Da mög' einer“, machte die Tischlerin begeistert die Nutzenwendung, „Bonapart' heißen oder Rinaldo Rinaldini oder Holders-Fritz; denn warum? Das ist der Vorsehung egal.“

„Denn jeder“, fügte die Lüncherin hinzu, „treibt's nur so lang, als es geht, und hernachen geschieht was, worüber sich Menschen und Vieh verwundern.“

„Und wenn die Zeit gekommen ist,“ sagte die Beutlerin, „hernachen ist sie da.“

„Und hernachen,“ nahm die Weberin ihren Faden wieder auf, „sagt alle Welt: So ist's einmal recht! So hat's einmal müssen kommen.“

Bewirkte es nun der stumme Flehblick der Baderin, oder war die Genugthuung über die Bestrafung des Sünders zu dem höchsten Punkte gestiegen, wo sie notwendig in Mitleid umschlagen mußte, die Tischlerin sagte sanfter: „Ja, aber dauern tut es einen doch; denn warum? Man ist doch ein Mensch.“

„Und“, meinte die Weberin, die auch in der Milde keiner nachstehen wollte, „er hat doch eigentlich auch seine schlimme That noch nicht verübt gehabt. Der Himmel kann strafen, aber die Menschen sollen mitleidig sein.“

„Zumal“, bestätigte die Lüncherin, „wenn einer hernachen so bußfertig ist wie der Holders-Fritz. Denn das muß man sagen: obschon er ein Bösewicht ist, so ist er doch eine recht christliche Seele. Wie ein Lamm ist er, hat das Holders-Fräule gesagt. Und er hat auch gar kein bißle Reu' über das, was er hat getan, sondern er erträgt's als ein frommer Christ, der da aus seinem Katechismus weiß, der Gottlose muß viel leiden. Und glücklich ist, wer das vergißt, was einmal nicht zu ändern ist, hat der Apostel Paulus gesagt.“

Dem durchdringenden Blicke der Weberin war indes nicht entgangen, daß die kleine Baderin mit einer wichtigen Eröffnung geladen war, aber nur den Mut nicht hatte, in Gegenwart der großen Weiber loszugehen.

„Die Frau Baderin muß doch eigentlich wissen, wie's mit dem Holders-Fritz steht?“

Die Baderin erschrak, daß sie reden sollte. Sie errötete über und über und stotterte eine Entschuldigung. Es kam ihr wie eine Annahme vor, etwas zu wissen, was so große Weiber nicht wußten. Und die Nachricht, die sie geben konnte, hätte sie in jedem anderen Munde für wichtig und mittheilenswert gehalten; in ihrem eigenen aber schien sie ihr so unbedeutend, als sie sich selber vorkam.

„Es muß sehr gefährlich sein,“ spann die Weberin. „Die gute Frau hat nicht das Herz, es zu sagen.“

„Dumms Zeug!“ lachte die Heiteretei, um sich selber die Furcht zu vertreiben. „Er ist auf den Arm gefallen; daran stirbt so einer nicht wie der Holders-Fritz.“

Die Tischlerin wollte beiden recht geben. „Nein, daran gewiß nicht,“ sagte sie, „wiewohl's ihm kein Mensch könnt' wehren, daran zu sterben, wenn er's absolut will; denn warum? Der Mensch ist wie Gras; das hat gar keinen Arm und muß doch sterben.“

„Ihrer ist geholt worden?“ fragte die Weberin.

„Ja,“ entgegnete die arme kleine Frau und zupfte verschämt an ihrem Mantel herum, daß es nur Ihrer war, der geholt wurde. Dann faßte sie sich ein Herz und fuhr fort: „Das Fräule ist zu Nacht kommen mit ihrer Latern' und hat Meinen in die Werkstatt geholt. Da hat der Holders-Fritz gelegen und war von sich. Aber es ist nix —“

„Was soll's denn auch sein?“ zankte die Heiteretei mit ihrer Angst. „Bei so einem Jungen!“

„Ich mein,“ fuhr die Baderin fort und wußte nicht, wo sie hinsehen sollte, „daß ich's sag'; ich weiß, daß ganz andere Weiber da sind, und es ist nicht, weil ich dächt', es wär' was, weil ich's hätt' gesagt und —“

„Mit wem ist nix?“ gab die Weberin der allgemeinen Spannung die Frage. „Mit dem Holders-Fritz seiner Krankheit?“

Die Baderin hatte sich's ja gedacht, daß sie die großen Weiber beleidigen würde. Sie seufzte eine Rede, die an Kleinheit und Vergehen in Angst und Selbstverschmähung ihr völliges Ebenbild war: „Mit mir.“

„Und der Holders-Fritz ist wirklich von sich gewest?“

Die Baderin nickte und zuckte die Achseln, daß sie's nur war, die entgegnete: „Und so ist's geblieben. Meiner hat sich alle Müh' gegeben, aber so ist's geblieben —“

Die Lüncherin brach aus: „Ja, er hat noch gesagt: Ich bin allen Menschen gut gewest, drum will ich nu in Gott begraben sein.“

„Es ist nicht wahr,“ sagte die Heiteretei zornig und wollte sich mit Gewalt glauben machen, es könne nicht sein, wenn sie's nicht zugäbe.

„Es ist der Marasmus gewest, hat Meiner gesagt,“ fuhr die Baderin fort. „Und so ist's geblieben —“

Die Lüncherin konnte sich nicht mehr halten. Wie in schmerzlichem

Triumph über die ungläubige Heiteretei wiederholte sie mit schrecklichem Nachdruck nickend: „Das hat der Holders-Fritz gesagt. Ich will am Schmarasmus sterben, hat er gesagt, und hernachen hat er auch noch gesagt, wie's mit der Leich' soll werden.“

Darüber geriet die Beutlerin außer sich.

„Da soll's wohl eine große Leich' geben?“ fragte sie hastig. „Wann wird er denn begraben? Die Wochen muß ich nach Lambich; das wär' doch dumm, wenn's gerade die Wochen wär'! Ich mach' mir weiter nix daraus, aber man heult doch auch einmal gern mit. Wenn so die Kurrendschüler singen und der alt' Meister Schramm, der Leichenbesorger, wackelt so barmherzig mit dem Kopf, und der Vikares sieht oben 'nauf, wo alles Gute kommt, vom Vater des Lichts. Und der Meister Schramm nimmt seine Pfeifen aus dem Mund und legt sie auf den Keller, und hernachen geht's fort, so schwarz und weiß; da muß es einen Hund erbarmen, und so einer ist doch gleichsam nur ein Vieh, geschweig' einen Chri—hi—stenmenschen.“

Aber nicht die Beutlerin allein schluchzte; die Frauen schluchzten alle, und die Baderin, die mit einem Worte dem ganzen Jammer ein Ende machen konnte, vergaß dieses Wort und vermochte nicht, dem mächtigen Weispieler zu widerstehen. Wie gewaltig dies sei, wußten die Frauen recht gut. Denn sooft ihnen die Nührung ausgehen wollte, sahen sie einander an und erquickten sich durch das Bewußtsein der Gesellschaftlichkeit zu neuem, stärkerem Schluchzen.

Die Heiteretei war wie ein Marmorbild; ihr spannte die Muskeln an, was die der Frauen auflöste.

Die Weberin ließ den unsichtbaren Rocken, denn sie hob die Arme wie tröstend: „Sterben müssen wir alle.“

„Aber so jung!“ schluchzte die Tischlerin. „Er kann noch keine Zweiunddreißig sein. Er ist grad so alt wie mein Traugöttle selig. Na, wenn die Stadt wieder brennt, da wird die Kirch' nicht wieder gerett't. Und wenn's einen Wolkenbruch tut, muß der alt Gerber ertrinken; denn warum? Wenn ein Mensch tot ist, muß man sagen, was wahr ist.“

Es entstand eine Stille allgemeiner Ermattung. Die Baderin konnte

in ihrer Erzählung fortfahren: „Bis Meiner ihm einen Topf kalt Wasser hat über den Kopf gossen. Hernach ist er aufgewacht.“

Das war für die Frauen selber kalt Wasser über den Kopf. Die Wendung kam zu unerwartet.

Was den übrigen die Augen trocknete, machte die Heiteretei erst weinen. Vorhin war ihre Seele im Krampf gefangen; jetzt fühlte sie erst seinen Tod und ihren Schmerz über diesen und daß sie ihn verschuldet, als wär' er wirklich, da sie wußte, er lebte noch.

Die Beutlerin dagegen sah auf mit halb unwilliger Bewunderung.

„Was?“ sagte sie. „Da ist er noch gar nicht einmal gestorben? Da hab' ich für nix geflennt?“

„Nun, und wenn er auch noch nicht gestorben ist,“ schluchzte die Tischlerin, die sich nicht so leicht aus dem Jammer herausarbeiten konnte; „denn warum? Den Leuten ihre Schuld ist's nicht.“

„Ach,“ sagte die Baderin leise, „ja, er hat auch dem Annedorle gar nix zuleid wollen tun. Er ist auch schon lang gar nicht mehr wild gewest. Das Holders-Fräule hat gesagt: So ordentlich und so die Guttat selber ist gar keiner mehr wie mein Lichterle.“

Das gab ein neues Erstaunen. Aber wie man einmal über dieses hinaus war, wunderte man sich, daß man hatte erstaunen können, und fand, daß man ja eigentlich nie an die böse Absicht des Holders-Friß geglaubt. Und nachdem die Frauen einmal so weit vorgerückt waren, bedurfte es nur noch eines kleinen Schrittes weiter, und sie besannen sich: jede hatte diesen Unglauben auch ausgesprochen.

Es war wunderbar, mit welchem Scharfsinn man zuletzt bewies, daß nur ein ganz überspannter Mensch auf eine solche Albernheit habe kommen oder ihr Beifall geben können.

„Aber so sind die Leut,“ sagte die Tischlerin; „denn warum? Wenn's nur nix Guts ist vom lieben Nebenmenschen; je schlimmer es ist, je lieber glauben's die Leut.“

„Freilich! freilich!“ spann die Weberin mit beiden Händen. „Weil er ein Beil bestellt hat? Ich hab' gleich gemeint, er will es zu den Weiden haben. Es ist zu verrückt. Da dürst' zuletzt kein Mensch mehr ein Beil bestellen. Und er hat's ja selber gesagt, er ist über dem Weiden-

hauen in den Bach gefallen. Na, wenn ein Blüttner keinen Reif mehr soll hauen, womit soll er denn binden?“

Die Lüncherin war zornig über das Unrecht, das dem unschuldigen Holders-Fritz widerfahren war.

„Lieber Gott!“ rief sie; „über die Leut’! Und wenn er nu vollends am hellen lichten Tag Weiden gehauen hätt’, wo’s alle Leut’ hätten gesehn? Was wär’ da erst draus gemacht worden, wenn er’s nicht einmal bei Nacht hat dürfen tun, ohne daß die Leut’ reden!“

„Es ist schrecklich,“ sagte die Tischlerin noch zorniger. „Wenn ich’s nicht immer gesagt hätt’, wenn’s hat geheiß’n: Nu hat er wieder da gelauert! Nu hat er wieder dort gelauert! Denn warum? Hab’ ich gesagt. Es darf gar keiner mehr ordentlich werden auf der schlechten Welt; denn warum? Wenn einer den ganzen Tag ärbet’t, wenn soll er denn Weiden hauen gehn als wie bei Nacht? Da hat’s geheiß’n: Er lauert, wo das Annedorle vorbei muß kommen. Da hätten die Leut’ ebensogut könnt’ sagen: Das Annedorle lauert dem Holders-Fritz auf; denn warum? Weil sie immer da hat gearbet’t, wo Weiden stehn.“

„Ja,“ sagte die Baderin ängstlich verlegen. „Aufgepaßt hat er dem Annedorle schon. Aber nur, weil er sie hat wollen freien und hat’s nur vor den Leuten nicht wollen tun.“

Das wäre schon wieder Stoff zum Erstaunen gewesen. Aber das Unerwartete war diesen Abend so oft gekommen, daß es keine Wirkung mehr tat.

Vielmehr lachte die Weberin laut auf und sah die anderen Frauen der Reihe nach an. „Was hab’ ich gemeint, wenn ich’s auch nicht hab’ wollen sagen?“

„Ja,“ entgegnete die Tischlerin beistimmend; „denn warum? Man wär’ ausgelacht worden. Aber darauf wird sich jede noch können besinnen, was ich für ein Gesicht gemacht hab’, wie zum erstenmal ist die Karten gelegt worden; denn warum? Da hat die Eichelzehn und das Eichelhaus beim Annedorle gelegen.“

„Ja,“ fuhr die Lüncherin fort, „und wie die Tischlerin das Gesicht hat gemacht, da hab’ ich die Tischlerin angesehen und hab’ gesagt: Das ist eine Hochzig!“

„Und hernach hab' ich genickt und zwei Lacher getan,“ sagte die Beutlerin. „Na, die Frau Weberin und die andern werden sich noch können erinnern an die zwei Lacher, wo ich da hab' getan. So: Haha! Hahaha!“

Und wenn's sonst niemand ihnen glaubte, sie hatten sich so hineingeredet, daß jede wenigstens von sich überzeugt war, so habe sie getan.

Die Baderin hatte davor mit ihrem Bericht kaum zu Ende kommen können, daß für das Leben des Holders-Fritz keine Gefahr mehr vorhanden sei. Nur freilich! Der verletzte Finger konnte steif bleiben.

Aller Kraft ihrer ungeschwächten Jugend bedurfte die Heiteretei, den plötzlichen Wechsel der stärksten Gefühle zu verwinden.

Und wunderbarlich! Auch ihr ging's wie den Frauen. Ihr war, als hätte sie, selbst in der Aufregung, die sie zu der wilden That getrieben, im Innersten ihres Herzens gewußt, was der Fritz eigentlich von ihr wollte. Um so entschuldigungsloser und schwärzer stand nun die wilde That vor ihr. Sie konnte der Freude nicht froh werden davor. Und nun schoben die Frauen, indem sie ihr früheres Warnen und Aufregen verleugneten, die ganze Schuld ihr ins Gewissen. Das allein zwar hätte sie nicht so sehr aufgebracht gegen jene; diese Verleugnung erzeugte im Gegenteil das Gefühl der Verachtung in der stolzen Seele der Heiteretei. Sie vergaß aber, daß sie damals die Frauen nicht so gekannt als jetzt. Und so kam zu der Reue über das Unrecht und die Unentschuldbarkeit ihrer That auch noch der Zorn auf sich selbst, daß sie von solchen Menschen sich dazu verleiten lassen. Dazu verleiten! und durch solche Menschen! Die Heiteretei, die auf ihre Klugheit und Selbständigkeit so stolz war!

Es bedurfte nur noch einer kleinen Reizung, um ihren Zorn von ihr selbst auf die Frauen hinzulenken. Und diese blieb nicht aus.

Dazu tat sich jetzt die Thür auf. Herein trat die Gringelwirts-Baltesin im Sturmschritt. Hinter ihr her die Schlosserin drüben von den Weiden und die Ruffen-Sattlerin. Das geschah mit so eigenen Gebärden und mit so beredtem Schweigen, daß die bereits Anwesenden vor Neugier und Bewunderung verstummten.

Da ließ von all den Vorwänden und Versicherungen, die sonst zum Zeremoniell der „Wachtstube“ gehörten, sich nichts vernehmen. Keine Rede davon, wieviel die Baltinessin daheim zu tun hätte, daß sie eigentlich kaum aus dem Hause gucken sollte und doch käme, weil sie einmal „so“ sei. Es hatte etwas Beängstigendes, wie die drei guten Frauen nur gekommen zu sein schienen, um hier Kaffee zu trinken. Aber auch das mußte ein eigenes Verhängnis nicht geschehen lassen wollen. Sie führten die angebotenen Tassen mit zitternder Hand zum Munde und stellten sie doch, ohne getrunken zu haben, wieder auf den Tisch. Und mit Gesichtern! mit Gesichtern! Wunderbar war es anzusehen, wie in der Spannung von Angst und Neugier die übrigen Frauen unwillkürlich die Mienen und Gebärden der eben Angekommenen nachahmten.

Endlich ächzte die Baltinessin: „Ei, du Gerechter!“

Die Schlosserin von drüben seufzte: „Nein, so was!“

Die Ruffen-Sattlerin stöhnte: „Sollt' man's denn meinen!“

Dann war wieder alles still. Und wieder begann das Achselzucken, wieder wurde der Kopf seitwärts geworfen, wurden die Hände zusammengeschlagen.

So eigen, man möchte sagen, melancholisch resigniert und doch zugleich mit einer schmerzlichen Anklage des Himmels hatte die Haube der Baltinessin noch nie über ihrem rechten Ohr geschwebt.

„Man soll nicht denken,“ sagte die Baltinessin endlich, als sie saß, aber mehr zu der Stubendecke als sonst zu jemand, „man soll nicht denken, man hat alles erlebt, wengleich man am Gründonnerstag Sechzig ist gewest. Der Holders-Friz ist ins Wasser gefallen? Oh es fallen mehr Leut' ins Wasser! Er hat Weiden wollen haun? Ja, proßt die Mahlzeit!“

Sie schlug erst mit beiden Händen auf ihre Kniee, dann fuhr sie in Tönen fort, wie sie der Gringel im Einfallen hören lassen würde: „Ob schon mein Vater selig ein Weber ist gewest, hier sitz' ich und sag': Da liegt eine Kriminaljustiz! Ins Wasser gerennt ist er worden, der Holders-Friz!“

Tausend Ausrufe des Schreckens und Erstaunens, ebensoviel

Fragen waren im Entstehen. Sie alle erstickte die Baltineffin erbar-
mungslos in der Geburt, indem sie fortfuhr:

„Einem Stuhl und einem Tisch sieht man an, wozu sie gemacht
sind, einem Menschen aber nicht. Oftmalen sieht einer aus wie Mar-
zipan und ist aus eitel Galgenholz geschnitten. Und da findet sich her-
nachen, daß das, wo man für einen Engel hat gehalten, der Gott-
seibeius selbst ist gewesen und wiederum umgekehrt. Man meint,
wenn einer wild heißt, muß er auch wild sein, und wenn eine fröh-
lichen Herzens ist, so ist kein Falsch an ihr. Ja, prost die Mahlzeit!
Und wenn eine hinter dem Schiebkarren hertanzte wie weiland der
König David seliger vor der Bundeslad' — aber der Mensch red't
sich nicht in Ungelegenheiten hinein, wenn er am Gründonnerstag
Sechzig ist gewesen.“

Sie brauchte den Täter nicht namentlich zu bezeichnen. Alles sah
erstaunt auf die Heiteretei.

„Aber,“ fuhr die Baltineffin fort, indem sie ihre Haube auf das
linke Ohr schwang, „aber es ist nix so fein gesponnen, es kommt doch
endlich an die Sonnen. Und wenn nur ein Schneider in der Näh'
ist gewesen. Denn der Vorsehung ist keine Kreatur zu gering. Und
kommt so was nicht vor die Gericht', so ist's von wegen der Schererei
und nicht etwa, als ob man ein Gewissen hätt'. Aber darum soll
keine meinen, nun ist ihr's geschenkt. Denn dort über dem Häusle
da“ — sie zeigte hinauf, wo man eben den Holunder am Strohdach
kragen hörte — „dort oben, da ist einer, und dem ist's egal, ob einer
König oder Kaiser oder auch ein ledig Weibsbild ist. Und der sieht
mit dem einen Aug' nach Amerika und mit dem andern auf den
Ulrichsteg. Und wenschon mein Vater seliger ein Weber ist gewesen
und die Leut', die's trifft, mögen leugnen, wie sie wollen, hier sitz'
ich und sag': So ist's!“

Nun blieb den Frauen eigentlich kein Zweifel mehr; dennoch ver-
sicherten alle, sie könnten's nicht glauben, sie könnten's wirklich nicht,
daß so eine, die man für die Best', für die Guttat selber gehalten, so
was ganz extra Schrecklichs sollte getan haben.

Die Baltineßin schlug auf ihre Kniee und wiederholte: „Ja, mög's leugnen, die's getan hat, wie sie will; hier sitz' ich und sag': So ist's!“

Die Heiteretei aber sprang wie eine Stahlfeder von ihrem Schemel auf, daß die Frauen einen Schritt zurückwichen und nur die tapfere Baltineßin ruhig sitzen blieb.

„Leugnen?“ fragte sie zornig. „Und vor wem? Vor euch? Was seid ihr denn, wennschon ich ein arm Mäde bin, und ihr seid reich und denkt, ihr seid wunder was? Und gut; wenn's so einen gibt über dem Häusle da, wie die Baltineßin sagt, so weiß er auch, wer schuld daran ist, und wenn ihr euch noch hundertmal mehr wundert. Was ich getan hab', das hab' ich getan! Und wär's was Schlimmers, so bin ich nicht, daß ich nun tät', als wüßt' ich nix davon, wie's andere machen, die erst einen reizen dazu, daß man's tut, und hernach verflagen sie einen noch.“

„Die einen reizen?“ rief die Baltineßin voll Erstaunen, als die anderen verlegen schwiegen. „Hier sitz' ich und frag': Wer hat einen gereizt?“

Da erhob sich eine Stimme, in deren Ton sich Angst und Zorn wunderbar ineinander verbissen hatten. Alle sahen nach der Thür; in dieser erschien die Schmiedin eben wie ein Komet. Ihr Antlitz schimmerte in bläulichem Glanz, und hinter ihm rauschte Unglück verkündend das lange Haubenband als Schweif.

„Und da meint die dort,“ schrie sie, „daß man vor Gericht das glauben wird? Und denkt, sie will sich weißbrennen, wenn sie ehrbare Frauen verleumden tut? Die, sag' ich, muß einen leiblichen Eid leisten, und nicht arme unschuldige Weiber! Und für die wird das Trillerhäusle gebaut. Ich sag' nur, mich sollen sie nicht trillern, eher lauf' ich in den Zehntbach. Ich hab' nix weiter getan, als was alle haben getan, wo hier sind. Und wenn sie's dahin bringt, und die Weiber da lassen sich's alle gefallen —“

„Wenn man wüßt', was sie eigentlich will, die Schmiedin!“ unterbrach sie die Baltineßin. „Ich für mein Teil, was das auch mög' sein, hier sitz' ich und sag': Ich lass' mir's nicht gefallen!“

„Und da wundert ihr euch auch noch!“ entgegnete die Schmiedin.

„Zum leiblichen Eid und ins Trillerhäusle will die uns bringen da! Aber sie soll nur vor Gericht sagen, ich hätt' sie angestift't!“

„Angestift't?“ schrieen alle zusammen.

„Vor Gericht?“ fragte erblaffend die Tischlerin.

„Zum leiblichen Schwur?“ rief entsetzt die Lüncherin.

Die Beutlerin schlug schreiend die Hände zusammen: „Ins Trillerhaus?“

„Und dessentwegen“, sagte die Baltineffin vorwurfsvoll, langsam die Haube schwingend, „sind wir so gewest? und haben uns aufgeopfert? blutig aufgeopfert? sind alle Tag' hergekommen und sind nicht so gewest und haben das Unfrig' versäumt?“

„Ich hab' euch nicht verlangt,“ entgegnete die Heiteretei.

„Ja,“ sagte die Baltineffin und schlug den Takt dazu auf ihren Knien, „freiwilling sind wir gekommen, unverlangt sind wir gekommen, nicht um gute Wort' und auch nicht um Lohn. Das ist unser Ruhm und Ehrenkleid. Ich hab' gewußt: je größer der Dienst, je größer der Undank. Ich bin nicht umsonst am Gründonnerstag Sechzig gewest; und bin dennoch kommen. Aber jede Stuben hat ihre Tür, und wer fortgeht, der braucht deshalb nicht wiederzukommen.“

Die Baltineffin erhob sich, warf die Haube auf das rechte Ohr und schritt der Tür zu. Viele schlossen sich ihr an. Aber an der Tür wandten sich alle unwillkürlich zurück, die Baltineffin nicht ausgenommen.

Sie erwarteten, die Heiteretei werde sie nicht gehen lassen. Unverkennbar sah aus allen Gesichtern die Behmut, den Ort für immer verlassen zu sollen, wo man so bequem sich täglich gesehen, zusammen geplaudert und Kaffee getrunken hatte.

Die Baltineffin versteckte diese Anwandlung unter feierlichem Ernst und sagte: „Die Schmiedin ist zu ängstlich. Das Annedorle wird sich hüten, solche unkluge Ding' zu machen. Und wenn sie's demohnerachtet tut, hier steh' ich und sag': Meine Händ' wasch' ich in Unschuld. Hier hab' ich gestanden, und den meinen Finger von der meiner Hand hab' ich aufgereckt, wie ich gesagt hab': Annedorle, der Fritz paßt Ihr auf, aber das braucht Sie sich nicht zu Herzen zu nehmen.“

„Ja und wahrhaftig,“ bestätigte die Schlosserin von drüben, „so

hat die Baltineffin gesagt, und wie ich dazu hab' gesagt: Wenn's die Baltineffin spricht, kann Sie's glauben, Annedorle, und da hat der Wind das Fenster aufgerissen. Das ist mir, als wär's gestern erst gewest."

„Hernachen," beteuerte die Ruffen=Sattlerin, „hat der Kaffee angefangen zu kochen, und da hab' ich gemeint: Es ist, als sagt' der Kaffee: ja."

„Hundertmal flecken nicht," rief die Tischlerin, „daß ich gesagt hab': Sei Sie gescheit, Annedorle; das ist ja lächerlich da mit Ihrer Furcht."

Der Heiteretei kam das Gehaben der Frauen verächtlich vor. Sie hatte nicht gewußt, ob sie zornig werden oder lachen sollte. Aber das Wort Furcht überhob sie der Wahl. Der Tischlerin Rede traf sie da, wo sie am feigligsten war.

„Furcht?" lachte sie zornig. „Furcht? Ihr red't von Furcht? Ich fürcht' mich vor niemand. Ich hab' mich nicht vor dem Holders-Fritz gefürcht't und fürcht' mich nicht vor euch. Ihr habt Furcht gehabt und habt mich zu fürchten wollen machen. Und jetzt habt ihr wieder Furcht, ich könnt' vor den Gerichten sagen, ihr seid schuld, daß ich's hab' getan. Und nun wollt' ihr alles auf mich allein schieben, und das ist erbärmlich. Nicht, weil mich's betrifft, aber daß die Leut' so sind, das könnt' einem weh tun, wenn man nicht müßt' lachen. Ja, und wenn ich nu vor den Gerichten so spräch', wie ihr meint, da würden die sagen: Es ist nicht das Gescheitst', was sie hat gemacht, aber wenn sie denen gefolgt wär', hernachen wär's erst recht dumm. Ja, wenn ich sagen tät': Ich hab' den Wachtstubenweibern gefolgt, da wär's für mich nicht besser, und ich würd' noch ausgelacht dazu."

Die Baltineffin beschwichtigte die Empfindlichkeit der Frauen durch einen jener Blicke, welche die Annemarie nicht „ausfagen" konnte.

„Wenn die Sach'," begann sie dann, „nur der Müh' wert wär', daß der liebe Kaffee drüber kalt wird! Ich sag': Ein Wort ist kein Donnerwetter, und guter Rat kommt über Nacht. Morgen wird das Annedorle schon wieder vernünftig sein. Ich mein', wir setzen uns noch ein bißle. So jung kommen wir nicht wieder zusammen."

„Ja,“ sagte die Heiteretei, indem die weißen Druckflecken ihr um Mund und Wange spielten. „Setzt euch, wann ihr wollt und wo ihr wollt, nur in meinem Stühle nicht. Ihr sagt, morgen wird das Annedorle schon vernünftig sein, aber das Annedorle ist's schon heint. Ihr denkt, ich soll mich in meinem eignen Häusle schlecht lassen machen und soll euch noch Löpf' und Holz geben zu euerm Kaffee? So wär' ich doch noch dummer, als ihr meint. Mit solchen Leuten will ich nicht zusammen sein, die heint so reden und morgen so. Und so ist's, und nu ist's fertig.“

Die Frauen hatten sich's schon wieder bequem gemacht und glaubten an den Ernst der Heiteretei nicht eher, als bis diese mit entschlossenem Schritt dem Herd sich näherte und den Topf ergriff.

Was half's, daß die Annemarie sie von hinten umschlang, um sie aufzuhalten? was half's, daß Lüncherin, Tischlerin und Beutlerin heldenmütig ihre Leiber dazwischen warfen, daß die Baltineffin beschwörend ihren Arm gegen sie aufhob! Das starke Mädchen schob sie mit leichter Mühe beiseite. Sie achtete der Wehmut im Gesicht der Beutlerin nicht, nicht des Zorns im Antlitz der Schmiedin. Hoch hob sie den Topf, und die braune Flut strömte unaufgehalten in das Feuer.

Ein vielstimmiger Schrei, in welchem zugleich das Erschrecken freischte, der Schmerz aufstöhnte und der Zorn drohte, klang in das Prasseln der erlöschenden Kohlen. Drei Funken irrten zuletzt noch ratlos an den zischenden Scheitern hin, Mann, Weib und Kind, die letzten Flüchtlinge aus dem Greuel einer Wassersnot. Und nun erreichte auch diese das Verhängnis, und sie verschwanden spurlos unter den Bogen der Flut.

Und schwarz stand der Herd, die Opferstätte traulicher Geselligkeit noch vor einer Stunde, schwarz, als hätte nie ein Kaffeeflämmlein ihn beleuchtet, öde wie ein ausgebrannter Vulkan.

Aber ihm aber erhob sich die Baltineffin, die Oberpriesterin des gestürzten Opferdienstes, in ihrer ganzen häuserbreiten Majestät.

Man sah, noch immer war sie geneigt, Gnade für Recht ergehen zu lassen, wenn das Annedorle Vernunft annahm. Sie wollte eben

ihre Haube auf das rechte Ohr schwingen, aber ihr fiel ein, sie müsse diese bedeutungsvolle Handlung aufschieben, um ihrem etwaigen baldigen Abgange damit den erforderlichen Nachdruck zu geben.

Die abgeschiedenen Geister des erstickten Kohlenfeuers aber waren auferstanden zu einem neuen Leben und glühten rachefordernd aus den Augen der Beleidigten die Heiteretei an.

Das erhöhte nur den Trotz des Mädchens. „Ich will die Thür zumachen,“ sagte sie befehlend.

Aber nun konnte keine Macht des Himmels und der Erde mehr die Haube der Balthinessin auf ihrem linken Ohre schwebend erhalten. Die Balthinessin selber schlug mit beiden Händen auf die Schürze und sprach: „Nun wohl! Woher wir gekommen sind, dahin gehen wir wieder, wenn auch mit anderem Herzen. Aus anderen Stuben sind wir gekommen in das arme Stübtle da. Aber wir sind nicht für uns gekommen. Das christliche Mitleid zu üben, sind wir gekommen mit Warnung und mit gottseligen Lehren. Aber wem die Ohren seines Herzens verstockt sind, der macht auch die Ohren seines Leibes zu. Ob schon mein Vater seliger ein Weber ist gewesen, hier steh' ich und sag': Das Annedorle wird wohl sehen, was sie hat gemacht. Und sie sollt' lieber sehn, wie sie ihre Sach' könnt' verdunkeln (verstecken), als daß sie den Leuten selber auf ihre Sprüng' hilft kommen. Der Holders-Fritz hat ihr aufgelauret? Weiden gehaun hat er. Wo soll einer anders Weiden haun, denn wo welche stehn? Das Annedorle hat wohl auch Weiden gehaun, weil sie immer um die Weiden herum ist gewesen? Nun begreift man wohl, warum das Annedorle hat gelacht, wenn's hat geheißt, der Holders-Fritz lauert ihr auf.“

Die Heiteretei lief nach der Thür und öffnete sie so weit, als sie sich öffnen ließ.

Schade, daß kein Maler das Mädchen sah, wie sie so schlank und hoch an der Thür stand, mit einem Holzseit in der ausgestreckten Hand den Frauen zeigend, wohin sie sollten! Die Lippen geschlossen, daß die Farbe bis in die vollen Wangen hineinwich; funkelnde Augen unter herabgezogenen Brauen, eine Stirn darüber, die in ihrer Höhe und Reinheit von dem Zorne unter ihr nichts zu wissen schien, leiden-

schaftslos und heiter wie der blaue Himmel über Wetterwolken. Er hätte kein schöner Modell zu dem Engel finden können, der die ersten Sünder aus dem ersten Paradiese treibt. Neben den kleinen Bewegungen ängstlicher Hast die großlinige ruhige Gestalt. Der Arm, vor der Spannung der eigenen Kraft erbleichend, brauchte kein kriegerisch Werkzeug; es war ein Arm, in dessen Hand das unschuldigste Holz zum flammenden Schwert werden konnte. Wenn etwas an der Heiteretei zu diesem Bilde gebracht, so war es der Zug mitleidigen Lächelns. Aber Mitleid und Lächeln im Zorne geziemt nur den Unsterblichen. Und die Heiteretei war sterblicher als andere, weil sie mehr Leben besaß.

Die Baltinessin fuhr einen Schritt zurück vor dem Wandeln des austreibenden Engels und wäre rücklings aus der Thür gefallen, wenn sie dieselbe anders als mit einer Schwenkung halb rechts hätte passieren können. Sie verstopfte sich und den andern auf einen Augenblick die Passage, so daß diese im unwillkürlichen Weichen vor der Heiteretei weiter nach der Tiefe des Stübchens zurückgedrängt wurden. Aber nur einen Augenblick. Denn sie war trotz ihrer Häuserbreite eine rasche Frau, wenn es sein mußte. Erst als sie den Bereich des scheinbewaffneten Armes überschritten hatte, fand sie den Faden ihrer Rede wieder. „Nun begreift man wohl,“ fuhr sie fort, indem sie draußen Front machte gegen die Thür, als wollte sie sich mit dem Häuschen messen, „nun begreift man wohl, wer eigentlich derjenig' ist gewest, der dem andern aufgelauert hat. Freilich hat sie müssen lachen, wenn wir unschuldigen Lämmer haben gemeint, wir müssen sie warnen vor demjenigen, den sie selber hat verfolgt.“

„Ja,“ sagte die Weberin, indem sie eilig bei der Heiteretei vorbeischlüpfend das Freie gewann, „ja, weil sie selber die ganz' Geschichte' hat erfunden, daß der Holders-Fritz ihr auf tät' lauern. Es weiß jeder, daß sie toll auf ihn ist gewest.“

Die Lüncherin war unterdes dem Beispiel der letzten Sprecherin gefolgt. Auch sie war im Sichern, als sie begann: „So was Schreckliches ist noch nicht dagewest von einem ledigen Mäde.“

„Ja,“ fuhr die Ruffen-Sattlerin fort, noch atemlos vom Sprunge,

„am Gründer-Markt einem lebigen Bursch zu sagen, er soll sie frein! und sie könnt' einen Mann aus ihm machen!“

„Und wie er nicht will,“ ergänzte die Schlosserin von drüben noch im Vorbeiwischen, „rennt sie ihm den Schiebkarren an die Bein.“

„Denn warum?“ sagte die Tischlerin, als sie wieder Boden fand. „Weil wir nicht haben mitgetan, wie sie den armen Bursch hat wollen verhezen.“

„Oh,“ seufzte die befreite Baderin vor sich hin, „er sagt, er ist selber gefallen, und zum Lohn rennt sie ihn vom Steg.“

Die Angst der noch in der Stube Weilenden stieg natürlich bei jeder Rede, durch welche die bereits Befreiten den Zorn der Heiteretei noch reizten. Als die Schmiedin, an die jetzt die Reihe kam, weil sie der Thür zunächst stand, ihren Sprung fassen wollte, hängte sich die Nächstfolgende an sie an, und an diese wieder eine andere. Das Gewicht der ganzen Kette mit sich fortzureißen, war die Schmiedin denn doch zu schwach. So kam's, daß sie in der Thür zu fallen kam, und die übrigen im wilden Knäuel über die Schmiedin hin! Mit Mühe wirrten sie sich auseinander; übereinander rollend und krabbelnd kamen sie um so langsamer aus dem Bereiche der Heiteretei, als sie das überschnell ins Werk zu setzen sich bemühten.

Die Heiteretei mußte im bittersten Zorne lachen. Als die Letzte aus der Thür war, warf sie dieselbe zu. Sie fühlte, daß ihr Zorn im Lachen schmolz.

Die Weiber draußen, hörte sie, gingen noch nicht.

„Drum soll sie doch ja nicht meinen,“ sagte die Tischlerin noch, „es möcht' eine noch da bleiben, wo einer der Kaffee wie vergiftet müßt' vorkommen. Und wer weiß? Denn warum? Es gibt Leut', denen auch das ist zuzutraun.“

„Aber nu soll die ganz' Stadt wissen, wie die Sach' eigentlich ist geweest,“ sagte die Weberin.

Eine schrie dazwischen auf: „Man holt sich da nix als Unrat und Geschmeiß!“

Der alte Holunderbusch wirtschaftete wie toll. Er warf Raupen, Schnecken und dürre Blätter den Gehenden auf die Köpfe.

„Und wenn sie's dahin will lassen kommen,“ scholl die Stimme der Schmiedin bereits von den Weiden herauf, „die Gericht' werden ihr's schon zeigen, Verleumder gehören ins Trillerhaus.“

Von der halben Höhe des Schloßberges erklang es: „Ja, hier sieh' ich und sag': So ein' Hochzig, wie sie hat wollen zunichte machen, soll noch nicht in Luckenbach sein gewest.“

„Und nu wird sich's zeigen,“ rief noch entfernter die Beutlerin, „ob das ihrer Schwester Kind ist oder ihr's.“

Ganz zuletzt kam noch, halb verhallend, vom Gipfel des Schloßberges herab: „Und obschon mein Vater selig —“

Und nun war nichts mehr zu vernehmen als das Rütteln des Holunderbaumes am Häuschen und das Sausen der Weiden im Winde.

„Ich wollt' wer weiß was drum geben,“ sagte die alte Annetarie, indem sie ihr Lämpchen anzündete, „wenn Ihr das nicht hätet gemacht, Annedorle. Die größten Weiber, wo in der ganzen Stadt sind, habt Ihr auf Euch verbittert. Ich kann nix dazu. Wenn ich Euch wollt' abhalten, seid Ihr nur immer noch wilder geworden.“

„Weil ich recht hab' gehabt!“

Die Alte schüttelte den Kopf. „Davon wär' noch zu reden,“ sagte sie, „und wenn man auch nicht am Gründonnerstag Sechzig ist gewest.“

Die Heiteretei sah sich nach der Alten um, ob diese die Redensart der Baltinessin anwende, um sie zu verspotten. Da diese aber völlig ernsthaft, ja mit Andacht weiter sprach, öffnete die Heiteretei das Fenster, um nichts weiter zu hören.

„Ja, wenn's Euresgleichen wär' gewest,“ spann die Alte an dem unsichtbaren Rocken der Weberin. „Die armen Leut' haben nur gegen arme Leut' recht. Die großen Leut' sind wie das Wetter, das muß man nehmen, wie's kommt, und wenn's gut ist, so ist man froh und bild't sich doch nicht ein, es hätt' gut Wetter müßen sein; denn warum? Wenn's schlecht ist, muß man immer denken, es könnt' noch schlechter sein, und man müßt' sich's auch lassen gefallen.“

Die Heiteretei wandte sich heftig vom Fenster nach ihr um. „Und da meint Ihr, die armen Leut' müssen denen ihre Wetterhähn' sein und müssen sich drehn, wie die blasen! Ja, Ihr seid so eine, die krumm läßt grad sein, wenn nur die Baltineffin einen gnädigen Nicker macht, wenn Ihr an ihr vorbeigeht und Euch bis auf die Erden verneigt. Meinethalben sind sie die größten Weiber in der Stadt; ich bin ich und fürcht' mich vor der ganzen Stadt nicht, geschweig' vor Euern dummen großen Weibern. Und nu geht und macht mich nicht vollends noch wild.“

„Ich wollt',“ sagte die Annemarie, „ich wollt' lieber, Ihr wärt vier Jahr' lang in keine Kirchen gekommen.“

Sie setzte die Lampe, die sie eben aufgenommen, wieder auf den Tisch.

Aber die Heiteretei sagte ungeduldig: „Der Diktos hat getüt't; macht, daß Ihr 'nauf kommt in Euer Stüble.“

Die Alte nahm die Lampe wieder und sagte vor Kummer und Verletztheit in ihrem eigenen Ton: „Ich wollt' — ich wollt' — aber Ihr — nicht einmal den Neiger habt Ihr mir zulieb getan — Ihr seid — na, ich mach' ja schon. — Ich wollt' — nu gute Nacht, Annedorle — schlaft wohl.“

Die Annemarie ging hinauf. Die Heiteretei öffnete die Stubentür, um an den Bach zu gehen. Sie dachte unwillkürlich daran, unter wie so ganz anderen Gefühlen sie dies noch vor wenigen Tagen, ja, daß sie es da so spät vielleicht gar nicht getan haben würde.

„Und wenn sie mich sehen,“ sagte sie, indem sie hinausging, „an dem Fritz hab' ich's zehnmal verdient, und es ist doch tausendmal besser, als der Fritz wär' tot und wüßt' auch keine Menschenseel', daß ich's hätt' getan.“

Zwischen den Weiden am Bach kauerte sie nieder, schöpfte mit der hohlen Hand von seinem Wasser und warf es sich in das brennende Gesicht.

Darüber vertiefte sie sich in Gedanken, was der Fritz nun daheim machen und denken möge. Je freudiger sie sich ihrer Kraft und Selbstständigkeit der Welt gegenüber bewußt war, desto tiefer wurde ihr

Mitleid mit dem Holders-Fritz. Sie konnte alle Welt auslachen, sie konnte arbeiten; aber er? Mit dem gelähmten Finger? Sie malte sich aus, wie er vergeblich sich mühte, Schnitzmesser und Beil zu handhaben, und so lebendig, daß sie unwillkürlich die Hand ausstreckte, wenn sie bald diese, bald jene Hülfeleistung nötig sah. Die Arbeit konnte bis morgen nicht fertig werden, wovon sollt' er morgen leben? Und wenn Hunger und Sorge ihn noch mehr schwächten! Sie wußte wohl, der Fritz war eher reich als arm, und auch im großen und ganzen, Reichthum sei eine schöne Sache und die Reichen hätten gut leben; aber indem sie sich in die Einzelheiten seines unglücklichen Zustandes hineindachte, nahmen diese die Gestalt an, unter der das Unglück sich vorzustellen, ihr in ihrem eigenen engen Kreise am nächsten lag.

Den Schmerz seiner vermeintlich mit Haß erwiderten Liebe ihm in ihren Gedanken nachzuempfinden, hätte ihr noch weniger gelingen können, da diese Gefühle ihr fremder waren als die innere Gestalt des Lebens in einem reichen Hause.

So stand es mit ihm, und das war ihre Schuld. Und er hatte es gut gemeint und mußte denken, sie hat sich aus Haß an ihm vergriffen.

„Wenn ich's ihm nur wenigstens könnt' sagen: es ist nicht gern geschehn, und ich mach't's gern ungetan, wenn ich's könnt'! Wenn er freilich so klug wär' und mich doch noch freit'. Er sollt's nicht spüren, daß ihm der Finger fehlt, und es sollt' trotzdem noch ein Richter aus ihm werden. Aber ich bin selber daran schuld; warum hab' ich mich von den dummen großen Weibern lassen verleiten! Vielleicht, wenn er's erführ', daß ich's nicht apart aus Bosheit gegen ihn hab' getan. Aber wer sollt' ihm das sagen? Und wenn ich mir so was ließ' merken, wie würden die Weiber erst reden! Und ich weiß nicht einmal, was er selber meinen tät'. Er dächt' wohl gar, es wär' mir um ihn zu tun! Ich brauch' keinen, ich kann's noch selbst ermachen. Mir ist's nur darum, daß er mich dauert, und ich bin schuld daran. Ich wollt', ich könnt's machen, und er wüß't gar nichts davon.“

Sie sann vergeblich auf das Wie.

Ein Windstoß arbeitete sich eben aus der Erlenkrone über ihr los, welche ihn mit den krausbelaubten Ästen kämpfend festhielt wie ein

Spinngewebe eine lärmende Bremse. Er erinnerte sie weckend, daß sie noch am Bach kauerte, und warf ihr von der Erle herab einen Einfall zu.

Da am Erlensteig —! Es war ziemlich dunkel, der Mond kam erst gegen Morgen. Da gar nicht weit, am Erlensteig, hatte der Holders-Fritz einen Acker mit Kartoffeln. Sie hatte heute noch im Vorbeigehen gesehen, der Acker war voll Unkraut, das die Kartoffeln fast erstickte.

Mit drei Schritten den Abhang hinauf hatte sie das Häuschen erreicht. Einen flüchtigen Blick warf sie auf das Kind, das im sanftesten Schlummer lag. Dann nahm sie die Haue vom Nagel, und eilig, mit schnellem Schritt, ging's erst an den Weiden, dann den Weg querfeldein hin.

Ebenso flüchtig als gestern um diese Stunde eilte sie durch das Tal. Ebenso hatte sie den Unterrock über den Kopf heraufgeschlagen, daß niemand sie erkennen sollte. Wie gestern erschrak sie, wenn es hinter ihr rauschte. Wie gestern wuchs der Laut von jedem fallenden Blatte zum Hall eines Verfolgertrittes im furchtgeschärften Ohr. Ebenso laut pochte ihr Herz und doch von wie ganz anderen Empfindungen als gestern!

Nun war der Acker erreicht. Am Raine blieb sie stehen und gab dem Blute Zeit, sich zu beruhigen.

Wie sah der Acker aus! Das stand noch schlimmer mit dem Unkraut, als es ihr heut vom Weidenwege aus vorgekommen war. Der Holders-Fritz mußte seine Kartoffeln ganz vergessen haben. Sie schützelte immer von neuem wieder den Kopf. Wie nötig brauchte der Fritz eine tüchtige Frau! Wie aufs Geratewohl hingefäet standen die Zeilen, ein Stock wie auf einem Berge, ein anderer wie in einem Tale. „Das muß der Lehrer (Lehrling) gemacht haben, und der hat dabei die Augen so fest zugehabt, als müßt' er die Räusch' verschlafen, die der Meister und die Gesellen sich trinken.“ Der Holders-Fritz kam ihr in der Verwahrlosung seines Gutes noch mitleidsbedürftiger vor.

Es war ihr unlieb, daß der Wind jetzt nachließ. Sie hatte darauf gerechnet, daß man vor seinem Sausen das Geräusch ihrer Arbeit nicht hören würde. Ein leiseres Lüftchen strich nur mit den äußersten Flügel-

spitzen an den Erlen hin. Drüben, wo die Wiese sumpfig ist, läuteten Unken. Und wie das Rauschen des nahen Wehrs, das sie übertönend verbergen sollte, bald leiser, bald lauter erklingend, hielten die gedämpften Schläge von der Haue der Heiteretei die Nacht hindurch den Taft zu der heimlichen Musik des Tales. Dazwischen tönte hier und da einmal der ferne Stundenschlag vom Kirchturme der Stadt, den die Rathausglocke wie ein ferneres Echo wiederholte, und des alten Diktes Nachtwächterhorn.

Endlich bot die wachsende Helle dem heimlichen Geschäft der Heiteretei Feierabend.

Der Mond erhob sich, in bleiche regenkündende Dünste gehüllt, wie im bloßen Hemde aus seinem Lager hinter dem Perleberg.

Der Einfall der Großmutter, den Bader zu wecken und mit ihm nach ihres Enkels Werkstatt in seinem Stadel zu gehen, erwies sich als ein sehr glücklicher. Aber leicht auszuführen war er nicht.

Das alte Fräulein tat zwar, so schnell sie konnte, die Haube auf und den Mantel um; das Laternenanzünden wurde um so leichter, als der Mond durchs Küchenfenster herein ihr dazu leuchtete. Die Sorge um ihren Fritz spannte sich hülfreich ihren schwachen Beinen vor, und das Häuschen in der Weidengasse mit den grünen Fensterladen konnte sie schon beim Heraustreten aus ihrer Haustür sehen. Aber den Bader aus dem Bett zu bringen, das er gewöhnlich mit einem Räuschchen teilte, und ihn zu verständigen, wohin und was er dort sollte, das hatte seine Schwierigkeit.

Indes war diese zu überwinden gewesen, wenn auch auf dem Wege nach dem Stadel noch mancher Mangel an richtigem Verständnis zu Tage kam. Die Alte schritt voran, sorgfältig dem Meister Schnödler leuchtend; sie schien zu meinen, sein unsicherer Gang rühre daher, daß das Mondlicht ihm noch zu dunkel sei. Dafür glaubte er wohl ihren Zuruf: „Da ist ein Loch! da ist ein Stein, Meister Schnödler!“ so verstehen zu müssen, als meine sie, er solle in das Loch fallen und sich an den Stein stoßen; wenigstens führte er den vermeinten Auftrag mit größter Gewissenhaftigkeit aus.

Es war der Wahrheit gemäß, was wir seine kleine verschämte Frau in der Wachtstube erzählen hörten. Die alte Großmutter und Meister Schnödler fanden den Fritz in bewusstlosem Zustande auf seinem Lager.

Die Alte war außer sich, aber der Meister Schnödler sagte, um sie zu beruhigen, geringschätzig lachend: „Da gibt's noch ganz andre Ding' auf der Welt, Frau Holderin. Das ist noch lang kein Schieferdecker, der den Hals hat gebrochen; 's ist bloß, daß sein Blut ist herausgelaufen.“ Er nickte der Jammernden wie schelmisch zu: „Den wollen wir schon kriegen, Frau Holderin!“

In der Siegesgewißheit wäre er fast über den Liegenden gefallen. Um einem möglichen Vorurteile von seiten der Frau Holderin vorzubeugen, sagte er: „'s ist bloß aus Durst, Frau Holderin. Keinen Tropfen! Keinen Tropfen heint den ganzen Tag!“

Dabei griff er nach dem Arm des Holders-Fritz und fühlte diesem den Puls, was mit einigen Schwierigkeiten verknüpft war, weil er ihn in der Gegend des Ellenbogens suchte.

Die Alte hing in Angst an des Meister Schnödler Mund. Sie fürchtete zu hören: „Es ist aus mit ihm.“ Dieser nickte ihr wieder schelmisch lachend zu und sagte: „Ein verwünschter Kerl! Nicht einmal sein Puls schlägt mehr; aber wir wollen ihn schon kriegen.“

„Aber, Meister Schnödler, wo greift Er denn hin?“

Der Meister wurde seinen Irrtum gewahr, er rutschte suchend vom Ellenbogen zum Handgelenke des Holders-Fritz. Um seinen Zustand nicht eingestehen zu müssen, erklärte er der Alten, so ein Kerl wie der Fritz sei nicht wie jeder. Am Handgelenke einen Puls haben, das sei keine Kunst, das könne jeder Schneider. Aber von einem Kerl, wie der Fritz einer sei, verlange man mehr.

Nicht weit vom Kopfende des Lagers stand ein Krug. Den faßte der Bader. Aber er roch erst hinein. „Es ist eine Schande, daß so ein Kerl Wasser säuft. Das ist nur dazu gut.“ Er goß es dem Holders-Fritz über den Kopf. Dann nickte er pfiffig der Alten zu, sie solle nun aufmerken.

Das tat die Großmutter, und mit einer Spannung, als meine sie, der Fritz könne von ihrem Aufmerken gesund werden.

Und wirklich gab dieser nun ein Zeichen des Lebens von sich.

Der Bader nickte der Alten wiederum blinzeln zu. „Was? Schützelt's ihn tüchtig? Das muß noch ganz anders kommen. Wir wollen ihn schon kriegen. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin. Wenn er den Hals hätt' gebrochen, das wär' ein ganz ander Ding.“

Der Alten fiel der verletzte Finger ein; sie machte den Bader darauf aufmerksam. „Ach, Meister Schnöbler, wenn nur der Finger dem Fritz nix schad't!“

„Schad't?“ entgegnete der Meister. „Da schneiden wir ihn 'runter.“

Die Alte sah ihren Enkel schon verstümmelt und schluchzte laut.

Der Meister aber lachte, um sie zu beruhigen, wie ein Teufel und sagte: „Was da ein Finger? Der hat noch Knochen und Fleisch genug am Leib, und tät' man ihm alle zehn 'runterschneiden und die Füß' dazu. Das geht wie ein Donnerwetter; wo hab' ich nur mein Messer hingebracht? Sieht Sie: eins! zwei! drei! Nur nicht ängstlich, Frau Holderin.“

Die Alte hielt dem Meister in ihrer Angst beide Hände fest. Sie schien ihm zuzutrauen, er schnitt dem Fritz einen Finger ab, um nur ihr zu zeigen, wie leicht das ginge und daß sie darüber nicht ängstlich zu sein brauche.

„Was?“ sagte der Meister. „Das ist die Hauptsach', daß man den Leuten Herz macht. Und wenn der da im Sterben liegt, es soll Ihr nicht angst werden; dafür bin ich da. Was ist's denn ums Sterben? Und für so einen Kerl? Der stirbt nur so; das hat gar keine Schwierigkeit; wenn er den Hals bräch', das wär' noch ein ganz ander Ding. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin.“

„Ach, du lieber Gott, er stirbt!“ brach die Alte aus.

„Was denn?“ sagte der Meister. „Der? dem fällt's noch nicht ein.“

„Aber er hat's ja selber gesagt, der Meister Schnöbler.“

„Ja, zum Exempel,“ entgegnete der Meister, „wie ich Sie beruhigen tät', wenn's der Fall wär', er stürb'. Aber das ist ja Kinderei mit dem. Höchstens ein tüchtigs Nervenfieberle und einen steifen Finger, weiter ist's mit dem nix. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin.“

Dabei streifte er sich die Armel auf, und es kamen zwei Mittel- dinge von zottigen Bärenfüßen und menschlichen Händen zum Vor- schein. Er schüttelte sie erst, um sich zu versichern, er habe alles weg- geräumt, was ihre freie Bewegung hindern könne. Dann kramte er sein Verbindzeug hervor und faßte die verletzete Hand des Holders- Fris.

„Der Finger wird steif, weiter ist's nix,“ lachte er dann der Alten zu, als meint' er ihr wunder welche Freude mit der Nachricht zu machen. „Aber soll denn gar nix weiter da sein als Wasser? Ich hab' heint noch keinen Tropfen getrunken.“

„Mein Lichterle,“ sagte die Alte, „trinkt nix anders mehr als Wasser.“

„Na, und da sind die Folgen davon! Hätt' er ruhig im Gringel gefessen und eins getrunken, da wär' er nicht in den Bach gefallen.“

Der Kranke zuckte auf. Er mußte es entgelten, daß der Meister Schnödler auch durch die sorglose Art, mit der er den Verband um- legte, dem Holders-Fräle zeigen wollte, sie habe keine Ursache, ängst- lich zu sein.

„Wenn ich einmal so einen unter mein Messer hätt' gekriegt, weil ich in Dresden die Chirurgie hab' studiert! Was das für ein Brust- kasten ist, und wie der heraufgezogen ist! Ja, da ist's keine Kunst, wenn einer eine Mitten hat wie ein Mädle. Da ist die Heiteretei, das ist auch so eine!“

Der Name Heiteretei wirkte stärker auf den Kranken als vorhin der Überguß mit kaltem Wasser. Er erhob sich halb und sagte mit matter Stimme: „Was geht die mich an? Der Gringelwirts-Ev' hab' ich aufgepaßt. Meint' ich doch, ich wär' in meiner Werkstatt,“ setzte er, sich besinnend, hinzu.

Wer war glücklicher als das gute alte Holders-Fräle, ihren Fris wieder bei Besinnung zu sehen! Sie lieblosete ihm wie einem kleinen Kinde.

„Ihr seid's Fräle? Habt Ihr das richtig gemacht, Ihr wißt schon was?“

„Aber, Frisle,“ entgegnete die Alte, „du hast mir's die Nacht erst

gesagt. Was denkst du denn? Ich kann doch zu Nacht nicht zu den Leuten gehn, wenn sie schlafen!“

„So tut's morgen,“ sagte der Fritz, „redet mit der Baltineffin.“ Er sank wieder aufs Lager zurück.

„Ja doch, Fritzle, gleich morgen früh,“ versicherte die Alte. Dann sah sie den Meister Schnödler wiederum ängstlich fragend an. Das Umsinken des Kranken beunruhigte sie von neuem.

Der Meister aber machte ihr ein Zeichen, daß er entfernter von diesem ihr antworten wolle.

„Das Stehen wird mir sauer,“ sagte er, als sie an die Schnitzbank kamen. „Ich hab' heint noch keinen Tropfen getrunken.“ Er setzte sich und fuhr fort: „Ich hab' morgen im Gringel zu tun; ich könnt's besorgen.“

Die Alte erschrak. „Ja, was denn?“

„Das Wichtigmachen mit der Baltineffin=Ev'.“

Die Alte wollte ihn noch nicht verstehen. Er erzählte ihr, um zu zeigen, er sei eingeweiht, was er unter dem Siegel der Verschwiegenheit von einem erfahren, den er nicht nennen dürfe. Er meinte den Schneider.

Dadurch erfuhr das Holders-Fräule erst die ganze Geschichte von dem Auflauern ihres Enkels und wie man erst geglaubt, er wolle der Heiteretei etwas Böses zufügen, dann, er sei ihr zu Gefallen gegangen, bis er selbst erklärt, es habe der Gringelwirts-Baltineffin=Ev' gegolten.

Das letzte kam ihr, wie sie bei sich selber meinte, kurios vor. Freilich die ganze Geschichte klang kurios. Das Holders-Fräule war gar nicht schwer im Begreifen. Nachdem sie, was sie noch nicht wußte, dem Bader geschickt abgefragt, so daß sie das Ganze der Begebnisse, soweit sie bekannt waren, übersehen konnte, begriff sie den Zusammenhang. Das Beste schien ihr, den Fritz sich erst wieder beruhigen zu lassen; denn sein heftiges Verlangen, die Sache mit der Baltineffin=Ev' richtig gemacht zu sehen, ging, das sah sie wohl, aus dem Zorne hervor, von der Heiteretei verschmäht zu sein. Wenn sie ihm den Willen tat, mußte er es später bereuen. Konnte sie ihn nur so lang

in dem Bahne lassen, sie gehorche ihm, bis er ruhiger geworden war! Bis dahin klärte sich manches auf, was jetzt noch verwirrte, und alles fügte sich so, wie sie überzeugt war, daß es für den Fritz am wünschenswertheften sei.

Das konnte der Meister Schnödler mit seiner Vermittlerzubringlichkeit vereiteln. Drum sagte das kluge Fräule nach einigem Besinnen: „Ja, Meister Schnödler, was denkt Er denn? Ich will gar nicht meinen, daß mein Fritze jetzt gar nicht so recht bei sich ist; das muß der Meister Schnödler besser wissen als ich. Aber bei so einer Frau wie die Baltineffin ist's nicht, als wollt' ich eine Mäd' dingen: da könnt' ich Euch wohl schicken. Aber zu der, da muß ich selber. Und hernachen wird der Meister Schnödler auch gegen andere Leut' still sein von der Sach'. Mein Fritze ist gar ein Wunderlicher. Weil die Leut' meinen, er hat der Heiteretei aufgepaßt, so will er den Leuten zum Troß die Baltineffin=Ev'. Sagen aber die Leut', es ist ihm um die Baltineffin=Ev', hernachen verfällt er gewiß wieder auf die Heiteretei. Und wenn Er meint, daß die Baltineffin meinem Fritze keinen Korb geben wird, so wird die Baltineffin dem Meister Schnödler keinen Dank sagen, wenn er die Sach' verderbt hat. Wenn mein Fritze Euch vielleicht fragt, so sagt nur: ich bin dort gewesen, und die Sach' wär' so gut wie fertig. Aber was meint Er denn zu meinem Fritze? Das ist's eigentlich gewesen, was ich Ihn hab' fragen wollen.“

„Ein Fieberle kriegt er, und das ein tüchtig's,“ entgegnete der Meister. „Wenn eine Krankheit in so einen Kerl kommt, da ist's nicht, wie wenn sie in einen Schneider gerät. Hernachen ist's eine Lust, wie sie drin herum hantiert. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin. Morgen komm' ich wieder, und den wollen wir schon kriegen!“

Die Alte mußte ihm hinaushelfen. Sie sah ihm besorgt nach. Er bemerkte das. Zwanzig Schritte von der Stadelthür kam ihm sein Beruhigungseifer noch einmal. Er wandte sich mühsam und versicherte: „Keinen Tropfen, Frau Holderin, keinen Tropfen!“

Des Mondes Prophezeiung erfüllte sich. Die Heiteretei war noch nicht eingeschlafen, als es schon zu rieseln begann. Wie sie erwachte, hörte sie die fallenden Tropfen im Strohdach rauschen und auf den Blättern des Holunders zerplätzen. Und noch ehe die Stunde schlug, wo sie gewöhnlich auf den Tagelohn ging, goß es wie mit Kannen.

Ein kleines Mädchen kam, ihr für heut die bestellte Arbeit abzusagen.

„Morgen wird's schon anders Wetter sein,“ meinte die Heiteretei.

Das Mädchen sagte im Weggehen: „Das Annedorle braucht nicht eher zu kommen, bis die Mutter mich wieder nach ihr schickt.“

Die Heiteretei sah ihr einen Augenblick befremdet nach. Dann sagte sie: „Schad't mir. Ist's nicht da, so ist's wo anders. Arbeit gibt's genug.“

Die Annemarie tat diesen Morgen ganz einsilbig, als sie herabkam, die Heiteretei in der Wartung des Kindes abzulösen.

Eben ließ die Baltinessin die Stühle und Tassen abholen, welche die Frauen bei ihrem gezwungen schleunigen Abzuge nicht hatten mitnehmen können. Das zu sehen, tat der guten Alten in der tiefsten Seele leid. Jedem einzelnen Stücke blickte sie einen wehmütigen Abschied nach. Die vornehmen Besuche und deren Sorgen und Bemühungen um die Heiteretei hatten dieser in ihren Augen eine Art Wichtigkeit gegeben, einen Glanz, von dem ein Teil verklärend auf sie selber fiel. Sie hatte die Empfindung eines alten angeerbten Dieners, der in dem Ansehen seiner heruntergekommenen Herrschaft sein eigenes scheiden sieht. Sie hatte die Heiteretei lieb und meinte sich darum im Rechte, in dem Bruch der Heiteretei mit den großen Weibern noch eine besondere Lieblosigkeit gegen sie selber zu sehen. Es hatte sie schon bekümmert, daß die Heiteretei nicht einmal den einzigen Reiger ihr zuliebe getan. Und wenn sie auch den großen Weibern nicht unbedingt recht gab, so begriff sie doch in ihrem Respekt vor ihnen nicht, wie ein Armes gegen sie könnte recht haben wollen. Daß die Heiteretei dies gewollt, kam ihr ordentlich wie ein Majestätsverbrechen vor.

Da die Heiteretei zu Hause blieb, war sie überflüssig und tappte kopfschüttelnd langsam wieder in ihr Stübchen hinauf.

Das Mädchen hatte sich mit einer Näherei an das vordere Fenster gesetzt — das hintere behielt sich der Holunderbusch ganz allein zum Hereinsehen vor — und bemerkte, in Gedanken vertieft, den Abgang der Alten nicht.

Nie hatte ein Tag dem anderen so unähnlich gesehen, als seit die Heiteretei zum letztenmal nach dem Zainhammer gefahren war. Der heutige hatte wieder sein ganz eigenes Gesicht. Es war, als wäre das Stübchen seit seiner Erbauung zum ersten Male leer, seine Wände rückten immer weiter auseinander. Der Holunderbusch sah wie glasköpfig aus; so sehr war man daran gewohnt, ihn den ganzen Tag aus einer tausendlockigen Perücke herausblicken zu sehen. Das Kind, das um die Heiteretei spielte, hielt unbewußt noch den kleinen Raum ein, der allein ihm wochenlang zur Benutzung geblieben, und wich noch immer all den Knieen aus, die nicht mehr vorhanden waren. Um die Stelle, wo die Baltineßin gefessen, bewegte es sich noch nicht anders als in einem weiten Kreisabschnitte. Vermied doch die Heiteretei selber, im Vorbeigehen mit der seitwärts schwebenden Haube der Baltineßin zusammenzustoßen.

Außerdem vergaß sie alles über den Gedanken an den Fritz. Die Befürchtungen und Gespräche der früheren, die Angst und das Mitleid der letzten Tage hatten sie so sehr gewöhnt, an ihn zu denken, daß sie es nicht mehr wußte, wenn sie es tat.

Eine eigene Wirkung hatte dieses Denken an den Fritz. Das Bewußtsein ihrer Verschuldung, ihr Sinnen, wie sie das, was nicht mehr ungetan zu machen war, wenigstens zum Teil ausgleichen könnte, weckte vertiefend die innere Welt, die bis jetzt in dem handfertigen Mädchen unter der fortwährenden Richtung ihrer Kräfte auf ermüdende Körperarbeit und die äußeren Dinge des Lebens geschlummert hatte. Das zeigte sich bald auch in ihrem äußeren Ansehen. Ihr Blick wurde tiefer. Dem Kenner wären die Anfänge eines neuen Daseins in ihr lesbar gewesen. Es hätte ihn an jene topographischen Pläne

erinnert, wo neben und über dem gegenwärtig Vorhandenen mit schwächeren Linien die beabsichtigten Umgestaltungen eingezeichnet sind.

Und Zeit hatte sie und sollte immer noch mehr Zeit haben für die ruhige Entwicklung dieses neuen Daseins.

Während der Nacht hatte der Regen eine Pause gemacht; noch vor der Sonne des nächsten Tages begann er wieder seine eintönige Musik. Den ganzen dritten Tag zitterten die Blätter des Holunders unter den zerplatzenden Tropfen. Am vierten geriet der Regen in Zorn, daß die Ringe, die er unermüdllich grau in grau auf die wachsenden Pfützen zeichnete, immer wieder zerflossen; er nahm seinen schärfsten Stift und schien nicht eher ruhen zu wollen, als bis es ihm gelänge, sie unzerstörbar einzugraben. Das Wachen selber konnte die Augen nicht offen erhalten, die Fröhlichkeit selber wurde schwermütig bei dem eintönigen Liede, das er sich dabei sang.

Stunde um Stunde verging, Tag um Tag, Woche um Woche; was allein blieb im ewigen Wechsel, das war der Regen. Aber wer keine Uhr besaß, für den gab es bald nicht mehr Nacht und Tag. Himmel und Erde unterschieden sich nur noch durch das Oben und Unten.

Erst sah man jede Stunde nach dem Wetterglase, dann jeden Tag, zuletzt gar nicht mehr. Es war, als könnte es nun nicht mehr anders werden. Erst sehnte man sich, wieder Grün und Blau zu sehen, zuletzt hatte man vergessen, daß es noch andere Farben gab als Grau; man sah die Zeit kommen, wo Rechen und Haue zu fabelhaften Altertümern wurden, über deren einstige Bestimmung man sich den Kopf zerbrach, wo man nicht mehr an das Kartoffelhacken glaubte und das Heueinernten für ein schönes Märchen alter Tage galt. Die besonnensten Leute mußten konfus werden, wie sie sich in der neuen Welt einrichten sollten, wo das Wasser an die Stelle der Luft zu treten schien. Denn die alte, in der man bisher gelebt, war abgetan.

Wenn man nur auch hätte vergessen können, daß man einen Magen besaß. Von der Herzgrube aus eroberte sich das Ehemals wiederum die Welt. Der Hunger war das erste Glied der Kette von Schlüssen,

durch welche die Gegenwart von neuem an die Vergangenheit festgemacht wurde.

Wenn nun ein solches Wetter zur Zeit der Heuernte selbst den großen Leuten Sorge machte, wie mußte es einem alleinstehenden Mädchen das Herz bedrängen, das heute brauchte, was es gestern verdient! Und doch war die Heiteretei sonst auch bei solchem Wetter nie zu feiern gezwungen gewesen. Als Tag um Tag verging und niemand ihrer begehrte, weder zum Waschen noch zum Scheuern noch zu sonstiger Haus- und Stubenarbeit, da lag es ihr nahe genug, einzusehen, was sie, wie die Balthinessin gesagt, angerichtet hatte. Aber sie wollte es lieber den Umständen in die Schuhe schieben als sich selbst. Freilich, wer soll jetzt waschen, wo keine Aussicht auf Trockenwerden? wer scheuern lassen, wo jeder Eintretende den halben Luckenbacher Flur an den Schuhen mit in die Stuben schleppt? Und ihre Unzulänglichkeit als Nähterin gestand sie sich selber willig ein. Denn sie sah das Gegentheil für keinen großen Vorzug an. Nähen galt ihr für keine Arbeit. Eine Nähterin stand bei ihr nicht in viel größerer Achtung als ein Schreiber. Es ging ihr wie den meisten Leuten ihres Standes. Wenn diese selber einmal einen Brief oder sonst etwas zu schreiben haben, deucht sie das so schwer und peinlich, daß sie für jeden Buchstaben gern ein Scheit Holz sägten oder hackten; an einem anderen kommt es ihnen dennoch wie nichts, wie eine Art bevorzandeten Müßigganges vor. Und sie halten es für unnötig, obgleich es ihnen nötig genug vorkam, sich darum stundenlang zu quälen.

„Und an solcher Faulenzerei,“ fuhr die Heiteretei dann in Gedanken fort, „hab' ich selber keinen Spaß. Aber laßt nur wieder schön Wetter werden!“

Sie weiß ja, daß sie in Luckenbach mit zu dem guten Wetter gehört. Sie ist so wesentlich und unentbehrlich zur Heuernte als Sonne und trocknender Wind.

Freilich bis dahin ist verzehrt, was sie für ein mögliches Krankenzlager bisher sich abgedarbt hat! nicht für sich — daß sie krank werden könnte, ist ein Gedanke, der niemandem einfallen wird, am wenigsten der Heiteretei selbst — aber für das Liesle, das Kind.

Die Annemarie ist dafür auf einmal desto gesuchter. Bald wird sie zu der Baltinessin gerufen, bald zur Weberin, bald zu einer andern großen Frau. Sie kommt wenig mehr nach Haus. Sie spricht jeden Tag vornehmer, sie fängt schon an, die Haube zu balancieren wie die Baltinessin, aber natürlich im richtig bemessenen Grade ihrer Unterordnung. Ihr Haubenwerfen verhält sich zu dem der Baltinessin wie ein Schweineschwänzchen zu einem Löwenschweif. Und geht sie breiter denn sonst, so ist ihre Grazie gegen die massive steinerne der Baltinessin nur eine aus Holz und Lehm und sie selber nur ein bescheidenes bretternes Hintergebäude.

Nur selten kann sie die Zeit erübrigen, im Vorbeigehen unten hereinzusehen, und dann läßt sie gutmütig, soviel in der Eile möglich ist, von ihrem neuen Glanze auf die verdunkelte Gestalt der Heiteretei fallen. Ihr etwas anzubieten, hat sie nicht den Mut, wenn auch die Lust. Denn sie kennt die Heiteretei. Und die gibt sich auch nicht das Ansehen, als ob sie etwas bedürfe. Ja, sie treibt noch Poffen mit der Annemarie. Sie spielt die Person der Baltinessin und der Weberin gegen sie und weiß das mit solcher Geschicklichkeit der Nachahmung zu tun, daß die Annemarie zuweilen ihr süßsaurer Lachen vergißt und, in unwillkürlicher Täuschung befangen, sich verneigt und ihr antwortet, als wäre die Heiteretei wirklich jene große Frau selber.

Eines Regentages kam die Annemarie zur Zeit der Dämmerung, das heißt, wo es noch dämmeriger war als den ganzen übrigen Tag, zu der Heiteretei in das Stübchen herein. Aus allerlei Vorbereitungen ersah die Heiteretei, die Annemarie hatte etwas auf dem Herzen, das nicht über die Zunge wollte.

„Ich bin keine von Euren großen Weibern,“ sagte sie, „daß Ihr erst vom Wetter müßt anfangen, wenn Ihr mir was wollt sagen. Da ist nur eins zu machen, entweder Ihr red't oder Ihr red't nicht. Und so ist's, und nu ist's fertig. Ihr wollt vielleicht damit warten, bis ich die Lampen hab' angezünd't.“

„Vor meinetwegen brennt die Lampen ja nicht an, Was Dorle,“ entgegnete die Annemarie, die noch immer das Trumm suchte zu ihrem Vorbringen.

„Nu, doch wegen dem Liesle da, damit sich die nicht stößt.“

„Das Liesle sitzt ja so ruhig, und das Öl, das wird schrecklich teuer bei der Witterung.“

„So will ich's noch lassen gehn, aber nu hätt' ich gedacht —“

„Ja,“ sagte die Annemarie. Sie dachte: Einmal muß es sein, und gab sich selber einen Stoß, daß sie gleich mitten in die Sache hineinfuhr.

„Weil Ihr das Kind mit auf die Arbeit wollt nehmen,“ sagte sie, „und es ist groß genug dazu; sonst übrigens außerdem blieb' ich lieber bei Euch wohnen als wo anders.“

„Ihr wollt fort aus meinem Häusle?“ fragte die Heiteretei.

„Ja,“ sagte die Annemarie, „und der Holunderbusch droben, wenn der blüht, das kann ich auf meiner Brust nicht mehr ertragen.“

„Der hat abgeblüht,“ entgegnete die Heiteretei ruhig. „Und wenn er's einmal hat getan, so tut er's das ganz' Jahr nicht zum zweitemal.“

„Und der Bach,“ fuhr verlegen die Annemarie fort.

„Ja, der Bach,“ half die Heiteretei der Alten, weil sie sah, diese wurde nicht allein mit dem neuen Vorwande fertig. „Der Bach, der ist halt schrecklich naß. Habt Ihr heint schon ans Ausziehen gedacht, wie Ihr Mittag seid dagewest?“

Die Alte bejahte und geriet schon vorläufig in Verlegenheit, wozu die Heiteretei ihre Antwort benutzen könnte.

„Ja, nu weiß ich,“ sagte diese, „warum das Öl so teuer ist, und warum Ihr gerade jetzt kommt, wo's finster ist. Ihr habt gedacht, ich seh's Euch sonst an, daß Ihr Vorwänd' macht. Wärt Ihr zu Nacht gekommen, wo ich hätt' geschlafen, da wär's noch besser gewesen; da hätt' ich's auch nicht gehört. Und nu will ich's Euch auch nicht zuleid tun und die Lampen anbrennen, eh' Ihr wieder fort seid. Ich bin freilich nicht so höflich wie Ihr. Damit's nicht zu grob herauskommt, wenn Ihr einmal die Wahrheit red't, wollt Ihr mir lieber zwei Lügen weismachen. Bei Euern großen Weibern ist das vielleicht das Recht', zumal, wenn Ihr noch einen schönen Meiger dazu macht. Aber ich mein', wenn mir einer Lügen weis will machen, so ist das die größt' Grobheit, wo er mir kann antun. Ihr seid euer eigener

Herr und könnt in der Baltineffin ihre Brillenscheiden ziehen, wenn Ihr wollt. Ich hab' Euch nir zu sagen und mithin auch nir übelzunehmen. Was das Liesle da angeht, so muß die Sach' gehn, wie sie kann. Mir kann's einerlei sein und ist's auch, und nu ist's fertig."

Bei der Annemarie war's aber noch nicht fertig. Sie hätte gar zu gern gehört, die Heiteretei könne es nicht ermachen ohne sie. Nicht als hätte sie gewünscht, die Heiteretei vermöge das wirklich nicht. Dazu hatte die Annemarie das Mädchen, so sehr sie ihr schon entfremdet war, im Grunde ihres Herzens doch noch zu lieb. Sie ging ja bloß aus Furcht, die großen Weiber könnten's für eine Sünde halten, wenn sie bei der Heiteretei wohnen bliebe. Aber ein Haus zu verlassen, darin man so lange gewohnt, ohne die Bekräftigung und Anerkennung, daß man auch etwas darin gewesen, daß man ihm fehlen werde, das ist so leicht nicht. Sie wickelte ein großes großes Papier auseinander, worin eine kleine Zuckerbrezel auch fast gar nichts gewesen, und gab sie dem Liesle. Es war wohl nicht die entfernte Ähnlichkeit ihres Schicksals mit dem dieser Brezel, was sie dabei so mit Behmut erfüllte.

„Wenn Ihr doch das nicht hättet gemacht, das mit den großen Weibern, Annedorle!“ begann sie mit zitternder Stimme, in der Thür sich noch zurückwendend. „Und wenn Ihr mir nur wen'gstens den Neiger zulieb' hättet getan vor meinem End', aber so —“

Den Anstrengungen ihrer Hand gelang's nicht, die vom Schluchzen unterbrochene Rede zeigend und winkend zu ergänzen, wohl hauptsächlich deshalb, weil man die Hand vor der völlig eingetretenen Nacht bereits nicht mehr sehen konnte.

Der Klang der in das Schloß fallenden Thür zeigte an, daß sie gegangen war.

Draußen stand sie noch eine Weile, mit den Augen in den Regen regnend. Die wunderliche Alte vermißte ein Zeichen der Anhänglichkeit, indem sie selber keine bewies.

Aber die Heiteretei hatte sich ebenso seltsam widersprochen, da sie gegen die Unwahrheit der Annemarie geeifert. Sie dachte nicht daran,

daß sie selber in demselben Augenblick unwahr wurde. Denn einerlei war's ihr gewiß nicht, daß die Annemarie fort wollte.

Nicht deshalb, weil sie daraus, daß selbst die treue Alte sie verließ, erkannt hätte, wie schlimm man in dem ganzen Städtchen vor ihr denken mußte.

Diese hatte über ein Menschenalter lang da gewohnt. Sie hatte lange vorher schon da gewohnt, ehe die Mutter der Heiteretei hereingeheiratet hatte. Eins nach dem andern neben der Heiteretei hatte das Häuschen verlassen. Vater und Mutter und ihre eigenen jüngeren Geschwister hatte sie hinaustragen sehen; die ältere Schwester hatte sie selbst hinaustreiben müssen. Nun, da auch die Annemarie ging, ward's erst leer, trug man ihr die Mutter noch einmal hinaus. Damals hatte es auch schon so lange geregnet und regnete noch. Und der alte Holunder rauschte jetzt wieder ebenso eigen wie damals, als seine Zweige den Sarg nicht hinauslassen wollten. Wie wenn die Leute in der Kirche nach dem Gebet aufatmend sich leise setzen.

Das alles war ihr beim Abschied der Alten gekommen, und sie häßte es der Annemarie gesagt. Diese wär' entweder geblieben oder beruhigter gegangen. Aber die Heiteretei fürchtete, ihre Stimme werde brechen, wenn sie rede. Und ehe sie die Wahrheit ihrer Empfindung durch „jammeriges Wesen“ selber verdächtigte, blieb sie lieber schweigend an ihrem Fenster sitzen.

Verfolgte nun das Schicksal die Heiteretei, so nahm es sich ebenso sichtbarlich der Annemarie an. Den Entschluß, das Häuschen der Heiteretei zu verlassen, schien es selber ihr eingegeben zu haben. Denn eben zur rechten Zeit hatte sie ihre wenigen Habseligkeiten in ihre neue Wohnung hinübergeschafft.

Das baufällige Strohdach des Häuschens an den Weiden bot diesem gegen den endlos herabfallenden Regen immer ungenügenderen Schutz. Selber bis in sein Innerstes von dessen Wassern durchdrungen, aufgequollen wie ein vollgefogener Badeschwamm, vermehrte es durch sein Gewicht nur die Unannehmlichkeiten, mit denen Regen und Wind das arme Häuschen heimsuchte. Die alten Lücken der Lehmwand

nahmen den Feind mit offenen Armen auf, der sie aus Erkenntlichkeit dafür nach Vermögen vergrößerte. Das Beispiel der belohnten Verräther mehrte ihre Zahl. Was die Heiteretei hineinklebte, nahm der Regen in derselben Stunde wieder hinweg. Von den Nachbarn kam keiner, wie sonst wohl geschehen. Und ging einer vorüber, so geschah es nur, eine offene Schadenfreude zu befriedigen. Der Holunder konnte nichts, als ratlos seine Zweige zusammenschlagen; sie wurden ihm immer schwerer. Von Zeit zu Zeit pochte er an die Wände, wie um zu sehen, wie fest sie noch seien, und nach jedem Pochen schüttelte er ängstlicher das Haupt und griff immer zitternder in den Regen hinein, ihn zu beschwören, er solle nun endlich nachlassen. Der hatte keine Antwort für ihn als sein ewiges plätscherndes Hohngelächter. Der Fels dicht an der linken Flanke des Häuschens aber war des Häuschens allerschlimmster Nachbar. Er goß Öl ins Feuer oder vielmehr Wasser ins Wasser. Er sammelte all den Regen, der auf seine Scheitel fiel, und hinderte nicht, daß die gesammelten Wasser sich ein Bett nach dem Häuschen hin schufen und von seiner Kante darauf herabstürzten, als hielten sie das Häuschen für ein Mühlrad, das sie in Bewegung setzen mußten.

Jetzt sank die linke Seitenwand des Häuschens unter ihrem Gewicht. Das Dach wäre nachgesunken, hätte nicht der Fels mit zu spätem Erbarmen jene ersetzt und das wankende mit der eigenen Schulter gestützt. Und nun begann auch der größte Teil der Vorderwand zu weichen. Sie bog sich matt vornüber, als wolle sie um die Ecke nach Hülfe sehen. Als keine kam und immer und immer noch keine kam, da sank ihr, ein Bild stiller Ergebung, das Haupt auf die Kniee; dann brachen auch diese ein, und der Tod löste zu früh, wenn auch mit sanfter Hand, einen so innigen Bund, als Holz und Lehm nur je geschlossen.

Nun glich das Häuschen einer Wasserkunst. Aber die Furchen des Strohdaches ergossen sich die Wasser vom Felsen herab in hüpfenden Raskaden. Unzählige Öffnungen schluckten sie gierig ein, ebensoviel andere spieen sie in schönen Bogen wieder von sich. Dabei grünte das verwitterte Stroh im größten Elend so lustig wie eine Wiese, und der

alte Holunder stand daneben abgespannt und schlaff wie ein durchnässter Regenschirm in einer Ecke und schlug die Zweige über seinem Kopfe zusammen aus Entsetzen vor solchem Frevel.

Die Baltinessin tat, als der Bader die Nachricht von dem Schicksal des Häuschens in den Gringel brachte, etwas Ähnliches. Sie schlug mit beiden Händen auf die Kniee.

„Da sieht man doch, daß man richtig hat geweisfagt,“ meinte sie. „Es hat wohl öfter schon geregnet, aber der Regen da, das ist ein sichtbarlich Strafgericht vom Himmel. Und das ganz' Luckenbach muß mit darunter leiden. Wer den Gründonnerstag Sechzig ist gewest, der weiß, was er red't. Hier sig' ich und sag': Ein Regen soll das sein? Eine Sündflut ist's.“

„Ja,“ sagte der Meister Schnödler mit unsicherer Zunge, „die Heiteretei, das ist so ein Kerl, wie die Töchter der Riesen sind gewest. Aber ich will euch schon kriegen!“

„Und der Herr hat wieder einen unschuldigen Noah gerett't wie selbmal,“ fuhr die Baltinessin fort. „Die Annemarie da, das ist der ander' Noah.“

Die Annemarie, die an der Tür Leuchter pußte, tat einen Neiger. Sie lächelte, aber innerlich seufzte ihr Herz über das Schicksal des Häuschens.

„Ja, es ist kurios,“ sagte der Morzenschmied mit einem kleinen Anfall von Schluchzen. „Es scheint, das ganz' alte Testament geht noch einmal für in unserm Luckenbach. Erst ist die Austreibung aus dem Paradies gewest; jezund ist die Sündflut; nu muß der babylonisch' Turm noch kommen und der Auszug der Kinder Israel aus Agyptenland.“

„Der ist gewest, der Auszug,“ sprach die Baltinessin. „Aber nu ist er erst fertig. Der Pharao, der sein Herz hat verstockt gehabt, nu liegt er im Roten Meer. Ich hab' manchmal beinah gemeint, man hätt' ihr zu viel getan, aber nu hat der Himmel selber gered't.“

„Zu viel getan?“ beruhigte der Meister Schnödler nachträglich. „So ein Kerl wie die Frau Baltinessin, die kann schon eine Sünd' mehr tun. Wozu wär' denn einer reich auf der Welt? Das ist noch

immer nicht den Hals gebrochen. Nur nicht ängstlich, Frau Baltineffin. So eine kann gar nicht zu viel tun."

„Ja,“ meinte der Schmied, „das Zuvieltun ist andern Leuten ihre Sach'."

Der Meister Schnödler sah den Morzenschmied an; er konnte nicht einig werden, ob der ihn meine. Aus Vorsicht für jeden Fall sagte er dann: „Keinen Tropfen, Meister Langgut. Der Tropfen, den ich heut getrunken hab' —“

Er wollte sich eben eines hohen Schwurs vermessen, aber die Baltineffin unterließ seine Zunge, indem sie feierlich warnend die Haube schwang. „Meister Schnödler! Aber was ist denn da in Seinem Glas gewest?"

„Das ist Bier gewest, Frau Baltineffin. Wenn ich sag': Einen Tropfen, hernachen mein' ich einen Bittern."

Die Baltineffin sagte: „Ja, wenn Er's so meint!"

Der Schmied und die übrigen gingen. Der Meister Schnödler rannte die Baltineffin an. In seinem weißlichen Rocke schien er mit ihr Nachtfalter und Pfingstrose spielen zu wollen. Es ergab sich aber, er hatte beabsichtigt, der Baltineffin etwas ins Ohr zu flüstern.

„Von wegen,“ sagte er und zeigte auf die Ev', die eben hereintrat.

„Ev'!“ rief die Baltineffin.

„Nu, wie ist's denn mit dem?“ fragte die Ev' leichthin, als sie herangekommen war.

„Ja, so ein Kerl,“ lachte der Meister Schnödler. „Das ist eine Lust, wenn so ein Kerl das Fieber hat! Die Frau Baltineffin, wollt' ich, kräg's einmal. Die sollt's herumreißen. Das ist noch lang nicht den Hals gebrochen. Nur nicht ängstlich, Frau Baltineffin. Wir wollen Sie schon kriegen. Ja, wenn's ihn hat, da red't er von nix als der Heiteretei. Ich kann sie nicht los werden, schreit er. Da steckt sie fest. Jetzt ist sie da, jetzt da. Und deutet bald auf seinen Brustkasten, bald an seinen Schädel. Ein verwünschter Kerl, aber wir wollen ihn schon kriegen. Und wenn er einmal zu sich kommt, dann fragt er: Fräle, habt Ihr's richtig gemacht mit der Baltineffin? So ist er auf die Jungfer Ev' veressen."

Die Gringelwirts-Ev' schien anderer Meinung. Aber: „Wenn ich ihn nur erst hab',“ sagte sie zu sich. „Ich will sie ihm schon herausbringen.“

Der Meister Schnöbler war innerlich der Meinung der Ev', wenn er es auch aus Galanterie oder sonst einem anderen Grunde nicht wollte merken lassen.

Der Baltinessin allein fiel es nicht ein, der Fritz könne eine Neigung zum König Pharao haben, oder es schien ihr nicht der Mühe wert, sich so etwas einfallen zu lassen.

„Und das Fräule?“ fragte die Ev', und ein liebevoller Zug um den Mund sagte, sie brauche eigentlich gar nicht zu fragen.

„Sie will's absolut nicht, daß ich's in Ordnung bring'. Das ist ein Kerl! Aber ich will ihn schon kriegen. Wenn's eine Mäd zu dingen gält', meint sie, das könnt' ich verrichten. Aber zu einem Kerl wie die Frau Baltinessin, da müßt' sie selber kommen. Und das geschäh', sowie sie's nicht mehr in den Beinen hätt', daß sie den Schloßberg könnt' steigen. Und weiter sagen soll ich nix. Der Fritz wär' ein Wunderlicher. Wenn die Leut' sagten: Er freit den Kerl — die Gringelwirts-Ev', da könnt' er aus Troß die Heiteretei noch nehmen.“

„Hm!“ dachte die Gringelwirts-Ev'. Das Mordmädle erriet richtig, daß das Holders-Fräule sie nicht haben wollte. Sie dachte: „Wenn's nur erst fertig ist, der will ich's schon eintränken.“

„Ich meint', er wär' selber alt genug,“ sagte sie, „und könnt' schicken, wen er wollt'. Die Alte kann mich nicht erriechen. Meinetwegen. Sie kann ihn zusammentun mit dem rohen Ding da unten und kann sie noch in Baumwollen einwickeln bis über ihr unverschämtes Gesicht. Wenn's einer machen tät', einen großen Kuppelpelz kräg' er nicht von mir.“

Der Meister Schnöbler verstand wohl, daß das hieß: „der kräg' einen großen Kuppelpelz von mir.“

Er schmachtete sie an und sagte: „Ein Schieferdecker, der den Hals gebrochen hat, das ist noch ein ganz anderer Kerl als das Holders-Fräule.“

Aber die Baltineffin schwang ihre Haube, so daß diese auf ihrem Wege einen Strich durch die Rechnung der Tochter zu machen schien.

„Das Holders-Fräle hat recht. So einen schickt man nicht zu der Gringelwirts-Baltineffin,“ sagte sie, „in solcher Sach'. Das Holders-Fräle weiß, wie man eine große Frau zu respektieren hat. Und es wird ihr schon aus den Beinen herauskommen, daß sie den Schloßberg kann ersteigen. Hier sitz' ich und sag': Der Gringel wirft sein Mordmädle niemand an den Kopf.“

Das Mordmädle griff nach einer Flasche, darauf geschrieben stand: „Spanisch Bitter“, und schenkte dem Meister Schnödler unverlangt zweimal nacheinander davon in ein Glas. Sie verweigerte die Bezahlung hinter dem Rücken ihrer Mutter und sagte: „Der Meister Schnödler braucht sich mit der Sach' nicht weiter unnüz zu beschweren. Wie meine Mutter meint, so mein' ich auch.“

Der Meister Schnödler verstand; er nickte der Ev' mit lachendem Gesicht zu und gab, nach der Baltineffin hindeutend, zu verstehen: „Ein verwünschter Kerl, die Frau Baltineffin! Aber wir wollen sie schon kriegen.“

Der Meister ging, und die Baltineffin wandte sich zu der Annemarie, die eben den blauen Mantel umnahm und auch gehen wollte.

„Ja,“ sagte sie, „Annemarie, wär' der gerecht' Zorn der großen Weiber nicht gewest, ganz Luckenbach hätt' mit dem König Pharao müssen ersaufen. Und wären wir noch anders aufgetreten, so wär' vielleicht der ganz' Regen nicht gewest. Was denkt sich die Annemarie dabei?“

„Ach,“ sagte die Annemarie; „aber was meint die Frau Baltineffin nur? So würd' ich mir doch das nicht zu schulden kommen lassen. Und wenn's zehnmal sich für arme Leut' schicken tät', daß sie was denken täten dabei, was die Frau Baltineffin sagt. Und die Frau Baltineffin weiß es schon einzurichten, wenn sie was sagt, daß nix dabei zu denken ist. Und wenn's sein könnt', in der Frau Baltineffin ihrem Weisheit mich's zu unterstehn, das wär' mir ja noch immer viel zu niederträchtig. Ja, wer so reich ist wie die Frau Baltineffin und ist am Gründonnerstag Sechzig gewest!“

„Die Annemarie ist eine recht vernünftige Person für ihre Umstände,“ genehmigte die Baltinessin dieses Ersterben in Demut, „drum hat der Herr sie auch so sichtbarlich mit seinem Arm behüt't. Und an dem Exempel da kann Sie's ersehn, daß der liebe Gott die Welt nicht so in den Tag hinein hat erschaffen, sondern hat sich was dabei gedacht, warum er reiche Leut' und arme Leut' hat erschaffen.“

Die Baltinessin dachte, als sie die Rächerhand des Himmels feierte, nicht daran, daß sie noch vor kurzem den Unfall des Holders-Fritz ebenso bestimmt den Gästen des Bringels als ein solches Strafgericht verkündet hatte.

Dennoch schien sie recht zu haben. Denn kaum war die Rache des Himmels an dem Häuschen der Heiteretei so weit vollzogen, als wir geschildert haben, und schon machte sich ein Morgenwind auf, dem weitem Regen zu steuern.

„Ja,“ sagte die Baltinessin, als zum erstenmal wieder das blaue Auge des Himmels durch die grauen Regenwimpern sah, „das ist sichtbarlich. Ordentlich gewart't hat der Wind, daß er nicht eher ist losgebrochen, bis das Strafgericht ist vollend't gewest. Und daß er nicht hat müssen warten, bis das Häusle ganz verstor't wär' gewest, daraus kann man ersehn, daß der Himmel den König Pharao nicht hat ganz wollen vertilgen, sondern hat ihn nur wollen demütigen und hat ihn durch Demütigung zum Rechten wollen führen. Und wenn der lieb' Gott so was vorhat, so sollen die Menschen behülflich sein. Und was mich anbetrifft, hier sitz' ich und sag': Was ich kann tun, daß der König Pharao wird gebessert, das soll ehrlich und getreulich geschehn.“

So triumphierte die Baltinessin in der Seele des Schicksals und faßte den Entschluß, ihm zum Besten der Heiteretei unter die Arme zu greifen.

Die alte Annemarie dagegen in ihrem Taubenschlag — denn als solcher hatte ihre neue Wohnung früher gedient — war zwar stolz auf die unmittelbare Gnade des Himmels, aber heimlich mußte sie doch über das Schicksal des alten Häuschens und die Verstocktheit und Lieblosigkeit des Königs Pharao weinen.

Sie konnte sich nicht eingewöhnen, weder in die neue Gunst, die doch ihr Stolz war, noch in ihren Taubenschlag, da sie beides allein genießen mußte. Im dicksten Regen wandelte ihr alter blauer Mantel, wenn es dämmerte, scheuen Schrittes wie ein Gespenst um die Stätte früherer Traulichkeit. Es war, als müßte das Häuslein seinen Lauerer haben. Seit der Fritz diese Stelle niedergelegt, versah die alte Annemarie ihre Obliegenheiten. Dabei marterte sie ihren alten grauen Kopf, nachträglich noch auszudenken, wie alles hätte so ganz anders werden müssen, hätte die Heiteretei ihr nur gefolgt. Und wunderbarerweise tat sie das in den vornehmsten und verbindlichsten Redewendungen, die sie der Baltineßin und der Weberin abgelauscht. So hatte ja sie immer die Reiger gemacht, die eigentlich die Heiteretei hätte machen müssen, und jetzt war es, als könne sie noch rückwirkend alles gut machen, wenn sie die Artigkeit, durch deren Mangel die Heiteretei ihr Unglück verschuldet, nachträglich für sie ersetzte. Und sooft sie in ihrer Erinnerung auf den Grund des Papiers hinabtauchte, in welchem die Abschiedsbrezel untergegangen war, schluchzte sie wiederum mit schmerzlichem Vorwurf: „Wenn sie nur wen'gstens hätt' gesagt, ich wollt' lieber, Ihr bleibt! Aber die — ! Nicht einmal den einzigen Reiger hat sie mir noch zulieb' getan vor meinem End'.“

Der Morgenwind aber, wie anders wurde er heut vom ganzen Städtchen begrüßt, als wenn er in der Zeit der Kornblüte zu Besuch kam! So angenehm hätte nicht die Milde des süßesten Westlüftchens geschienen als das rauhe Wesen des alten trockenen Gefellen.

Denn rauh und streng mußte er sein, um all das heruntergekommene Wolkengesindel, das wochenlang mit strohenden Wasserbäuchen von Abend hergekommen war, wieder dahin zurückzujagen. Unter seinem zornigen Schnauben raffte es sich zusammen aus seiner Zerfahrenheit und floh zurück nach seiner Heimat, dem alten Meer. Was davon zurückgeblieben war, als er sich zum Ruhen legte nach der schweren Arbeit, das hing hoch wie schneeweiße Baumwollenrocken am blauen Himmel. Da spann es die Sonne ab in langen zarten Fäden mit rosiger Hand.

Wie war das nun ein ander Leben, als aus dem zerborstnen Leibe des Grau all die Farben wieder erstanden, die es verschlungen hatte! Wie Scharlachspinnchen auf grünem Papiere rannten auf den grünen Wiesen die roten Unterröcke durcheinander, dazwischen dunkle Jacken und Beinkleider wie schwarze Käferchen oder wie lebendig gewordene Tintenklere. Wie vorher der Regen vom Himmel zur Erde gefallen, so in tausend Strömen stieg jetzt der Heuduft von der Erde zum Himmel hinauf. Anstatt des grauen Regengeplätschers erklangen unermüdlich die buntesten Vogelstimmen. So verlassen hatten noch nie der Webstuhl und die Brücke gestanden in der dumpfigen Stube, die Schere gehangen und die Säge am alten langweiligen Nagel. Wer Sense oder Rechen zu führen wußte, konnte schwitzen ohne Holundertee. Kein Paar gesunder Arme blieb in dem Städtchen zurück.

Und doch eins, und vielleicht das gesundeste, regte sich nicht in der freien Luft, wo es hingehörte. Freilich war das Häuschen, in welchem es stak, dank den Anstrengungen des Regens lustig genug geworden, lustig bis fast zur Durchsichtigkeit.

Die Heiteretei hätte sich beim Ein- und Ausgehen das Türöffnen ersparen können. Es war fast komisch, daß sie nicht neben der Tür durch die Wand ging. Die hätte sie nicht erst zu öffnen gebraucht. Ja, sie schloß die Tür sorgfältiger als je, wennschon sie nicht weiter als nach ihrem Gärtchen ging, das, etwa hundert Quadratfuß groß, über dem Schloßweg drüben, ihrem Häuschen gegenüber lag. Und wenn sie dies jetzt mit noch leichteren Schritten und aufgerichteteren Hauptes tat und dabei ein lustiger Liedchen sang als je zuvor, so sah man wohl, daß es aus Trotz gegen den Spott der Vorübergehenden geschah.

Wäre sie neben der Tür durch die Lücke gegangen, so hätte sie diese förmlich anerkannt, und den Triumph darüber gönnte sie den Spöttern nicht.

Selbst ihr Zurückziehen bei Tage in ihr unversehrtes Schlafgemach hätte sie als ein Zugeständnis angesehen, durch welches erst der Zustand ihres Häuschens eine feste Tatsache geworden wäre. So saß sie den ganzen Tag über, da niemand ihrer begehrte, allen Vorüber-

gehenden sichtbar an ihrem Tische. Aber sie schien niemanden zu sehen; für sie war keine Lücke in der Wand.

Das war ein rechtes Fest für alle Spottmäuler des Städtchens. Jeder suchte der notwendigen Arbeit wenigstens so viel Zeit abzustehlen, als er brauchte, die Heiteretei so dasitzen zu sehen, und irgend einem Nachbar oder Gevatter eine Bemerkung zuzuslüstern, eben noch laut genug, um von der Heiteretei selber verstanden zu werden. Aber nur, wenn sie etwa in der Tür stand oder durch das eine übriggebliebene Fenster sah, nahm sie von dergleichen Notiz. Dann hatte sie, ohne irgend ein Zugeständnis in Rücksicht des delikaten Punktes zu machen, auf jedes Wort der Spötter ein frisches Lachen und eine witzigere Antwort.

Nachts in dem kleinen Kämmerchen war's freilich anders. Zunächst half ihr's noch, daß sie sich erst an das Bewußtsein gewöhnen mußte, nicht mehr jedem Vorübergehenden sichtbar zu sein, und jedes Geräusch rief augenblicklich ihren ganzen Troß wieder wach. Aber wenn nun so lange draußen alles still gewesen war und ihr Stolz die unnötige Wacht endlich aufgegeben hatte, dann erlag die müde Seele dem Drucke der Gegenwart und dem Drohen der Zukunft.

Dann zeigte sich aber auch, wie sehr zu ihrem Glück der Gedanke an den Friß ein so unzertrennlicher Gefährte ihrer einsamen Stunden geworden war; und wiederum wurde er dies dadurch noch immer mehr.

Als einmal die Heiteretei aus dem kurzen, erst spät gekommenen Schlaf erwachte und den Tag im Anbrechen fand und doch den Widerschein seines ersten Strahles aus ihrem kleinen Spiegel vermißte, da trieb der fast verdorrte Baum ihrer Hoffnung neue Knospen. Schnell sprang sie aus dem Bette, und wirklich! sie sah den ganzen Himmel umzogen von grauem Gewölk. Dazu flogen die Schwalben hastiger als sonst und so niedrig, daß sie fast das Wasser des Baches berührten. „Nu werden sie doch müssen kommen,“ lachte sie in sich hinein. „Das viele Heu, das noch draußen liegt! Und so ein Gewitter vor der Sonn' kommt jederzeit vor Abend wieder. Das weiß alle Welt. Wird nicht lang dauern, so werd' ich geholt; aber hernachen tu' ich gewiß nicht, als wär' mir viel dran gelegen. Und bin ich einmal wieder

dabei gewest, hernach ist mir nicht bang. Wenn sie nur einmal wieder gesehn haben, was ich ermachen kann.“

So schnell war sie nie fertig geworden mit Anziehen und Waschen. Sie hatte ihren leichtesten Rock angetan, um recht ausbündig schaffen zu können. Und bald pochte es auch, erst einmal, dann wieder und wieder, aber es war immer einer und derselbe, der gepocht; es war kein Bote, der zur Arbeit rief; es war nur der alte Holunder. Von einem so wertgehaltenen Freunde wahrlich ein schlechter Spaß! Sie war nahe daran zu glauben, auch den alten Busch hätten ihr die Weiber verhezt. Und je höher die Sonne stieg, desto ruhiger und höher über der Erde flogen die Schwalben. Die Waldberge tranken so gierig die Wolken ein, daß bald der blaue Grund ihres Bechers durchschien. Jetzt war er leer, und seine Ränder liefen von jenem eigenen graurötlichen Dufte an, den man den Herauch nennt und der dauernde Trockne prophezeit.

Der Heiteretei Gedanken flogen nicht mit den Schwalben in die Höhe, ihr innerer Himmel umzog sich, wie der äußere sich aufklärte, und es fehlte nicht viel, so regneten ihre Augen.

Da näherte sich durch das Gras draußen schleifend ein schwerfälliger hinkender Schritt. So viel war nun gewiß, der Schritt gehörte keinem jener Boten, die sie am frühen Morgen erwartet hatte. Seinen ganzen lebendigen Inhalt hatte das Städtchen auf die Wiesen hinausgeschüttet. Wer konnte es sein, der jetzt daher kam dem Häuschen zu, als ein Diensthote oder Lehrling, der, etwas Vergessenes nachzuholen, in die Stadt geschickt, sich unterwegs an dem Anblicke des Häuschens eine Schadenfreude machen wollte?

Im Nu war der Stolz der Heiteretei wieder oben; sie saß in straffer Haltung und sang ein lustiges Liedchen.

Jetzt hielt der Schritt dicht vor der Lücke in der Vorderwand an. Die Heiteretei tat nicht, als hörte sie den schweren Atem des nun Stillstehenden, sie sah nicht nach ihm um. Der Atem klang ihr wie der der Baltineffin; das Blut drängte sich nach den Augenbrauen, aber sie sang noch besser als vorhin.

Draußen erklang nun ein Räuspern, aus dem Verwunderung und

Unwille herauszuhören war. Endlich sagte zürnend die Stimme der Kecker Wirtin: „Aber Mädele, bist du denn der Verzeihmirs-gott? Was ist das für eine Aufführung da?“

Die Heiteretei verdroß in ihrer Gereiztheit der Ton, in welchem die Frau das sagte. „Sie ist eben auch eine von den Großen oder will's wenigstens sein,“ dachte sie bei sich; „sie soll aber nicht denken, ich kniee vor ihr nieder.“ Dann rief sie laut, als wenn die Dotin durch die Lücke nicht das leiseste Wort hätte verstehen können: „Ist jemand da draußen vor der Thür?“

Diese Komödie verdroß wiederum die Dotin, die allerdings für eine große Frau gehalten und danach behandelt sein wollte. „Mit mir stellst du keine Faren an,“ sagte sie. „Du bist nicht der Mann danach.“

Trotzdem ging die Heiteretei erst ans Fenster und öffnete daselbe auch noch mit großer Umständlichkeit. „Ihr seid's, Frau Dotin? Aber warum kommt Ihr nicht herein ins Häusle? Ich lass' das Fenster nicht gern auf; das Liesle hat's mit den Zähnen, und da kann's die Luft nicht vertragen. Und wenn das Fenster zu ist, kann man's nicht gut hören, wenn jemand draußen spricht.“

Die Kecker Wirtin schüttelte mit dem Kopf und dachte: „Sollt's mit der nicht richtig sein hinter der Stirn? Aber danach ist sie doch nie gewest, daß das mit dem Häusle sie so sehr hätt' sollen angreifen.“ Sie wollte durch die Lücke hinein, da sie aber die Thür aufschließen hörte, meinte sie: „Wenn sie wirklich so ist, solchen Leuten muß man den Willen tun, sonst können sie einem was zufügen in ihrer Wut.“

Jetzt ging die Thür auf, und die Wirtin hinkte unwillkürlich einen Schritt rückwärts, als sie die Heiteretei so nahe vor sich stehen sah. Ihr fielen in dem Augenblick allerlei Geschichten von Verrückten ein. Als sie aber die Heiteretei genauer betrachtet und von verwirrem Wesen, wenigstens von den Anzeichen eines nahen Wutausbruches nichts gefunden, hinkte sie hinter dem Mädchen in die Stube hinein.

„Guten Tag herein,“ sagte sie dann; „wenn man dir nämlich was Guts zu wünschen braucht. Deinem Gesicht nach sollt' man meinen, es wär' nicht nötig.“

„Ach,“ entgegnete die Heiteretei lustig. „Guts kann man immer

brauchen. Und wenn man gleich keiner ist von denen, die nix genug können kriegen. Aber Ihr fürcht't Euch wohl gar vor mir?"

„Du denkst, du bist die Einzige, die sich vor gar nix fürcht't,“ lachte die Wirtin in ihrer Erleichterung. Denn sie sah wohl, die Heiteretei war noch ganz die alte. Indem sie sich in dem Stübchen umsah, ärgerte sie sich wiederum, wenn auch in anderer Meinung, darüber, daß die Heiteretei nach solchen Erlebnissen und Taten noch die alte sein konnte. Drum fuhr sie fort, und nicht mehr im Tone des Scherzes: „Aber nu läßt du mir deine Faxen. Ich bin da, ein ernsthaft Wort mit dir zu reden. Aber ich kann auch wieder fortgehn ohne das, das sag' ich dir.“

Die Dotin setzte sich auf die Ofenbank und legte ein Bündel, das sie mitgebracht, vor sich auf den Tisch. Die Heiteretei holte ihren Stuhl vom Fenster und nahm der Dotin gegenüber Platz.

Die Dotin zog ihre Brille aus dem Busentuch; das gehörte zu den nötigen Vorbereitungen, wenn sie jemandem eine Predigt halten wollte. Dann strich sie die Schürze glatt, lehnte sich hintenüber, setzte die Brille auf und begann: „Aber, Mädle! Mädle! was machst du mir da für Ding! Kennst den Holders-Fritz vom Steg, weil er dich nicht will frein, und wie dir die großen Weiber deine Unart verweisen, bist du noch so unsinnig und jagst sie aus dem Häusle?“

„Weil er mich nicht will frein?“ unterbrach sie die Heiteretei zornig. Die Wirtin nahm die Brille ab, wie jederzeit, solange sie nicht selber sprach. Die Heiteretei aber fuhr fort: „Das habt Ihr Euch weis lassen machen und hättet doch daran sollen sehn, was zu Euern großen Weibern ist. Und sie sollen erst an ihr' eigne Unart denken, wie sie mir so lang in den Ohren haben gelegen, der Fritz paßt' mir auf und wollt' mir was tun, bis ich's hab' geglaubt.“

„Das mög' sein,“ entgegnete die Wirtin, nachdem sie die Brille wieder aufgesetzt, „das mög' sein, wie's will. Und daran liegt auch nix, wie die Sach' ist gewest. Das Ding ist so: Du bist ein arm Mädle, und das sind große Weiber. Das ist die Sach', und nicht, wer schuld ist und wer nicht schuld ist. Denn Reden, siehste, das

sind nur Wörter, und es kommt nir drauf an, was einer red't, sondern ob einer Geld hat und Sachen oder nicht. Und wenn, siehste, die Weiber den Frig selber 'neingerennt hätten, das bleibt sich gleich; aber ein arm Mädle darf einer großen Frau nicht so kommen, wie du gekommen bist. Ich hab' mir's immer gedacht, daß das mit deinem Wesen einmal schlimm wird ablaufen. Armut und Hochmut, die führen zusammen eine schlechte Eh', und wird nicht gut, bis sie sich scheiden und die Armut freit die Modestigkeit. Der Hochmut hat dir alle Leut' erbittert und hätt' dir das Häusle eingerennt, hätt's auch nicht der Regen getan. Aber die Modestigkeit, siehste, wenn du die gehabt hättst, da wär' die Wand wieder zugewachsen, du hättst selber nicht gewußt, wie. Und wer weiß, was nicht noch kann werden, wenn du dich bei Zeit bekehrst! Drum gehst du heint noch herum und bittst den großen Weibern dein' Unart ab. Die Baltineessin ist eine herzensgute Frau, wenn sie nicht einer mit Gewalt reizt, wie du's hast gemacht. Hernachen —“

Auf der Heiteretei Backen hatte schon während der ganzen Rede der Dotin ein weißer Druckfleck den anderen gejagt; jetzt fiel sie jener in das Wort. „Ich dächt' auch, Ihr hättet noch ein Hernachen oder zwei. Das geht nun in einem hin, und wer einmal den Mund voll nimmt, da kommt's auf ein oder zwei Hernachen nicht an. Ich sag' Euch nur so viel: In meine Ohren geht nicht das Zehntel als in Euern Mund.“

Die Wirtin setzte die Brille wieder auf und sagte ruhig: „Das ist deine Sach'. Mach' du, was du willst; hör' oder hör' nicht. Ich red', weil's meine Schuldigkeit ist, und es soll mir kein Mensch einmal nachsagen, ich hätt' meine Schuldigkeit nicht getan, und du selber nicht, wenn dich's einmal reut. Da mit dem Liesle, das wär' recht gut und schön, was du an der tust, wenn du kein arm Mädle wärst, das genung für sich selber zu sorgen hat. Ich weiß, wem's ist, aber das wissen nicht alle Leut', und manchmal will einer nicht wissen, was er weiß. Und du denkst, du meinst's gut mit deiner Schwester, wenn du ihr die Nuten abnimmst, die sie sich aufgebunden hat? wenn du ihr die Sorg' abnimmst, die sie vernünftig machen

fonnt', besser als deine Reden, damit sie so leichtsinnig fort kann machen, wie sie angefangen hat?"

Die Heiteretei hatte unwillkürlich das Liesle, das eben vor ihr stand, mit beiden Armen umschlungen. Als die Dotin die Brille abnahm, wie um nicht zu sehen, was die Heiteretei auf ihre Reden sagen könnte, entgegnete diese mit leiserer Stimme als gewöhnlich: „Ich red' nicht gern davon.“ Und indem sie das Liesle auf ihren Schoß setzte, fuhr sie, mehr zu dieser als zur Dotin gewandt, fort: „Es muß jeder seine Leut' kennen und muß wissen, ob das Elend sie nicht noch schlimmer kann machen statt besser; und wenn eine schlimm wird, ist's besser, sie wird's allein, als daß sie noch ein ander's mit schlimm macht. Gelt, Liesle, wir bitten nix ab, wo uns die andern sollten abbitten, und auseinander bringt uns auch keiner, es müßt' denn der Totengräber sein. Und so ist's, und nu ist's fertig. Ihr habt mir auch noch gar nicht gesagt, Frau Dotin, was der Mann macht, den ich Euch hab' mitgebracht vom Gründer Markt? Wär's nur ein lebendiger geweest, der hätt' Euch aufgefressen statt Ihr ihn. Und eine rote Nase hätt' er nunmehr auch von Euerm Bier.“

„Ja,“ sagte die Wirtin, indem sie ihre Brille wiederum im Busentuch unterbrachte, „lernt einen Bär tanzen, er fällt doch wieder auf seine alle Bier'. Und wenn man denkt, du bist einmal vernünftig, da bist du geschwind mit deinen Faren wieder dahinter her. So groß und stark du bist, so bist du doch nix als ein pures Kind. Ich hab' dir gesagt: mach', was du willst; aber denk' nicht, daß du an mir einen Rückhalt haben willst, wenn du mir nicht folgst. Nicht, daß ich's mit den Weibern in der Stadt nicht möcht' verderben um deinetwegen; wiewohl ich nicht wüßt', warum ich das sollt' tun. Aber es soll auch nicht heißen, die Reicker Wirtin hat sie in ihrem Troß befestigt. Und nun will ich auch einmal sagen: und so ist's, und nu ist's fertig. Behüt' dich Gott!“

„Ja, wie Ihr's sagt, da klingt's auch nach was!“ lachte die Heiteretei. Sie sah die Dotin ungewiß, ob sie durch die Lücke gehen solle oder durch die Thür. Es ist eigen, daß man gern wieder durch den Eingang fortgeht, durch den man hereingekommen ist. Hätte

nicht unbewußterweise auch die Reicker Wirtin diese Nötigung gefühlt, die Heiteretei wäre mit dem Türöffnen zu spät gekommen. Die Wirtin wartete darauf und schüttelte doch selber verwundert darüber den Kopf und schüttelte ihn noch, als die Heiteretei sie nicht mehr sehen konnte.

Der Heiteretei war es nicht so ums Herz gewesen, als sie die Wirtin glauben machte, daß ihr wäre. Sie war vor dem Häuschen stehen geblieben, bis die Alte über die Strecke ihres Weges hinweggehinkt war, die sie durch eine Lücke in den Weiden hindurch sehen konnte. Die Dotin war die einzige, von der sie noch Teilnahme und Hülfe erwarten durfte gegen die Not, die mit schnellerem Schritte dem Häuschen zueilte als die Alte sich davon entfernte. Mehr als einmal meinte sie, sie noch errufen zu müssen. Aber die Alte wäre auf ihrer Rede bestanden, und abbitten konnte sie nicht, wenn sie auch gewollt hätte.

Der Spott der am Abend auf der Heimkehr aus dem Heuen an ihrem Häuschen Vorbeikommenden hatte sie dann nur noch in ihrem Troste bestärkt.

Waren das böse Mächte gewesen seither für die Heiteretei, so zeigte sich die heutige um nichts besser.

Die Not drohte näher, ihre Empfindlichkeit war gereizter als je. Sie war nie erbitterter auf die Menschen gewesen, die so unbillig mit ihr verfahren, und doch hatte sie nie dringender gefühlt, wie nötig sie dieselben hatte.

„Meinetwegen?“ sagte sie, kummervoll aufsitzend im Bette — denn nichts verstärkt das Gefühl innerer Bedrängnis empfindlicher als die äußere Hilflosigkeit der liegenden Stellung — „Meinetwegen? Oh, wenn ich allein wär’, sie sollten mich zu nir zwingen, so lang’s Wurzeln gibt auf den Wiesen und Wasser im Bach. Aber mit dem Liesle da, wo ich froh bin, daß ich’s so aufgebracht hab’ mit Ziegenmilch und Tee! Und hätt’ ich’s nur wenigstens ermachen können, daß ich die Geiß behalten hätt’! Und sie geben mir keine Milch auf Borg; ich muß froh sein, wenn ich für Geld welche krieg’. Und das ist nun auch alle. Aber abbitten tu’ ich doch nicht! Mich anbieten zur

Arbeit, das will ich meinetwegen noch. Und ich weiß nicht, wie ich das anfangen soll, daß ich zu den Leuten soll sagen: Gebt mir Arbeit, — wo sie sich vorher haben gerissen um mich. Ja, anbieten, das will ich noch tun um dem Liesle feinetwegen. Und das tu' ich morgen; aber jetzt denk' ich nicht mehr dran. Die Gedanken machen einen desperat. Gut! lachen sie äußerlich, so lach' ich innerlich. Am End' müssen die Leut' sich schämen und nicht ich. Und tun sie das nicht, so tun sie was anders. Ich schlaf' aber nun, und nun seid still, ihr Gedanken, ich sag's euch zum letztenmal, und so ist's, und nu ist's fertig!"

Dazu machte die Heiteretei eine entschiedene Wendung auf die Seite, um ihren Worten den Nachdruck der Gebärde zu leihen. Aber es schien vergebens. Der Schlaf, den sie gerufen, kam ihr noch nicht zu Hülfe. Instinktmäßig suchte sie nach einem Punkte, an den sich eine andere Gedankenreihe knüpfen ließe. Ihr Blick fiel auf das Händchen des Kindes, das im vollen Mondlicht auf der Decke neben ihr lag. Unwillkürlich fiel ihr ein, wie ihre Schwestern und Bettgenossinnen sich schon als Kinder gemüht, aus den Verzweigungen des Geäders auf dem Händerücken die Anfangsbuchstaben des Namens ihrer künftigen Männer herauszulesen. Sie selber hatte dann dieses Treiben verspottet; die Schwestern behaupteten, weil auf ihrer Hand nichts geschrieben stehe, so werde sie einmal gar keinen bekommen. Jetzt, wo ihr's darum zu tun war, nur nicht wieder in jene Gedanken zu geraten, tat sie, was sie damals nicht getan. Und seltsamerweise, als sie eben dieses Treibens halb sich vor sich selber schämen wollte, meinte sie, ganz leserlich ständen zwei verschlungene Schriftzüge auf ihrer Hand. Sie fühlte sich über und über erröten und wollte nicht wieder hinsehen; denn so keck und frisch vor den Leuten, so schamhaft war sie vor sich selbst.

Und wie nun das Liesle, plötzlich erwachend, die Pflegerin munter sah und nach seiner Weise mit ihr zu reden begann, da fürchtete sich die Heiteretei vor seinen klugen Augen. Es war, als wolle das Kind die Namen nennen, die sie eben entdeckt. Sie wußte, daß das Kind noch kein Wort sprechen konnte, dennoch suchte sie es auf andere Gedanken zu bringen.

„Sei nicht dumm, Liesle,“ sagte sie schnell, um ihr zuvorzukommen; „es ist ja nicht wahr. Der Mond guckt 'rein, ob du ein gut Kind bist und schläfst, und hernachen sagt er's seinen kleinen Brüderlen am Himmel. Guck', er ist schon auf dem Gringel da oben; da trinkt er erst eins, hernachen legt er sich auch nieder und schläft.“

Das Kind war schon wieder im Entschlummern und sank zurück. Und nun bedurfte es keiner Anstrengung mehr, sich der Sorgen von vorhin zu erwehren; denn es knüpfte sich eine Gedankenreihe an, die stark genug war, sich gegen jede andere zu behaupten.

Es war, als wenn die Heiteretei sich bei sich selber entschuldigen müsse, daß ein F und ein H auf ihrem Handrücken stand. Denn daß am Ende aus den Verschlingungen des Geäders zu lesen war, was man wollte, daran dachte sie in ihrer Unbefangenheit nicht.

„Dummes Zeug,“ sagte sie zu ihrem Handrücken, „ich brauch' keinen Mann. Nicht den und auch einen andern nicht! Wenn ich was möcht', so wär's ein Bruder. Schön sein muß es doch, wenn man einen Menschen hat, dem man alles kann sagen. Ja, und zu einem Bruder, da ließ' ich mir meinetwegen den Holders-Fritz gefallen. Wenn er mein Bruder wär' und ich wohnt' bei ihm, wie wollt' ich ihm seine Sach' zusammenhalten! Da wollt' ich den ganzen Tag in seiner Werkstatt mit ihm sein und ihm helfen. Er sollt' nicht merken, daß er einen Finger weniger hat. Hernachen, wenn er nieder wär', da macht' ich Ordnung in der Werkstatt und scheuert' und macht', was zu machen wär'. Und wenn mir das Blut unter den Nägeln vorlief', ich wollt' nicht meinen, ich tät' zu viel. Zuerst müßt' er ein ordentlich Halstuch haben, denn das Krägeleszeug kann ich nicht leiden, und die langen Quasten schnitt' ich gleich den ersten Tag von seiner Pfeifen. Rauchen möcht' er meinetwegen; es ist, als wenn's einmal zu einem Mannsbild gehört'. Und ohne Westen wie ein Schlenkerles-Förg dürft' er mir auch nicht mehr auf die Gass'. Es ist ein Jammer, wenn so ein hübscher gewachsener Mensch so gar nir auf sich hält. Er ist der schönst' Bursch, den ich gesehen hab'. Aber die langen wilden Haare, da weiß ich auch nicht, wozu das helfen soll; wird nur der Kockfragen schmutzig davon. Und

sein Maß Bier den Tag, das wollt' ich ihm auch nicht verwehren. Das Geld freilich, das müßt' ich haben. Er ist die Guttat selber, und wenn er welchs hat, so haben's eigentlich andre Leut', und wo selber genug haben im Haus."

So sinnt sie. Aber schon versagen ihr die Worte, bald auch die Gedanken vor Schläfrigkeit. Ihre Augen fallen zu. Kaum noch, daß sie hört, was zwei am Häuschen Vorübergehende eben sprechen.

Der eine sagt: „Ja, jetzt hat er eine tüchtige Frau notwendiger denn zuvor, mit seinem gelähmten Finger.“

Die Heiteretei denkt im Einschlummern: „Die meinen den Fritz.“ „Und wenn die Ev' ist,“ entgegnete der andere, „wie ihre Mutter, die Baltineffin! Das ist eine Tüchtige. So eine könnt' ihn zusammenhalten.“

„Die Ev' —“ denkt die Heiteretei noch, dann nichts mehr. Sie ist eingeschlafen.

Und wie lang schläft sie dasmal! Als sie erwacht, ist's schon hoher Tag.

Sie hört reden in der Stube. Sind die dummen Weiber doch wieder da? Aber sie hat keine Zeit, sich zu verwundern; sie hört das Balkmüllers-Gretle drinnen sagen: „Die Heiteretei soll aber ja gleich kommen. Heint muß die Ulrichswiesen noch 'rein.“ Sie zieht sich eilend an, während die Baltineffin dem Gretle antwortet. „Jetzt schlägt die Baltineffin auf ihre Kniee,“ denkt die Heiteretei, „und nun geht's los. Wichtig!“

„Denn obschon mein Vater seliger ein Weber ist gewesen, hier sitz' ich und sag': Sie wird gleich kommen, das Annedorle.“

„Denn warum?“ fügt die Schreinerin hinzu, „sie will ja noch auf der Ev' ihre Hochzeit.“

„Aber daß das Annedorle sich in acht nimmt!“ sagt die Schmiedin. „Er hat schon wieder ein Weil bei Mein'm bestellt.“

„Dummes Zeug!“ sagt sie selber, nämlich die Heiteretei. „Ich fürcht' mich vor zehn solchen nicht.“ Dabei wundert sie sich über sich selber und denkt: „Das ist ja eigentlich alles lang vorbei.“

Aber schon ist sie draußen und wundert sich wiederum, daß sie

den Schiebkarren mit sich führt. Den braucht sie doch eigentlich nicht. Und sie ist auch schon weit über des Balkmüllers Ulrichswiese hinaus. Sie ist schon im Ulrichsholze; sie fährt schon wieder heimwärts. Sie hört noch den Karren der Bäuerin mit den weißen Bündeln hinter sich. Die Lannennadeln duften so stark, es nimmt ihr fast den Atem. Da tritt auf einmal der Fritz hinter einem Baum hervor, aber nicht im Ulrichsholz, sondern in ihrem Gärtchen drüben über dem Schloßweg.

Er nimmt sie bei der Hand. Sie hat den Schiebkarren nicht mehr.

„Laß mich los,“ sagt sie; „ich hab' gern meine Händ' frei.“

Sie sieht ihm ins Gesicht; das ist blaß, aber so gut, daß es ihr in der Seele weh tut. Und was ist das auch für ein Blick, mit dem er sie ansieht! Sie denkt: „Wenn ich immer so dastünd', und er säh' mich immer so an!“

„Gelt,“ sagt sie zu ihm, „du hast mich gewollt? Du hast dir kein Beil bestellt? Ich hab' ja auch immerfort gedacht, du sollst mich nehmen, damit dein' Sach' gut gehalten wird. Daß ich so bei dir könnt' stehn und könnt' dir das selber sagen, das hätt' ich mir nimmermehr eingebild't, und es wundert mich noch, indem ich's zu dir sag'. Aber daß du nun die Ev' willst frein!“

„Ja,“ sagt der Fritz und sieht sie immerfort dabei an, „das ist freilich schrecklich schlimm! Aber das Fräule hat einmal ihre Laden zugemacht, da kann das Zeug zum Brauthemd nicht mehr wieder hineingetan werden. Ja, da ist's nun nicht mehr zu ändern.“

Das begreift die Heiteretei. „Wenn's so ist,“ meint sie traurig, „da ist's freilich zu spät. Aber halt' mich nicht so närrisch bei der Hand!“

„Tut dir's weh? Ja, ich bin stark. Ich bin der wilde Fritz.“

„Deswegen? Und wenn du noch zehnmal stärker wärst, vor dir fürcht' ich mich noch nicht. Aber die Flämmle, die aus deinen Fingerspitzen kommen und schlängeln so heiß den ganzen Arm herauf bis ins Herz. Mir ist angst, die tun mir was daran. Es pocht auch so sehr; ich kann kaum Atem kriegen! Und sieh mich auch nicht mehr so an, ich kann's nicht mehr erleiden. Ach Gott, Fritz, was willst du mit der Oringelwirts-Ev'? Guck', so eine ist nix für dich. Du kannst keine brauchen als mich. Hätt' ich dich doch nicht vom Steg gerennt;

nun denkst du, ich mag dich nicht. Du meinst, weil sie ein hübsch Gesichtle hat? Und es ist nicht einmal so hübsch. Nein, hübsch ist's gar auf der Welt nicht, der Gringelwirts-Ew' ihr Gesicht! Wenn ich mir denk', wie's einmal aussehen soll bei dir, wenn die einmal ein ganz Jahr den Schmutz unter den Schränken hat lassen liegen. So ist ihre Mode; sie kehrt nir weg, als was von selber geht. Du denkst, ihre Leut' haben Geld; aber sie haben auch Kinder genung; und wer weiß, leben sie noch wie lang! Ach, du weißt nicht, Fritz, wie leid du mir tust! Und dein Handwerkszeug! Wenn ich nur wüßt', ob dein Stadel wieder offen ständ'. Das wird sie hin- und herwerfen aus einer Ecken in die ander', wie sie's macht. So ging' ich hin, damit's säh', wie's mich dauert. Aber ich sag' dir's noch einmal, laß mich los! So um die Achsel laß' ich mich nicht angreifen. So leid' ich's von meiner Schwester nicht, geschweig' von einem Mannsbild! Wer weiß, was ich sonst tu'. Ach Gott, ich weiß nicht, wie mir's ist! So ist mir's mein Lebtag nimmermehr gewest. So müßt's im Himmel sein, wenn nicht die Angst dabei wär'!"

„Vor was denn?“

„Ja, das weiß ich nicht.“

„Wenn nun das Liesle da im Bett dein Kind wär', oder du hättst ein ander Kind, aber es wär' dein?“

„Aber das von deinem Fräule gefällt mir nicht, daß sie nur ein Bein hat. Da kann sie nicht in den Himmel kommen; das geht hoch hinauf.“

„So?“ sagt der Fritz. „Hat sie nur eins? Das hab' ich nicht gewußt. Aber sie kann besser damit laufen als andere mit zwei.“

„Das ist alles so närrisch,“ meint die Heiteretei. „Aber so närrisch Zeug hab' ich ja die ganz' Zeit erlebt. Und warum soll ich das nicht glauben? Hab' ich doch das ander' geglaubt.“

„Aber da kommt gar der Holunderbusch an mein'm Häusle. Wo der nur dem alten Schramm seinen roten Kirchenfrack her hat gekriegt? Und er bringt die Baltineffin geführt. Wie die gepugt ist! Das ist auch noch nicht passiert, daß eine alte Frau bei ihrer Tochter ist Brautjungfer gewest. Ach, nimm sie nicht, Fritz! Nimm sie nicht, die

Gringelwirts-Ev'! Und laß mich los, sonst muß ich dich ja drücken, bis du tot wirst, und hernachen kannst du die Gringelwirts-Ev' nicht frein."

„Drück' mich tot! Drück' mich tot!“ sagt der Fritz, umschlingt sie und legt seinen Mund auf ihren.

„Laß mich los!“ ruft sie zornig und hält ihn doch selber fest. Da wallt ihr der Stolz und die Scham mit einem Druck vom Herzen ins Gesicht. Sie gibt ihm einen Stoß, daß er weit fortgeschleudert wird, wie damals vom Ulrichsteg, daß sie selber gegen einen Baum fällt mit dem Kopf.

Wie hat der Baum eine kalte Rinde! Und es ist fast, als wär's gar kein Baum, als wär's eine Kalkwand. Sie tastet daran herum, denn es ist plötzlich Nacht geworden. Nur ein kleiner viereckiger Raum dort gegenüber ist etwas heller; sonst ist die ganze Gegend finster um den Garten herum.

Ja, es ist eine Wand, an der sie sitzend lehnt. Der Boden unter ihr ist weich wie ein Bett. Neben sich hört sie einen leisen Atem. Sie fühlt, sie ist im bloßen Hemde. Die Scham brennt ihr immer heißer im Gesicht. Der Fritz hat sie geküßt! Und wie hat sie mit ihm geredet! War sie denn das selber? So kann sie ja nicht gesprochen haben! Von einem Manne kann sie sich ja nicht haben küssen lassen! Aber sie fühlt ja noch den Druck, mit dem sie ihn an sich preßte, an ihrer Brust. Sie fühlt seine Wärme noch auf ihrem Munde, das Gefühl noch, das sie vorher nicht gekannt, in ihrem Herzen.

Und doch gehört der leise Atem neben ihr dem Liesle. Der viereckige Raum, der etwas heller erscheint als die übrige Umgebung, ist ihr Kammerfenster. Sie sitzt in ihrem Bette. Es kann doch wohl noch gar nicht wieder Tag gewesen sein, seit sie zum letzten Male einschlief. Ob das ein Traum gewesen ist? Ja, so hat sie sich das Träumen immer gedacht, daß man tun und leiden müßte, was man wachend nicht täte und nicht litte.

Wie wär' das gut! Da wär' auch das nicht wirklich, daß der Fritz die Gringelwirts-Ev' freit'. Denn das könnte sie nicht ertragen. Aber auch, daß er sie, die Heiteretei, lieber hätte, war dann nur ein Traum. Und das muß sie wiederum schmerzen.

Wenn sie von neuem einschliefe, träumte sie vielleicht so fort, und die seltsame Angst, die sie noch wachend fühlt, würde noch größer, und wer weiß, was sie noch täte im Traum! Und ihr Gesicht brennt noch über das, was sie schon getan. Was muß der Fritz denken von ihr? Was werden die Weiber nun erst reden!

Sie weint vor Entrüstung über sich selbst, daß sie die Gefühle nicht wieder loswerden kann, ja nicht loswerden möchte, um alles nicht!

„Ich will nichts vom Fritz,“ sagt sie laut. „Mag er die Gringelwirts-Ev' frein! Ich mag ihn nicht! Ich mag keinen! Und so ist's, und nu ist's fertig.“ Sie kann sich zwingen, so zu reden, aber nicht, daß sie so fühlt, wie sie spricht. Sie wird aus sich selber nicht klug. Immer wieder verwechselt sie Traum und Wirklichkeit. Sie weiß nicht, wo der eine aufhört und die andere beginnt.

Sie sieht aus dem Fenster, um sich zu fühlen; die Luft scheint ihr so heiß als ihr Gesicht.

„Wenn ich baden ging,“ sagt sie zu sich, „dann müßt's anders werden.“

Das Liesle, das weiß sie, wacht vor dem Morgen nicht wieder auf. Sie zieht sich an. Denkt sie ihrer Empfindungen, wie der Fritz gefragt: „Wenn du ein ander Kind hättest, aber es wär' dein?“ da schmerzt sie das in der Seele des kleinen Liesle, als hätte sie's verleugnen wollen. Sie bittet's der Schlafenden ab. Dann eilt sie dem Bade zu.

Und wie sie nun an der heimlichen Stelle steht, wo sie so oft um diese Nachtzeit gebadet, da kann sie's nicht über sich gewinnen, nur das Halstuch abzulegen. Sonst entkleidete sie sich so unbefangen wie ein Kind und stürzte sich in die kühle Flut. Und nun — sie weiß, es sieht sie niemand, dennoch kann sie sich nicht entkleiden. Sie schämt sich vor den Bäumen, vor dem Himmel, vor dem Wasser, vor der Nacht und vor sich selbst.

Hat sie denn etwas Böses getan?

Denkt sie der Gringelwirts-Ev', so schnürt's ihr die Seele zu. Da steht sie; die vertraute Tiefe lockt sie mit tausend heimlichen Lauten, sich hineinzustürzen, wie sie geht. Ein leiser Windstoß erschreckt sie;

erst sucht sie sich in sich selber zu verstecken, dann flieht sie heimwärts wie ein scheues Reh.

Hat sie der erste Traum so ganz geändert? Sonst fürchtete sie niemanden. Aber es ist auch nicht die Furcht vor fremder Stärke; die Furcht vor der eigenen Schwäche ist's. Und diese hat sie noch vor einer Stunde nicht gekannt.

Das erste Rot des jungen Morgens glüht ihr aus dem kleinen zerbrochenen Spiegel entgegen, als sie, heimgekehrt, atemlos wieder in ihre Schlaffkammer tritt. Sie sieht nach dem Kinde. Das war doch aufgewacht während ihrer Abwesenheit. Es hatte sich aufgesetzt und geweint; das fühlte sie an der Bettdecke, wo sein Köpfchen lag; dann war es, im Sitzen wieder entschlummernd, mit dem Oberleibe nach vorn gesunken. Ihr war's, als könnte das Liesle über nichts geweint haben als über sie selber. Sie kniete an das Bett hin und schlang den einen Arm leise um das Kind.

„Glaub' mir's doch nur, Liesle,“ sagte sie zu der Schlafenden, aber flüsternd, um sie nicht zu wecken, „ich lass' dich gewiß nicht, solange ich lebe. Ich brauch' kein Kind weiter als dich. Und ich werd' auch gewiß nicht schlecht. So was wie vorhin tu' ich gewiß nicht, wenn ich bei mir bin, das glaub' mir nur, Liesle; und die Mutter selig vom Himmel wird helfen, daß ich's auch nicht im Traum wieder muß tun.“

Die gute Natur des Holders-Fritz hatte unterdes seine Krankheit überwunden. Er durfte wieder an die freie Luft. „Ja,“ sagte er, als er auf einem Stuhle in seinem Stadelgarten saß, „es ist doch kurios, wie alles will gelernt sein, auch das Kranksein und hernachen auch das Wiedergesundsein. Ja, wenn man läuft und red't und hantiert, da denkt man gar nicht, daß man jedes Wörtle und jede Bewegung erst hat einzeln auswendig müssen lernen, wo man jetzt gar nicht mehr dran denkt, daß man sie will machen, als wenn's halt von selber geschäh'. Und wenn ich wieder gesund bin, hernachen werd' ich's auch nicht begreifen, daß ich erst ins Gesundsein gar nicht recht hab' hinein können kommen und daß ich's erst wieder hab' müssen lernen. Es heißt, wer gesund wär', der tät' nicht wissen, daß er einen

Magen hat. Da möcht' ich meinen, er müßt' auch nicht wissen, daß eine Sonn' ist und ein Himmel und Gras und Bäum'. Jezund spür' ich das alles wie ein Kranker seinen Magen. Die Bäum' drücken mich, der Himmel ist, als wenn er sich auf mich legen wollt' oder schon läg' mit seiner schrecklichen Blauheit, und das grüne Gras, das benimmt mir ordentlich den Odem, so grün ist's. Das Lüftle vom Kreuzberg her, da ist's, als müßt' ich mich dagegen stemmen, und die Hummel da macht mich bis in den Magen hinein konfus. Das ist verwünscht; jedes Steinle, wo da liegt, und jedes Mückle, das sich seine Flügel puzt, und jeden Grassalm spür' ich einzeln. Da sieht man erst recht, was das für dumm Zeug mit dem Wildtun ist gewesen. Gegen das da helfen die Fäust' nix, da kann man sich nur mit den Gedanken erwehren. Und wenn einer kein Glied kann regen, so kann er doch ein Mann sein und ein rechter dazu. Den Mann macht's, daß einer denkt und bleibt ganz ruhig fest auf dem, was er einmal hat gesagt."

Jetzt sah er seine Großmutter vor sich stehen. Sie weinte.

„Was weint Ihr denn, Fräule?“ fragte der Fritz.

Die Alte schluchzte: „Ach du lieber Gott, du arm Fritzle! Daß du nu wieder dastizst und bist gesund, das dauert mich so.“

Es ist eigen, oft fühlen wir das Mitleid erst recht, wenn der Grund dazu schon hinter uns liegt. Das glückliche Lächeln, mit dem ein Armer die geschenkte Suppe isst, rührt uns viel tiefer als vorher der Hunger auf seinem Gesichte. Vielleicht, weil wir nun erst an dem Glücke der Befriedigung den Schmerz des vorhergegangenen Entbehrens ermessen. Oder weil uns das gegenwärtige Leiden zu sehr erschreckt, als daß wir den Mut hätten, seiner Mitempfindung uns hinzugeben.

„Ihr seid ein dumms Fräule,“ sagte der Fritz. „Habt Ihr das nu fertig gemacht, da mit der —? Ihr wißt schon, was!“

„Mach' nur erst, daß du wieder stark bist und deinen Besuch kannst abstatten.“

„Weiter fehlt nix?“ fragte der Fritz. „Und sie wissen, daß ich auf die Ev' gepaßt hab', ob ich sie allein könnt' sprechen?“

„Freilich, Fritze, freilich,“ entgegnete die Alte. „Es ist aber doch nährlich mit den Menschen. Guck', sag' mir einmal, Fritze, hast du dich einmal recht gewundert, daß bei dir aufgeräumt ist gewest in der Werkstatt?“

„Ihr meint, in der alten Zeit?“ So nannte der Fritz die Zeit vor seiner Aenderung.

„Ja,“ entgegnete die Großmutter.

Dem Fritz fiel's ein. „Ihr habt einmal heimlich das Zeug 'reingerräumt, weil Ihr gemeint habt, ich werd' wild, wenn ich's weiß. Damals bin ich auch wild gewest; ich hab' nir können finden.“

„Ja,“ meinte die Alte, „glaub's wohl; weil du unter den Spänen und in allen Ecken hast deine Sach' aufgehoben gehabt. Wenn du dein Beil nicht erst eine halbe Stund' hast vergebens müssen suchen, da hast du gemeint, es schneid't nicht.“

„Ja,“ sagte der Fritz. „Es ist den Morgen nach dem letzten Gründer Markttag gewest, wo ich — Ihr wißt schon, was; ich denk' nicht gern an die alt' Zeit. Im Anfang bin ich wild gewest, daß ich die Sachen dort hab' müssen suchen, wo sie hin haben gehört. Auch die Stadelthür ist angelehnt gewest.“

„Und rat' einmal, wer das hat gemacht gehabt, Fritze! Aber ich bin's nicht gewest.“

Der Fritz besann sich und sagte dann zornig vor sich hin: „Muß mir denn allemal zuerst die einfallen? Und wenn's was Unmöglich's wär', die fiel mir dabei ein, als hätt' sie's gemacht. Und das ist auch unmöglich, daß die das soll gewesen sein.“

„Nu, ich will dir's sagen, Fritze, die Heiteretei ist's gewest.“

„Also doch?“ Dem Fritz stieg Dunkelröte in die bleichen Wangen. Er merkte es und fuhr aus Scham vor der Großmutter zornig auf: „Von der Balthineffin=Ev' habt Ihr wollen sprechen.“

So sagte er, und doch hätt' er gern gewußt, war's wahr, was die Alte gesprochen? Aber hatte er nicht in seiner verbundenen Hand einen unwiderleglichen Gewährsmann für das Gegenteil? Aber seine Schwäche zornig, fuhr er fort: „Wenn's nicht richtig ist, bis ich wieder kann ausgehn, zieh' ich nach Amerika.“

Die Alte erschrak. Sie fing an zu glauben, sie werde ihren Plan nicht durchsetzen. Damit es nicht auffiele, wenn sie plötzlich von der Heiteretei abbräche, und weil sie meinte, sie müsse nun noch das Mögliche versuchen, den Fritz von seiner Meinung abzubringen, die Heiteretei verschmähe ihn, plauderte sie wie unabsichtlich weiter:

„Aber was redst du nur immer noch, Fritze? Die Sache ist abgemacht. Es ist alles fertig. Die Baltineffin hat auf die Kniee geschlagen und hat gesprochen: Hier sitz' ich und sag': so ein Paar wie mein Mordmädle und der Frau Holderin ihr Lichterle, die hat der Himmel selber zusammengefügt. Er soll nur kommen, der Meister Holder. Sie ist eben guter Laune gewesen über der Heiteretei ihr Häusle, wo der Regen beinah hat eingeworfen. Die Weiber haben der Heiteretei so lang angst gemacht — nu kann ich dir's schon sagen, Fritze — du tätst ihr mit dem Beil aufslauern und wolltst ihr wer weiß was tun, bis die Heiteretei ist desperat geworden, und du weißt schon, was hernach ist passiert. Und wie die Heiteretei gemerkt hat, es ist nicht wahr, was ihr die Weiber haben gesagt, da ist sie noch einmal desperat worden und hat die Weiber aus ihrem Häusle gejagt, die sie dazu haben verleitet gehabt. Nu gönnen die ihr das mit dem Häusle.“

Es war ein Wagnis von der Großmutter, jetzt schon vor dem Fritz der Heiteretei Tat an ihm zu erwähnen und so ihn merken zu lassen, man wisse trotz seiner Bemühungen, ihn zu verschleiern, den wirklichen Verhalt der Sache. Das wußte die Alte recht gut. Und doch konnte sie auf andere Weise ihm nicht beibringen, daß die Heiteretei, von der er sich aus Haß angegriffen meinte, nur Notwehr habe üben wollen. Sie hatte damit zu warten gedacht, bis er, ruhiger geworden, sich freuen müßte, daß ihre Versicherung, sie unterhandle mit der Baltineffin, ein bloßes Vorgeben gewesen. Aber sein jetzt noch eben so heftiges Dringen auf das Fertigmachen der Heirat und seine Drohungen erlaubten den Aufschub der Mitteilung nicht länger.

Es braucht daher keiner Erwähnung, mit welcher Spannung der Großmutter Augen am Gesichte ihres Enkels hafteten, während sie

nur wie beiläufig des nötigen und doch bedenklichen Punktes erwähnte; wie sie miterblaßte, als sie ihn noch bleicher werden und an den Lippen nagen sah. Sie mußte nun die Voraussetzung, auf die ihr Plan gegründet war, und damit alles Gelingen desselben aufgeben. Auch keine Spur von Freude, daß er sich in der Heiteretei geirrt, zeigte sich in des Enkels Gesicht.

Sie wußte nicht, daß der Zorn, den sie darin aufsteigen sah, eben von dem Gedanken kam, welche Freude die Gewißheit, er habe sich in der Heiteretei geirrt, hätte bringen müssen, kam sie nicht zu spät. Es war Zorn auf sich selber, daß er den unglücklichen Einfall gehabt mit der Ev', den er nun festhalten mußte, mit so großer Beschämung er auch einsah, er sei zugleich ein alberner gewesen. Das Glück mochte er sich nicht ausmalen, dessen ihm lächelndes Gesicht er nun erst erkannte, da er es auf Nimmerwiederkehr von sich gewiesen. Die Leute wußten nun doch, daß die Heiteretei ihn in den Graben geworfen, sie wußten sogar, warum sie es getan. Er meinte, sie müßten über sein schulknabenhafte Vorgeben, er habe an dem Häuschen und auf den Wegen der Heiteretei der Ev' aufgepaßt, ebenso verächtlich denken, als ihn selber Troß und Scham zwang, zu tun. Aber er mußte es festhalten; und da er dies als einen Zwang empfand, den nicht er selbst, sondern den die Leute ihm antäten, fuhr er im Zorne darüber auf: „Mit Euern Leuten! Was wissen die? Die sagen, ich hätt' der Heiteretei aufgelauert, damit sie ihren Arger und ihren Hohn recht könnten auslassen!“

„Na,“ suchte die Alte ihn zu begütigen, „du denkst, Frigle, sie haben dir's verdacht, wie sie haben gemeint, du bist dem Annedorle zu Gefallen gegangen? Aber guck', Frigle, so ist's nicht gewest. Darum haben sie dich gelobt. Aber daß du's so wunderlich hast angefangen, das, haben sie gemeint, wär' nicht das Wichtig' gewest. Wer die Leut' wollt' blind machen, der tät' ihnen erst die Augen auf. Und wenn einer was wollt' verstecken, so meinen sie, es müßt' auch danach sein, daß man's müßt' verstecken; und was Guts versteckt man nicht. Daß du dir so viel aus den Leuten hättst gemacht und wärst so heimlich gegangen und hättst die Heiteretei selber mit

desperat gemacht und hernach wieder der Leut' wegen gesagt, du wärst der Gringelwirts-Ew' zulieb' gegangen, das wär' nicht das Gescheißt' gewest. Auf die Leut' dürft' man nix geben, haben sie gemeint."

Die Sorge der Großmutter wandte sich auf seinen augenblicklichen Zustand. Sie war bekümmert und unwillig auf sich, daß sie diesen veranlaßt. War ihr doch vom Väter auf die Seele gebunden worden, alle Ursache zu Zorn und Arger von ihm fernzuhalten. Sie ging, ihm einen niederschlagenden Trank zu besorgen.

Dem Fritz aber war es lieb, daß die Großmutter ging. Es wurde ihm schwer, im Zorne zu bleiben; und ein traurig Gesicht ihr zu zeigen oder Gedanken an die Heiteretei darin lesen zu lassen, das litt sein Troß nicht. „Es wär' verkehrt gewest, daß ich zu viel auf die Leut' hätt' gegeben?“ sagte er zu sich, indem sie ging. „Und wer hat das gemeint? Die Leut'? Wer sind denn nun eigentlich die Leut'? Die da sagen, man soll nix auf die Leut' geben, das sind ja selber wieder die Leut'. Himmelement! Wer da nicht konfus soll werden! Und das ist verwünscht, daß sie wieder recht haben. So wär' doch wirklich ein Narr, der auf die Leut' was gäb'? Und der ihnen was zum Troß will tun, noch mehr, als wer ihnen will zu Gefallen leben? Im Fieber, da hab' ich immer mein link Bein für einen Hund angesehen, der mich hat angebellt, und wenn ich nach ihm hab' wollen treten, da hab' ich mich selber getreten. Die Leut' sind nix wie so ein verwünschter Fieberhund. Du hast gemeint, die Leut' bellen dich an, und hast sie wollen treten und hast dein ganz Glück zertreten. Und da hast du gemeint, du bist ein anderer Kerl worden und ein rechter Denker und — halt' nur still, Bursch, du sollst mir nix mehr vormachen, das sag' ich dir! Ist das alles, was du seither hast gemacht, was anders gewest als dein alt Wild- und Dumm-tun, wo du hast gemeint, du bist drüber hinaus? Und hast nicht wieder gemeint, das ist was Aparts, wo du bist auslachenswert gewest, und wo du was Gescheits hast wollen tun, da hast du dich geschämt? O Himmelement! Und wenn ich's noch wenigstens könnt' verlaufen oder ausarbeiten; aber so muß ich sitzen blei-

ben bei meiner Dummheit wie das Kind bei dem, was es hat gemacht.

Ja, wenn's wär', was ich mir da denk'! Aber es könnt' auch wieder so ein Fieberhund von Denkereei sein, wie das die Zeit her ist gewest. Das Fräle hat keinmal recht damit herausgewollt, ob sie die Sach' mit der Ev' hat fertig gemacht, und hat immer von dem Annedorle gered't, daß es sollt' herauskommen, als wär's zufällig gewest. Ja, so ein alt Fräle hat auch noch ihre Ast'. Das wär' gar nicht unmöglich, daß das Fräle nur so hätt' gesagt und wär' noch gar nicht bei der Baltineffin gewest. Weiß ich nicht, was ich tät' vor Pläsier, wenn's so wär'. Aber sagen könnt' ich dem Fräle nicht, wie lieb mir's wär'. Wenn doch am End' schon alles fertig wär' und — eher freit' ich den Teufel, als daß ich könnt' sagen wie ein klein Kind: Vorhin ist mir sell nicht recht gewest, jetzund ist mir wieder das nicht recht. Das Wildtun, das soll mir nicht noch einmal kommen, es mög' sich stellen, wie's will; den Fieberhund kenn' ich nu schon. Aber die Mannesehr', die freilich muß ein rechter Kerl aufrecht erhalten. Was einer einmal hat gesagt, dabei muß er bleiben, und sollt' ihm darüber das Herz entzweigehn im Leib. Und so was wird hernachen auch werden. Wenn ich das Annedorle hätt' ich wär' — morgen wieder gesund. Sie hat gemeint, ich will ihr was tun; das dauert mich. Und muß nun denken, sie hat mich um mir in den Bach gerennt. Wenn ich nur sollt' wissen, was sie dächt', wenn die Leut' sagen, ich hab' sie gewollt! Ob sie's recht sehr reuen tät'? So recht sehr? Ob sie wohl könnt' weinen darüber? Wenn mir doch nur das Fräle hätt' was weisgemacht! Ich weiß nicht, was ich könnt' tun darum. Da kommt der Schnödler. Wenn ich den könnt' ausholen! Aber der ist auch pfißig genug. Es wär' verwünscht, wenn ich die Ev' nun müßt' nehmen; ich könnt' nicht wieder recht gesund werden danach, das weiß ich. Und ich möcht's auch nicht."

Der Meister Schnödler merkte, trotzdem daß er den Tag noch keinen Tropfen getrunken, was der Friß wissen wollte.

Es lag im Vorteil der Baltineffin=Ev', wenn er so antwortete, wie das Fräle von ihm verlangt hatte. Er stellte also die Sache mit

der Ev' als ganz fertig dar und zugleich als völlig stadtbekannt. Die Leute hätten die Heirat längst vorausgesehen; deshalb finde die Rede einiger wenigen, die sich ein weises Ansehen zu geben suchten, wenn sie behaupteten, des Fritz Werbung habe eigentlich der Heiteretei gegolten, nicht nur keinen Anklang, man mache sich auch noch über die weisen Leute lustig. Ein so wunderliches grundloses Hin und Her mit seinen Absichten und Entschlüssen traue man einem solchen Manne, wie der Holders-Fritz ist, nicht zu.

Den Fritz hatte endlich weniger der noch nicht wieder gewohnte Aufenthalt im Freien als die Bewegung seines Gemütes in Zorn, Freude und Schmerz angegriffen. Er ließ sich wieder zu seinem Lager führen.

Der Vater benutzte auch diesen Umstand. Er suchte die Alte auf und brachte sie durch wohl angewandte Beruhigungsreden bald in die größte Angst.

Der Fritz, sagte er ihr beiläufig, scheine zu glauben, daß sie ihn zum besten habe mit vorgespiegelter Erfüllung seines Wunsches. Das habe er, der Vater, gemerkt. Er wolle nicht meinen, daß die bedenkliche Wendung, die der Zustand des Genesenden wieder zu nehmen drohe, von dem Zorn und dem Schmerz, getäuscht zu sein, herrühre. Sie solle, da ein gefährlicherer Rückfall in Aussicht sei, ein Gespräch darüber mit ihm vermeiden.

„Was der verwünschte Kerl sagt, daß er übermorgen nach Amerika will, da wollen wir ihn schon kriegen. Was? Der braucht auch noch die Seekrankheit dazu? Der kann so sterben. Er braucht kein Schiff; wenn's gerät, braucht er nicht einmal seine Beine und wandert noch wo ganz anders hin als bloß nach Amerika. Aber wer weiß, geht er zu Schiff, furiert ihn vielleicht die Seelust. Das ist ein ganz anderer Kerl als so ein Landwindle! Ich soll sehn, ob's wahr ist, das mit der Baltineffin, daß das fertig wär'. Und ist's nicht, soll ich's machen. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin; auf der See gestorben, das ist noch lang kein Schieferdeckel, der den Hals hat gebrochen.“

„Ja, Meister Schnödler —“ begann die Alte. Aber der Meister konnte sich wohl denken, die Großmutter werde ihn nur bereden wollen, mit der Ausführung seines erdichteten Auftrages noch zu zögern. Einen

scheinbaren Vorwand dafür zu finden, traute er der Klugheit der Alten zu. Dann, erkannte er voraus, werde er es entweder mit ihr verderben oder den Vorteil, den des Enkels Angegriffenheit ihm in die Hände gab, ungenutzt fallen lassen müssen. Da beide Aussichten ihm nicht behagten, tat er entschlossen eilig, sprach von der Heiligkeit, den der Auftrag eines vielleicht Sterbenden habe, und rannte davon, ehe er sie hatte zu Wort kommen lassen.

Da stand nun das gute Holders-Fräule und mußte ihres Leibes keinen Rat. Der Bader ging wahrscheinlich geraden Weges nach dem Gringel. Seine Rede von der Heiligkeit des Auftrages eines vielleicht Sterbenden hatte sie vollends niedergeschlagen. Sie hatte das Vertrauen eines solchen betrogen, der noch obendrein ihr ganzes Leben war, und hatte damit nichts erreicht, was die Täuschung rechtfertigen oder auch nur entschuldigen konnte. Hatte der Bader aus einem Grunde, der nahe genug lag, den Zustand ihres Frizle ihr bedenklicher vorgestellt, als er wirklich war — wir wollen es der Alten nicht verdenken, daß sie sich nicht ganz vergaß —, so lief sie Gefahr, ihre Stellung zu dessen künftigem Haushalte selbst zu untergraben. Und so schwere Dinge dies waren, das Mißfallen an der Unschicklichkeit einer Werbung durch den betrunkenen Bader hatte Gewicht genug, sich neben ihnen geltend zu machen.

Jene Möglichkeit, der Bader habe sie bloß schrecken wollen, wuchs zu einem Hoffnungskeim in ihrem betrübten Herzen, den aber der Anblick des Fritz, als sie ihn bleich und matt wieder auf seinem Bette liegen sah, sogleich wieder erstreckte. Im Eintreten hörte sie ihn noch mit schwacher Stimme von einem Fieberhunde reden.

„Ach Gott,“ dachte sie, „der Bader hat doch recht gehabt: das Frizle fafelt schon wieder. Wenn er wirklich sollt' sterben, ich könnt's nicht verwinden, daß ich ihm die letzt' Lieb' nicht hätt' getan mit der Balthineffin=Ev'. Und ich wär' noch obendrein damit schuld an seinem Tod.“

„Da, Frizle,“ sagte sie, indem sie mit zitternder Hand den Kre-mortartaritränk neben ihn stellte.

Im Fritz war die Hoffnung, seine Großmutter habe ihn zu seinem

Besten getäuscht, noch nicht ganz erstorben. „Der Schnöbler,“ meinte er, „kann von dem Fräule ange stellt sein.“ Zwar schienen die einzelnen Reden des Vaders nicht mit dem Plane zu stimmen, den er bei der Großmutter voraussetzte; aber im ganzen ließen sie sich nach seinem Wunsche auslegen. Er nahm sie so, obgleich er wußte, wenn er sich ernstlich fragte, müßte er sich antworten: Ich glaub' es freilich doch nur, weil ich möcht', es wär' so.

„Fräule,“ sagte er, „Ihr habt's nicht fertig gemacht, das — Ihr wißt schon was. Ihr seid wie der Fieberhund —“

Die Alte schlug in Gedanken die Hände über den Kopf zusammen. „Aber Frigle —“

„Die Leut', mein' ich. Ihr seid wie die Leut'. Ihr wollt's nicht haben. Ihr wollt mir mit Gewalt eine andere aufdringen.“

Der zornige Ton, mit dem er das sprach, klang so von Schwäche angewellt, daß er die Alte mehr erschütterte als der Inhalt seiner Rede selbst. Sie hörte im Geist die Sterbeglocke dazu läuten.

„Aber Frigle, wie kannst du das denken?“ sagte sie weinend. Sie sah schon den Meister Schramm im schwarzen Mantel an der Thür stehen, und es schien ihr nun selber, als habe sie das tun wollen, was er ihr vorwarf. Sie nahm sich vor, sobald es möglich, noch nachträglich wahr zu machen, was sie ihm bisher vorgespiegelt.

„Es ist ja fertig, und guck', Frigle, was noch dran fehlen sollt', das ist ja mit einem Wörtle gemacht. Ich will auch zum Superdent. Sei nur nicht zornig, sonst wird's schlimmer mit dir.“

Der Fritz sah sie ihren Mantel nehmen und begann nun mit Recht zu fürchten, er zwingt sie vielleicht erst, das zu tun, wovon er so sehnlich wünschte, es sei noch ungetan. Gleichwohl wollte er sich nicht bloßgeben.

„Wenn's noch nicht ist,“ fuhr er daher fort, „so laßt's bleiben, Fräule. Hört Ihr?“

Sie traute ihren alten Ohren nicht; sie wandte sich und nahm die Augen zu Hülfe.

Ihr scharfer Blick zeigte ihm, er sei im Begriff, sich zu verraten. Er meinte, ihr müsse es ebenso verächtlich scheinen, wenn sie sehe, er

sei mit seinem Zorn und seiner Reue ein kleines Kind, als ihm selber das, durch die Augen beschämten Trostes angesehen, vorkam.

„Ich kann's schon selber. Ihr meint, ich bin ein klein Kind, dem man weismacht, was man will. Ihr sollt meinertwegen nix tun, was Ihr nicht gern mögt.“

Diese Milde traf das Fräulein in das Herz hinein.

„Hört Ihr, Fräulein? Und wenn ich's nicht selber kann, ich find' schon einen.“

„Den Bader!“ dachte die Alte mit einer Art eifersüchtigen Schmerzes. „Vielleicht komm' ich doch noch eher als der; es sind wer weiß wieviel Schenken an dem Weg bis zum Gringel.“

„Von Euch will ich's nu nicht. Ihr sollt's nu nicht. Hört Ihr? Sonst verdrießt mich's noch mehr.“

„Was du redst, Frigle! Ja, wenn's nicht wirklich schon fertig wär'! Aber es ist ja schon. Und du wirst noch ganz krank von dem unnützen Reden. Wenn du lieber könntst ein bißle schlafen!“

Sie setzte sich auf einen Stuhl und schien sich in ihr Gefrick zu vertiefen. Sie wollte sein Einschlafen abwarten.

Die letzten Reden der Großmutter hatten den Fritz fast wieder irr gemacht. Er sah ein, daß er in der Weise, wie er begonnen, nicht hinter den wirklichen Verhalt der Sache kommen könne. Nach einem harten Kampfe seiner Sehnsucht mit seiner trotzigigen Scham wurde ihm deutlich, daß auch diese Scham nichts weiter sei als sein altes Wild- und Dummtun, als nur wieder ein Fieberhund, indem er in dem Gemüte der Großmutter seine eigenen Grillen fürchte. Er triumphierte wiederum mit seinem Denkerstolz, um seinem Gedankenergebnis die nötige Wucht zum Todesstoß auf die widerstrebenden Gefühle zu geben. Wäre er geübter im Denken gewesen, so mußte er freilich inne werden, daß dieses selbst weder in seinem Ausgangspunkte noch in seiner Richtung den Einfluß der Gefühle gänzlich verleugnen kann.

Da er merkte, wenn es ihm gelingen sollte, Trost und Scham zu überwältigen, dürfte er sein Gesicht den klugen Augen der Großmutter nicht aussetzen, so wandte er sich nach der andern Seite.

„Fräule, ich will Euch was sagen, aber — ja, wenn ich wüßt' — na, seid nicht etwa dumm —“

Er fühlte die Scham schon auf seinen Backen brennen, daß die Großmutter ihm nicht gleich erleichternd in die Rede fiel. Da dies aber gar nicht geschah, so fiel ihm ein, die Alte könnte, von ihm in seinen Gedanken unbemerkt, leise aus der Thür gegangen sein. Er kehrte sich, so rasch als ihm möglich war, wieder um. Die Alte war fort. Auch der Mantel hing nicht mehr an seiner Stelle. Erschrocken setzte der Fritz sich im Bette auf. „Nun ist sie erst zur Baltineffin gegangen!“ fiel ihm ein. „Nu ist's aus mit dem Annedorle!“ Er fühlte nun erst recht, wie in dieser all sein Glück beschlossen war. „Und ich muß die Baltineffin=Ev' frein! Fräule, Fräule! Ihr müßt noch da sein! Hört doch nur!“

Aber das Fräule hörte nicht; es war wirklich auf dem Wege zur Baltineffin.

Hätte er hoffen können, daran zu verbluten, wenn er von dem verletzten Finger den Verband abriß, er hätte es getan.

„Es wird so werden,“ tröstete er sich grimmig, „ohne das.“

Indem er vor die Stadelthür hinauslief, gab er sich das Wort, von Stund' an ernstlich alles Wild- und Dummtun abzuschaffen und unter keiner Maske mehr an sich zu lassen, sie sei so verführerisch, als sie wolle.

Auch vor dem Stadel war die Alte nicht mehr.

Es ist eine Eigenheit guter Entschlüsse, daß sie gewöhnlich zu spät kommen.

„Glaub' mir's nur, Liesle,“ sagte die Heiteretei, vor dem Bette knieend und den linken Arm um das Kind geschlungen, leise zu dem schlafenden. Sie mußte es dem Kinde noch einmal sagen, und da sie es doch nicht wecken wollte, so flüsterte sie: „Ich lass' dich gewiß nicht, solange ich leb'. Ich brauch' kein Kind weiter als dich. Und ich werd' auch gewiß nicht schlecht. So was wie vorhin tu' ich gewiß nicht, wenn ich bei mir bin, das glaub' mir nur, Liesle! und die

Mutter selig vom Himmel wird helfen, daß ich's auch im Traum nicht wieder muß tun."

Sie fühlte, daß es ihr heiliger Ernst war mit diesen Vorsätzen; das gab ihr neue Kraft. Den nüchternen Blick des hellen Morgens konnten die Gebilde des Traumes ohnehin nicht ertragen; sie fielen, eines um das andere, vor seiner Gewalt in sich zusammen, und die Heiteretei sah halb froh, halb traurig die Gestalt der Wirklichkeit aus den sinkenden bunten Hüllen Glied um Glied wiederum hervorgehen. Bald vermochte sie nicht mehr zu begreifen, wie sie solch „verrücktes Zeug“ nur einen Augenblick lang hatte glauben können. Es wurde ihr immer gewisser, die wachende Heiteretei hatte für das, was die träumende getan oder noch tun konnte, nicht einzustehen. Nur etwas davon blieb zurück und war durch kein Mittel zu verschrecken: die Wirklichkeit, die dem Traum zu Grunde lag.

Bis zu dieser Nacht war die Seele des gesunden kräftigen Mädchens in geschlechtlicher Hinsicht noch ein Kind gewesen. Wenn sie erst den Fritz ungern in seiner Verwilderung gesehen hatte, so war das eine Folge ihrer natürlichen Gutmütigkeit gewesen. Dann hatte das endlose Warnen und Raten der Wachtstubenweiber sie gewöhnt, ihn zum steten Gegenstand ihrer Gedanken zu machen. Furcht, Mitleid, Angst und Selbstanklage hatten dieses Denken an ihn zu inniger Theilnahme gesteigert und ihre Seele vertieft, die aber noch immer geschlechtslos blieb, bis die Eifersucht endlich das Weib in ihr weckte. Die Bilder des Traumes waren nur die Blumenblätter gewesen, die nach Befruchtung der Blüte abfallen konnten ohne Nachtheil für das Wachstum der Frucht. Und diese reifte schnell zu der schwellenden Fülle, die sie auf so saftvollem Stamme erreichen mußte.

Bald war ihr einziger Gedanke: „Wenn nur das mit der Ev' bloß geträumt ist geweest! Hernach ist alles gut.“

Die Milch zum Frühstück für das Kind kostete der Heiteretei ihre letzten Kreuzer. Das berührte sie nicht. Diese tiefen strömenden Gefühle dehnten ihr Herz bis zum Zerspringen und ließen keiner Sorge darin Platz. Das Elend, das nun Gesicht an Gesicht vor ihr stand, verlor, von ihnen angestrahlt, alle seine Schrecken. Ohne daß sie es

selbst wußte, kleidete sie sich, als wär' ein hoher Festtag. Auch darin zeigte sich ihre Wandlung.

Wie sie an dem kleinen Spiegel stand, den sie auf- und abwenden mußte, um ihre ganze Gestalt darin sehen zu können, wurde sie zum ersten Male in ihrem Leben gewahr, wie hübsch sie ausah. Gegen diese volle und doch schlanke hohe Gestalt ist die Ev' nur ein Schatten. Und auch solche Haare hat sie nicht, so klar und dicht, wie sie jetzt der Heiteretei über die Schulter fallen, herab bis fast auf die Kniee, und sie einhüllen, daß sie eigentlich keines Gewandes weiter bedürfte. Nur ein dunkles Gefühl ist's in diesem Augenblick, als wären doch nicht alle Sorgen vorbei, welches sie dem Liesle zurufen läßt: „Es wird alles gut, Liesle, es wird alles gut.“ Sie wundert sich, daß dessenungeachtet das Liesle noch wird Milch trinken wollen. „Nimm's doch nicht übel, Liesle, daß ich so lustig bin!“ Sie fühlt schon, daß sie es auch bald nicht mehr sein wird.

Und wirklich, es ist nun hohe Zeit, wenn sie gehen will, sich anzubieten; sonst trifft sie niemanden mehr zu Haus.

Sie ist fertig und nimmt das Liesle auf den Arm; denn allein kann sie's nicht im Häuschen lassen. Daß es um den Fritz wär' — wie leicht würde ihr das Sich-Anbieten sein! Um den Fritz könnte sie den großen Weibern knieend abbitten, und der Schmerz des zerbrechenden Stolzes würde nur die Wollust des In-ihn-sich-Verlierens erhöhen. Wie ist das alles so anders in ihr als nur gestern noch! Sie drückt das Kind an ihre Brust; sie fühlt halb mit Schrecken, sie ist ihm Ersatz schuldig, denn sie hat den Fritz lieber als das Kind.

Um das Häuschen herum ist sie schon in der Stadt. Sie fragt sich, wohin sie zuerst will. Daß sie zu keiner von den Wachtstube-nweibern gehen wird, ist natürlich. Da steht ein Haus, die obere Hälfte grün angestrichen, die untere blau; die Besitzer der beiden Hälften sind sich feind und verkünden das solchergestalt jedem Vorübergehenden. Der unten hat viel Felder und Wiesen, er fährt auch selbst mit seinen Rühen; vor dem Hause steht ein Leiterwagen. Der Mann ist beschäftigt, die Achsen daran zu schmieren; die Frau sieht aus dem Fenster und spricht mit ihm.

„Einen guten Morgen,“ sagt die Heiteretei in ihrer gewohnten Weise. Der Mann entgegnet ihr halblaut, als wüßte er, es mög' es niemand hören. Die Frau sieht auf die Seite.

„Weil ich einmal da vorbeigeh'. Ihr habt noch Heu draußen. Heint, denk' ich, gibt's noch ander Wetter. Da werd't ihr mehr Leut' müssen anspannen.“

Es kommt ihr keine Antwort zu Hülfe, kein: „Ja, wenn Ihr könntet helfen.“ Der Heiteretei schwillt das Herz. Ein Blick auf das Liesle läßt sie sich bezwingen. „Ich wär' imstand und hälf' euch den Vormittag aus,“ fährt sie fort.

„Ich meint',“ sagt dagegen die Frau zu ihrem Manne, „dort käm' der Bäs Baltineßin ihr Knecht. Mach', daß du 'rein kommst.“

Die Heiteretei sieht wohl, die Leute fürchten sich vor der Baltineßin. Um nicht Zeit zu verlieren, geht sie weiter und sagt im Gehen: „Ja, es wird mir doch nicht passen. Ihr müßt euch schon allein behelfen dasmal.“

Der Mann, der schon in der Tür war, sieht, daß sie geht, und kommt wieder heraus, um seine Arbeit fortzusetzen.

„Was kann's helfen!“ sagt die Heiteretei; „du mußt Milch haben und Brot, du arms Liesle. Und wenn nur das mit der Ev' ein Traum ist gewesen, so will ich mir gern noch mehr lassen gefallen!“

Da kommt der Gurken-Kaspar daher. Ehe er der Heiteretei ansichtig wird, zankt er mit seiner Frau, die ihm mit ihren Töchtern folgt, alle mit Rechen bewaffnet. „Das kommt von deinen Anstalten! Hättst du beizeit dazu getan, so hätten wir nun Leut'. Aber dir fällt's nicht eher ein, daß du eins willst bestellen, als wenn's schon versprochen ist!“

„Da komm' ich gerade recht,“ denkt die Heiteretei.

„Glück zu ins Heu!“ sagt sie laut und setzt hinzu, als wenn sie spaße: „Das Annedorle möchtet ihr gern mit haben, ich seh's euch an. Ihr habt nur nicht das Herz, weil ihr wißt, ich bin immerfort schon auf Wochen hinaus vertan.“

Der Gurken-Kaspar erschrickt und stottert verlegen: „Ja, manch-

mal, da möcht' man wohl — wunderbarlich Wetter, das ist — wenn nicht — so aber — hat man sich beinah zu viel vorgesehn —“

Der Heiteretei schlägt die Blut ins Gesicht. „Ich glaub' doch gar,“ lacht sie, „Er denkt, ich biet' mich an?“

„Ja so,“ sagt der Gurken-Kaspar erleichtert. Er war im Zuge, noch einen Scherz mit ihr zu wechseln; seine Frau aber rannte ihm absichtlich unabsichtlich den Rechen an den Kopf. Der Gurken-Kaspar war der Mann, der einen Wink verstand und wenn er noch feiner war. Er schluckte hinunter, was er hatte sagen wollen, und ging schweigend fürbaß.

Eine von seinen Töchtern aber wandte sich im Gehen: „Weißt du's noch nicht, Annedorle? Sonntag über acht Tag' macht der Holders-Fritz Hochzig mit der Oringelwirts-Ev'.“

Der Heiteretei wankten die Kniee. So war das doch nicht geträumt? In den Schmerz hinein, der sie mit hundert Krallen faßt, hört sie die Mädchen fichern. Sie rafft sich mit aller Kraft zusammen und lacht: „Das wißt ihr heut erst? Ich hab's beinah schon wieder vergessen!“

Eine junge Frau, die ihr begegnet, sagt zu einer andern: „Wie das Annedorle sich gepuht hat! Die hat gewiß gedacht, heint schon ist die Hochzig.“

Die Heiteretei drückt unwillkürlich das Kind gegen das schwellende Herz, daß es zu weinen beginnt. „Werd' ich doch noch was Bessers anzuziehn haben zur Ev' ihrer Hochzig,“ lacht sie der jungen Frau über die Schulter nach. Dann wendet sie sich zum Liesle auf ihrem Arm: „Pfui, Liesle, wir weinen nicht. Wir tun den Leuten nicht die Lieb'. Sie denken, sie wollen uns weh tun damit. Lach', Liesle, lach'! Und wenn's uns weh tât' bis in den Tod, wir lassen's doch niemand merken. Daß die Oringelwirts-Ev' 's erführ' und schnitt' ein Gesicht, wie sie's macht? Daß den großen Weibern ihr Jubel erst recht fertig werden tât'? Was geht mich der Fritz an? So ein dummer Traum wird doch zu vergessen sein? Ich hab' ihn nicht gemöcht und möcht' ihn noch nicht, wenn er hundertmal noch ledig wâr'. Ich mag den nicht! Ich mag gar keinen! Und so ist's, und nu ist's fertig!“

Aber sie sagt das nur mechanisch. Sie sieht sich verwundert um, wo sie ist. „Ich hab' doch was vorgehabt? Daß ich nur nichts Dummes mach', solange mich die Leut' sehn! Ja, anbieten hab' ich mich wollen. Komm, Liesle, aber gute Worte geben wir nicht!“

Das wurde denn ein wunderlich Anbieten, wie es in Luckenbach wohl nicht gesehen worden ist, seit das gute hölzerne Städtchen auf seinen steinernen Füßen steht. Man meinte, wer nach solchen Sünden etwas von den Leuten haben wollte, der müsse auch Reue zeigen und sich demütigen. Aber das tat die Heiteretei nicht. Sie betrieb die Sache mit einem Übermute, der größer und beleidigender erschien als ihr früherer, weil er mühsam erkünstelt war. Hinter jedem Lachen stak ein mühsam zurückgedrängtes Weinen, und jenes gebärdete sich nur deshalb so wild, damit dieses nicht den Mut gewinnen sollte hindurchzubrechen.

Wenige waren so ehrlich zu gestehen, daß sie in dem Gewebe von Wetter-, Basen- und Arbeitskundschaft mit Armen und Beinen gefangen seien. Der Hohn, der ihr an anderen Orten unversteckt entgegenkam, steigerte ihre künstliche Laune nur immer höher. Es war, als sei ihr eigentlich an der Arbeit gar nichts gelegen und sie verlange, man müsse sich bedanken, wenn sie dieselbe nur annähme. Und wenn es jemand nicht über sich gewinnen konnte, ihr geradeaus abschlägig zu antworten, half sie ihm selber Vorwände zu erfinden. Es schien, sie sei froh, keine Arbeit finden zu können.

So äußerlich fiebernd im Übermute und innerlich zusammenbrechend in Schmerz und Sorge, traf sie auf dem Heimwege mit dem Meister Schramm zusammen, der ihrer Mutter Kurator gewesen war und nun ihrer war.

Der Meister sah sich kopfschüttelnd um. Er war derselbe, dessen roten Kirchenfrack der alte Holunder angehabt, und ging vielleicht nur deshalb in Hemdärmeln und blauer Schürze, weil der Leihar ihm das Gewand noch nicht wieder zurückgegeben. Er war, wie wir wissen, das lebendige Lokalblatt des Städtchens, was die Meldung von Hochzeiten und Todesfällen betraf. Bei letzteren spielte er —

wir haben das aus der poetischen Beschreibung im Munde der Beutlerin erfahren — eine große und erbauliche Rolle.

Dieser Mann sah sich fast ängstlich um, als er von der Heiteretei eingeholt wurde, und da er keines Zeugen ansichtig geworden, sagte er: „Ich bin eigentlich sozusagen auf dem Weg zu Ihr.“

Die Heiteretei nahm keine Rücksicht darauf, daß er sich über sein eigenes Vorhaben zu wundern schien; sie sagte: „Da haben wir einen Weg,“ und schritt voran.

Der Meister wußte es so einzurichten, daß kein Vorübergehender merken konnte, er folge der Heiteretei. Er hätte dies ohnehin nicht gekonnt, ohne seiner Gravität etwas zu vergeben; so schnell lief das Mädchen vor ihm her.

Als er sie an ihrem Häuschen endlich einholte und die Heiteretei erst nach dem Schlüssel suchen und dann die Tür aufschließen sah, da schien seine stehende Verwunderung inbetreff der unnötigen Ceremonie mehr als gerechtfertigt.

Drinnen setzte die Heiteretei das Kind, das ihr nie so schwer geworden, auf den Boden nieder und gab ihm ein paar Kartenblätter zum Spielen, die einzigen Überbleibsel des Wachtstubenglanzes.

Der Meister verwunderte sich auch hierüber und sagte dann: „Sie ist heut herum gewesen wegen Arbeit, Annedorle; ich bin nicht heimgewest, wie Sie in mein Haus ist gekommen. Arbeit hätt' ich Ihr freilich auch nicht können geben — von wegen —“

„Weiß wohl,“ half ihm die Heiteretei. „Er hat der Leut' schon zu viel. Ich dacht' auch nur, weil ich eben vorbei bin gängen.“

„Der Leut' wegen so just eigentlich gerad nicht. Und wenn ich schon genug zur Arbeit hab', vom Essen hätt' immer noch was können abfallen. Nur freilich halt zwar müßt' Sie sich das bei Abend holen von wegen der Leut' halben.“

Dieses Anerbieten war der Heiteretei kränkender als aller Hohn, den sie heut erfahren. Der weiße Druckfleck zeigte sich auf ihren Wangen, ehe sie lachend erwiderte: „Essens wegen?“

Der Meister aber schien dasmal nicht aus bloßer Verwunderung den Kopf zu schütteln. „So wär's doch wahr,“ sagte er halb unwillig,

halb bedauernd, „was die Leut' sagen, daß Sie zu essen weiß, ohne zu arbeiten? Und daß man Ihr angesehen hätt', Sie ging' so ordentlich recht just bloß zum Schein um Arbet und Ihr wär's um Arbet gar nicht zu tun? Und ich seh', Sie hat auch keinen Mangel an Kleidern; das wär' am Sonntag gut genug in die Kirchen, was Sie anhat da. Sie ist nicht von mein'n Leuten, aber daß Ihr Vater und Mutter seliger sich im Grab sollen umwenden, daß so was aus Ihr wär' geworden, da hab' ich doch erst noch eine Vermahnung wollen versuchen.“

Die Heiteretei hielt sich mit solcher Gewalt zurück, daß ihr ganzer Arm erbleichte. Sie schob dem Ausbruche, den sie selber fürchtete, eine Frage als Kiegel vor, um ruhiger zu werden.

„Er merkt wohl, wo solche Reden hingehören!“ sagte sie. „Was steckt Er denn da in der Ecken? Da ist ein Stuhl und eine Ofenbank.“

Der Meister Schramm aber drückte noch inniger die Wand an sich oder sich an die Wand.

„Ich meint' doch,“ sagte er, „es ist just gerade recht genug, daß ich daher bin gekommen, und ich müßt' mich nicht noch durch die Wetterlücken den Leuten zeigen und meine Reputation verlieren. Sagen doch die Leut', Ihr ist's gar just gerade recht gewesen, daß der Regen die Wänd' hat verschwemmt; so könnten's die Leut' in der Nachbarschaft nicht am Türauf- und -zugehen hören, wenn's zu Nacht etwa Besuch gäb' bei Ihr. Ich will ja nicht meinen, die Leut' hätten recht. Aber eine ledige Weibsperson, wo allein wohnt, sollt's gar nicht dazu kommen lassen, daß so eine Frag' nur überhaupt ohnehin überdies könnt' entstehn. Das Annedorle, mein' ich, kann nit Bessers tun, als daß sie sieht, wie sie, je eher je lieber, unter die Hauben kömmt. Denn man vernimmt ja, daß der und jener noch Lust hat, sie drunter zu bringen. Und die können sich weiterhin auch noch der Sach' bedenken. Wo Gelegenheit, da, meinen die Leut', wird sie auch benützt. Ein'm ledigen Mädle wird überhaupt ohnehin überdies von selber schon scharf nachgerechnet, und wo die Leut' gern das Schlimmst' glauben, da geben sie sich nicht noch Müh', die Sach' erst nachzusehn, ob ihr wirklich so an dem ist. So machen's die Leut'. Ich meinesteils,

was mich betrifft, will gern nix Schlimms von Ihr meinen, und drum wär' mir's recht, wenn Sie den Beck nähm'. Der hat mir's schon lang lassen merken, daß er Lust hat, das Annedorle zu frein, so gut und schlimm, wie sie ist. Aber das Kind da, das müßt' Sie freilich erst von sich tun."

Die Heiteretei fuhr vor Entrüstung von dem Stuhl empor, auf den sie sich gesetzt. „Den?“ sagte sie mit Verachtung. „Der sein eigen Kind nicht haben will? Er will nichts Schlimms von mir glauben und meint, ich nähm' den?“

Der Meister Schramm schüttelte jetzt unzweifelhaft vor Verwunderung den Kopf. „Bei dem,“ meint' er, „bedächt' sich die Baltinesin selber nicht. Er hat acht Rüh' und kann's kaum erbacken, was er verkauft.“

„Warum heirat't Er,“ fuhr das Mädchen fort, „die Rüh' nicht selber, wenn Er sich so in sie verschameriert hat? Ich mag keine Ruh und auch kein'n Dhsen. Ich kann's noch allein ermachen. Ich brauch' keinen, und wär' er der Herrgott selber. Und mit Seinen Leuten! Als wenn ich den'n was Liebets tun könnt', als daß ich schlecht tät' werden!“

„Mög' das sein, wie es will,“ sagte der Meister, indem seine Verwunderung einen Amtrock anzog. „Aber überhaupt ohnehin überdies darf das Annedorle nicht denken, daß wir von Gerichts wegen so ein Argernis werden dulden, wie das Häusle da jezund der ganzen Stadt gibt. Und Sie wird wohlthun, wenn Sie's nicht dahin läßt kommen, daß wir von Gerichts wegen einen Polizeier zu Ihr schicken.“

Der Heiteretei erblaßte der ganze Arm. „Es soll mir nur einer kommen,“ sagte sie, „ich will's ihm schon sagen! Das Häusle ist mein. Es gibt mir niemand nix dazu. Und wenn ich die ganzen Wänd' heraus mach' und nix lass' stehn als die bloße Decken. Ich will's ihm schon sagen, daß er für sich soll sorgen und andre Leut' in Ruh' soll lassen.“

„Ihr red't wie ein Weibsbild,“ entgegnete der Meister und wunderte sich über die geistige Überlegenheit, die er der Heiteretei gegenüber entwickelte. „Ihr red't wie ein Weibsbild, und einem Weibsbild

nehmen wir von Gerichts wegen nichts übel. Denkt Ihr denn, der Polizeier kommt für sich? Ihn schickt die Obrigkeit, und die Obrigkeit hat die Gewalt, das heißt wir von Gerichts wegen, und wir von Gerichts wegen dürfen Argerniß nicht leiden, und nicht der Polizeier, der nur kommt, wenn er wird geschickt. Na, ich hab' Ihr gesagt, was ich als Ihr Kurator Ihr hab' müssen sagen. Tu' sie nun, was Sie will, aber mir kann sie hernachen keine Schuld geben."

Damit knüpfte der Meister die Weste unter seiner Schürze zu und schien sich über die Anzahl der Knöpfe zu verwundern. Dann verwunderte er sich über den Weg, den er ging, und war noch nicht damit fertig, als er aus der Heiteretei Augen verschwand.

Die Heiteretei hatte keine Zeit, Betrachtungen über seine Verwunderung anzustellen, ja, nicht einmal über ihre eigene Lage. Das Kind forderte ungestüm das Stückchen Brot, das es nach der bisherigen Hausordnung schon vor einer Stunde hätte haben sollen. Sonst, wenn es so vor ihr stand und mit drolliger Ernsthaftigkeit eine Strafrede in unbekanntenen Sprachen hielt, pflegte sie es lachend zu küssen. „Recht so, Liesle,“ sagte sie dann wohl; „du wirst auch einmal eine Heiteretei und bleibst den Leuten keine Red' schuldig!“ Dasmal, nachdem sie vergeblich alles durchsucht, wo noch ein Kreuzer sich verkrochen haben konnte, riß sie das Kind mit plötzlichem Entschlusse in die Höhe und lief aus dem Häuschen, ohne es zu verschließen. Fast hätte sie unwillkürlich das Vorhandensein der Lücke durch die Lat anerkannt.

Sie hatte nicht weit bis zu dem stattlichen Hause des Becken. Die Heiteretei hätte sich von der Wahrheit der Meinung ihres Kurators überzeugen können, der Semmelbeck könne kaum erbacken, was er verkaufe. Der Laden neben der Haustür war förmlich belagert. Zwei Arme, welche die äußersten der ganzen Armwelt vorstellen konnten, fuhren bald mit Backwerk aus dem Ladenfenster heraus, bald mit Geld hinein und kamen dabei zuweilen unabsichtlich in Kollision miteinander. Der eine gehörte einem unreifen Lehrjungen, der andere einer überreifen Magd. Aber die Heiteretei hatte für das alles keine Augen und keinen Sinn.

Sie rannte an diesen Beweismitteln vorüber und mit solcher Hast durch die Hausflur in die Stube, daß man wohl sah, sie eilte, einen Entschluß auszuführen, ehe derselbe sie gereuen könnte.

Der dicke Meister war eben in der Stube und saß behaglich beim Frühstück. Er sah aus wie die gesegnete Mahlzeit selber und schwitzte leise vor Wohlsein. Alles an ihm war behaglich, ja mehr als behaglich: seine weiße Jacke dehnte sich ordentlich um den wohlgenährten Leib, der Schweiß auf seinem kahlen Vorderhaupt, der Mehlstaub, mit dem er eingepudert war, die weiten Hausschuhe, alles zerfloß vor Uppigkeit.

Erst schien er sich über das Kommen der Heiteretei zu verwundern, aber auch die Bewunderung zerfloß in ein lusternes Lächeln. Er nickte halb dem Gedanken, der ihm kam: „Hm, ist das wilde Ding endlich mürbe?“ halb der Heiteretei selber vergnüglich zu.

Sein bloßer Blick machte die Heiteretei vor Scham und Unwillen erröten. „Er braucht nicht so zu nicken,“ sagte sie zwischen Verachtung und Zorn. „Das Kind da will essen. Weiter ist's nir.“ Sie ergriff ein dort liegendes Brot, und man sah an der Bewegung, mit der sie es anfaßte, daß ihr der Ekel vor dem Mann auf seine Ware überging.

„Ja,“ rief ihr der Bäcker nach und zerfloß in die Worte: „Wenn das Dorle bei mir bleibt, soll das Kind zu essen haben, was es mag, und das Dorle mit. Und meinetwegen kann's auch dableiben.“

Die Heiteretei wandte sich in der Thür. Das Kind kam ihr beschmußt vor, wenn er es nur nannte.

„Das Kind ist mein, und Er soll's nicht auf die Zunge nehmen!“ sagte sie.

Der ganze Bäcker zerfloß in ein Lachen. „So seh' ich nicht,“ entgegnete er, „warum ich ihm zu essen geben soll, wenn's mich nichts angeht.“

Die Heiteretei stand einen Augenblick überrascht. Die Wahrheit der Äußerung traf sie so stark, daß sie das Brot wieder auf den Tisch legen mußte. Aber mit einem Ausdrucke, als wär' es nicht darum, sagte sie: „Daß Er meint, es wär' gestohlen? Von Seinem Brot soll's gar nicht essen. Und es mag's nicht einmal!“

Der Bäcker lachte ihr nach, dann dehnt' er sich vor behaglicher Gewißheit. „Elend macht ein schön Feuer unter die Leut'. Wenn das Klüchelchen noch nicht gar ist, mir ist's gar nicht bang, daß sie's nicht noch wird.“

Die Heiteretei aber sang und scherzte mit dem Liesle den ganzen Weg zurück, bis sie allein mit dem Kinde in ihrem Kämmerlein war.

Dann aber brach's wie ein Gewitterregen aus ihren Augen. Daß ein solcher ein braves Mädle nur in seinen Gedanken schlecht machen und beschmuken konnte! Daß man's ihm nicht wehren konnte, von einer wie von der andern zu denken!

Aber draußen hatt' es schon einige Male gepocht und gelacht. Jetzt wurde das Pochen und Lachen so laut, daß sie es durch den inneren Tumult hindurch hören mußte.

Mechanisch drückte die Heiteretei ein angehauchtes Tuch gegen die Augen, als die Kammertür hinter ihr aufging. Zorn, daß es jemand wagen konnte, in ihr innerstes Heiligtum einzudringen, verwischte schnell jede Spur des Jammers.

Hatte die Verleumdung ihres Rufes schon einem Wüßling Mut gemacht?

Alle Muskeln der großen schlanken Gestalt schwellen an, wie sie's herumriß nach der Tür. Weiß wie ein Marmorbild am ganzen Leibe vor Spannung der Haut stand sie da.

„Guten Tag herein,“ sagte eine leichtfertige Stimme.

In der Tür erschien eine weibliche Gestalt, kleiner als die Heiteretei und ihr zugleich so ähnlich und so unähnlich, als ein Mädchen dem anderen sein kann. Es waren zwei ganz verschiedene Worte, aber mit denselben Schriftzügen geschrieben. Eben das, worin ihre Ähnlichkeit lag, machte sie sich so unähnlich. Wie anderer Natur war das Kinderartige, Trotzige, Mutwillige an der Heiteretei, wie anderer an ihrer Schwester! Wie spröde, geschlossen und abwehrend in den Zügen und Bewegungen der Heiteretei, wie sorglos hingegen und doch absichtlich lockend im Ansehen und Wesen der Schwester; die Heiteretei immerwährende Spannung, steter Nachlaß die Schwester. Dasselbe Auge ließ dort kaum den Augapfel völlig sehen und zeigte

hier sein ganzes Weiß; von jenem Mund entblöhte das Lachen kaum die weißen Zähne, hier machte es das ganze rosige Zahnfleisch zugleich sichtbar. Und ähnlich verhielt es sich mit Denkart, Stimme, mit dem ganzen Wesen.

Die Heiteretei erkannte die Schwester und trat ihr ernst abwehrend entgegen. „Du hast vor fünf Jahren nicht wieder ins Häusle sollen kommen,“ sagte sie; „was willst du schon, wo das zweit' erst angefangen hat? Und weißt, daß ich auch das leichtfertig Lachen nicht leiden kann. Schickt dich deine Herrschaft zu mir und was willst du?“

„Als wenn man immer geschickt müßt' sein,“ entgegnete die Schwester, indem sie sich geschmeidig hereindrehte aus der Thür in die Kammer. „Und eine Herrschaft hab' ich eben nicht.“

„Sie hat dich fortgeschickt?“ fragte ernst die Heiteretei.

Die Schwester tritt erst unwillkürlich vor dem Blicke der Heiteretei einen Schritt zurück, dann sagt sie trotzig, aber sie weiß, daß der Trotz sie hübscher macht: „Ich bin selber gegangen. Die Leut' meinen, Tanzen ist Sünd', und ich will meine jungen Jahr' genießen. Andre machen's auch, so heilig sie sich stellen.“ Das ganze Zahnfleisch wurde sichtbar, als sie lachend an der Heiteretei sich vorbeischiebeln wollte. „Und nun sei nicht mehr dumm. Was macht's? Ist's gesund?“

Die Heiteretei vertrat der Schwester den Weg zu dem Kinde. Es sah aus, als wenn ein üppiges Schlingkraut sich um eine hindernde Marmorsäule herum vorbeiwinden wollte.

„Wärst du ordentlich worden!“ sagte die Heiteretei; „aber so, ich sag' dir, du rührst's nicht an.“

„Hm, weil du so ordentlich bist?“ lachte die Schwester, und nie sah sie der Heiteretei unähnlicher. „Ich war einmal so dumm, daß ich anders hab' werden wollen, weil ich gedacht hab', du wärst so; weil ich nicht gewußt hab', daß du dich nur so stellst. Du brauchst mich nicht so von oben anzusehn. Wenn's was Schlimms ist, so ist die, die vor den Leuten nicht besser sein will, als sie ist, immerfort noch nicht die Allerschlimmst'. Und zumal, wenn's die Leut' doch wissen.“

„Was wissen die Leut'?“ fragte die Heiteretei, indem sie einen Schritt nach der Schwester zu tat.

Die wich zurück und sagte nicht so mutig als vorhin: „Frag' sie selbst, aber ich denk', du wirst's immer noch besser wissen als die Leut'.“

„Du gehst hinaus!“ sagte die Heiteretei gebietend. „In dem Häusle da waren immerfort brave Leut'.“

Die Schwester fügte mit noch kleinmütigerem Troze hinzu: „Kann sein, einmal.“

„Einmal und immer noch, und drum sollst du hinaus. Wen die Leut' schlecht machen, der ist darum noch nicht schlecht.“

Die Schwester wollte in gleichem Tone antworten. Es verdroß sie, daß die Schlimmere noch den Sittenrichter spielen wollte. Aber dies war sie die Ältere und hatte darum mehr Recht, hier zu gebieten. Aber es kam doch nur wie verbissen heraus: „Aber wer's selbst tut, meinst du, und drum bist du's nicht.“

„Ich sag' dir's noch einmal,“ fuhr die Heiteretei fort; „die selig' Mutter hat sich meiner noch nicht geschämt, wenn sie hat herunter gesehn. Und drum lach' ich nur, was die Leut' sagen.“

Die Schwester sammelte ihren ganzen Troz, um nach dem Kinde vorzudringen. Sie wollte es küssen. Es schrie und langte nach der Heiteretei, die es aufnahm und unwillkürlich mit der Hand abwischte, was die Schwester an ihm berührt.

„Ich sag',“ drohte die Heiteretei, „und das Kind soll wieder brav werden, wie seine Großmutter war. Die Kinder haben einen Engel; der macht's, daß es nicht zu dir mag. Und nun gehst du und kommst nicht wieder, bis du brav worden bist, daß es zu dir mag und du darfst es angreifen. Weil ich's hab' genommen, daß es soll brav werden, und plag' mich seinethalben Tag und Nacht, sagen die Leut', es ist mein Kind. So sind die Leut', und du weißt, wem es ist, und könntest dran erkennen, wie die Leut' sind. Ned', wie du willst; du mußt mir's noch einmal danken. Du müßtest sagen: So ist sie nicht, wie sie die Leut' machen; aber dir wär's recht, wenn alle wären wie du, daß du nicht brauchst zu denken, du sollst auch besser werden.“

Und drum glaubst du's mit Gewalt, obschon du weißt, es ist nicht wahr. Und — nun kennst mich zu gut, als daß du nicht auf der Stell' fortgingst. Kommst du brav wieder, soll ich deine Schwester sein und das dein Kind. Und so ist's, und nu ist's fertig!“

Die Schwester machte noch eine vergebliche Anstrengung, sich der Heiteretei gegenüber so stolz aufzurichten, als diese tat; dann brach sie zusammen vor der Kraft der Wahrheit. Sie hatte nicht den Mut, noch ein leichtfertig Wort zu sprechen; aber noch Troß genug, ihr Unrecht nicht einzugestehen. Einen Augenblick stand sie unschlüssig, ohne das Ansehen der Heiteretei ertragen zu können. Sie warf noch einen Blick auf ihr Kind und ging weiter. War es die Erinnerung an die Zeit, wo sie besser war und glücklicher, die ihr der alte Holunder zurauschte, oder der Zustand des Häuschens, in dem sie Kind gewesen war: etwas traf dieses leichtsinnige Herz, stark genug, ihm eine Träne abzupressen. Sie rang noch einen Augenblick stillstehend mit ihrem Troße, dann kam sie zurück und bot der Heiteretei die Hand. Die gab die ihre nicht. Sie sagte: „Wenn du wieder brav bist, hernachen komm!“

Die Schwester wollte lachen, aber es gelang ihr nicht. Eine kurze Weile, und sie war in den Weiden verschwunden.

So lange wartete die Heiteretei, dann schloß sie die Kammertür hinter sich und ließ ihren Gefühlen freien Lauf. Ihr Stolz brach zum ersten Male völlig zusammen im Geständnisse: Ein ledig Weib ist das elendst' Ding auf der Welt! Wie anders hat's da ein Mann! Nicht allein, daß sie recht tut, sie muß auch sorgen, daß ihr's recht ausgelegt wird. Ein ledig Weib ist wie ein Mäuschen, dem alle Welt auflauert, und wenn es niemand ein Weh zufügt. Was hilft ihr all ihre Kraft? Gegen die Schläge der Verleumdung kann sie der stärkste Arm nicht schützen. Der schwächste Mann ist stark gegen sie. Nicht einmal ihr etwas übelzunehmen, hält man der Mühe wert. Ein Mann kann aufstehen, auf den Tisch schlagen und zur Rechenschaft ziehen, wer ihn schlecht machen will. Und woran wär' er so tief zu verlegen als ein Weib an seiner Ehre? so unwiederbringlich? mit einem bloßen Blick, einem bloßen Gedanken?

Und was nun beginnen? Um Arbeit betteln? Das kann sie nicht. Lieber sterben! Das Häuschen, ihr Letztes, fällt ein; sie kann's nicht stützen. Das Häuschen, darin sie als Kind gelacht und geweint und die Mutter sie liebgehabt. Hätte sie nur ein Herz, von dem sie wüßte, es trüg' unausgesprochen an ihren Schmerzen mit! denn Klagen könnte sie nicht! Die Mutter liegt draußen im Gottesacker; die Annemarie ist fortgezogen; ihre Schwester hat dem Häuschen Schande gemacht; mit dem Kinde hat sie täglich gesprochen, aber es hat ja doch noch kein Herz, das ihre Lage fassen kann. An den alten Holunder, der eben über ihr kraht und rauscht, als wollte er sie an ihn erinnern, denkt sie nicht; und wenn sie an ihn dächte, er hat andere Leiden und Freuden, und sie muß ihm erst die Seele leihen; seine Seele ist ihr eigen Mitleid und ihre eigene Mitfreude mit sich selbst. Und was soll aus dem Kinde werden? Wird sie's erhalten können und brav erziehen wie ihre Mutter sie? Wenn sie stirbt, was soll aus ihm werden, wo niemand es liebhat, und so arm, ohne Mutterpflege und Waterschutz? „Am End' ist's besser für dich und das Kind, weg von der Welt, wo einen die Leut' durchaus schlecht wollen haben!“

Immer lockender rieselt draußen der Bach, soviel Mühe sich auch der alte Holunderbusch gibt, ihn zu überraschen. Immer lockender wird das Bild der heimlichen Stelle darin, wo sie so oft und erst diesen Morgen noch kaum die Lust überwunden, sich hineinzustürzen, nicht bloß zum flüchtigen Bad. Diesen ganzen Tag hat sie's immer in ihre Gedanken hineinrauschen hören, als rief' es sie; sie wußte nicht warum; jetzt weiß sie es. Und der Fris — der sie jetzt vielleicht verhöhnt mit der Gringelwirts-Ev' — wenn er's hört, es muß ihn schmerzen, er muß an sie denken, sooft er Weiden haut; jeder Reif auf seiner Schnitzbank muß ihn an die Stelle erinnern, wo die schönsten Weiden stehen und wo — Es packt sie wie ein Schwindel. Sie reißt das Liesle vom Boden auf mit wildem Entschlusse. Sie wendet sich, die Kleine auf dem Arme, nach der Tür. Da meint das Kind, die Pflegemutter will mit ihm spaßen. Es schlägt die Hände zusammen und jauchzt laut auf. Sie läßt es sinken und sinkt ihm nach

in die Kniee und küßt es und weint laut und küßt es und weint immer wieder, bis sie alles von dem Herzen heruntergeweint hat, was es belastet.

Wie schüttelte sich der alte Holunder vor Freude und Schmerz zugleich, als der Heiteretei einfiel: „Es ist noch Welt außer Luckenbach, wo's nicht mehr heißt: Respekt muß sein im Haus vor den dummen großen Weibern! Warum heißen sie mich die Heiteretei? Warum hat mir der lieb' Gott die starken Arm' gegeben und das lustig' Herz, wenn ich's nicht sollt' brauchen für das Liesle und mich selber?“

Wieder nimmt sie das Kind auf den Arm; sie jauchzt mit dem Kind um die Wette. „Guck', Liesle, wie wir dumm sind gewest! Der reiche Metzger am Markt, wie oft hat er gefragt: Was will das Annedorle für ihr Häusle? Komm, Liesle, wir gehn gleich hin!“

Als sie mit dem Kinde hinaustritt durch die Lücke — denn nun ist ihr's gleich, was die Luckenbacher denken davon — in die heitere Mittagssonne, langt das Liesle nach einem gelben Schmetterling. Der ist eben auf dem Weg vom Holunderbusch in das Gärtchen drüben. Dort setzt er sich auf eine rote Bohnenblüte gleich neben dem großen Stachelbeerbusch. An diesem bleibt das Auge der Heiteretei, das ihm folgte, haften.

„Wenn die Stachelbeeren reif wären! Du bist hungrig, du arms Liesle, und ich auch. Das merk' ich jetzt erst. Ja, die alt' Annemarie hat recht gehabt. Wenn's nur den Menschen einmal wieder hungert, hat sie gesagt, hernachen ist dem Tod sein Heu verregnet.“ Dazu kommt dort — aber er ist's doch nicht? Ja, er ist's doch! Der Holders-Fritz ist's; der Holders-Fritz ist's wirklich, der dort von den Weiden heraufkommt. Wie sieht er anders aus als sonst! Er hat eine weiße Weste unter seinem Rock und auch ein ordentlich Halstuch an. Was will er — ?

Fast wäre die Heiteretei so töricht gewesen, vergeblich zu erschrecken. Was sollt' er bei ihr wollen? Den Schloßweg hinauf will er. Es ist der kürzeste Weg zu seiner Braut; der hochmütige Giebel da oben, der ist ja vom Gringelwirthshaus.

Aber sie ist schon erschrocken, so töricht das ist.

Wenn er sähe, daß sie über ihn erschrocken ist — das darf er nicht wissen, wie ihr's um das Herz ist. Niemand darf's wissen. Um alles nicht! Das wär' erst ein gefunden Fressen für die Leut', für die Gringelwirts-Ev', für die Baltinessin, für alle die großen Weiber und — für ihn selber mit! Und wenn sie aller Welt Spott jetzt tragen kann, den seinen könnte sie nicht tragen; nicht einen Blick von ihm, der so ausfähe, keinen Laut von ihm, der so klänge!

Sie setzte das Kind an dem Stachelbeerbusch nieder; zum ersten Male vergaß sie, daß es unreife Beeren abreißen und essen kann. Sie selber sieht sich vergeblich nach einer Zuflucht um, wo er sie nicht gewahr werden soll. Aber schon kommt er näher. Sie bückt sich, entfernter vom Zaune, abgewandt vom Wege, den er kommt, nach einem Gelbäckstöckchen, das mitten in der Petersilie steht. Der Atem vergeht ihr fast; sie sieht auf die gelben Blumen herab mit einer Angst, als hinge Tod und Leben für sie an der Zahl ihrer Blätter. Die Angst wächst, wie ihr der Traum einfällt. Hier stand sie ja im Traume mit dem Fritz. So hell war's und so warm, und so ein fröhlich Rauschen zog durch Büsche und Kräuter.

Der Holders-Fritz ist indes an den Zaun gekommen.

„Sieh,“ sagt er, „was ich dir hab' mitgebracht, Liesle!“

Er hält einen Stromweck in die Höhe, so gelb gebacken und glänzend, daß das hungrige Kind die unreifen Beeren fallen läßt, die es eben in den Mund stecken wollte. Es kommt ans Staket und langt danach. Der Holders-Fritz gibt ihm den Stromweck, und es fürchtet sich so wenig vor dem „wildem“ Fritz, als wär's all seine Tage mit ihm zusammen gewesen.

Der weiß aber auch nicht, was er sagt, der ihn jetzt noch den wilden Fritz nennt. Er ist ein ganz anderer als sonst. Da ist nichts mehr von dem übernächtigen gedankenlosen Blick, von der dunkeln Röte in seinem Gesicht; nichts mehr von dem herausfordernden schlagfertigen Wesen. Er hat vielmehr etwas Ruhiges, Sinnendes in seinen Zügen; das lange Haar ist bedeutend kürzer geschnitten und fliegt nicht mehr so wild verworren ihm um das Gesicht. Der Blick, die Stimme kommen tiefer aus seinem Innern hervor; die Stimme ist

nicht mehr so heiser und gewaltsam in die Höhe getrieben. Er ist schlanker als sonst; alles an ihm ist milder und bescheidener und dennoch männlicher. Er ist ein ganz anderer; er ist nun erst der richtige Fritz, den der liebe Gott in ihm erschaffen wollte.

Das hungrige Liesle beißt tüchtig in den Stromweck ein; der Fritz spricht erst mit ihr und übersetzt sich die Reden, die sie in unbekanntenen Sprachen hält, so gut es gehen will; währenddes ist er näher herangetreten an den Zaun; nun sagt er ganz leise: „Dorle!“

„Das ist doch dieselbe Stimme wie den Morgen im Traum,“ denkt die Heiteretei in ihrer wachsenden Angst. „Und wie er so freundlich mit dem Liesle ist, das alle Leut' sonst scheel ansehen! Das ist schön von dem Fritz; das will ich dem Fritz nicht vergessen, und wenn er —“

„Dorle!“ sagt er noch einmal.

Aber sie läßt ihn noch zweimal rufen, ehe sie tut, als würde sie ihn eben erst gewahr. Und sie kommt auch nicht näher an den Zaun; kaum daß sie die Augen nach ihm hinzuwenden scheint.

„Wer weiß, ob ich dich noch einmal allein find',“ fährt er nun fort. „Ich wollt' dich nur was fragen.“

Mit einem Blicke übersieht sie die ganze Veränderung, die mit ihm vorgegangen ist.

„Mich?“ fragt sie so gleichgültig und verwundert, als sie kann.

„Ja, dich,“ entgegnet er.

„So frag'. Aber mach'; ich hab' nicht viel Zeit.“

„Du hast bei mir aufgeräumt —“

„Aufgeräumt? Wer? Ich? Bei dir?“

„Ja, du; und bei mir. In meiner Werkstatt in den Städeln, da am Gründer Weg.“

Wenn doch nur ein Baum da herum Ja spräche! Die Heiteretei kann's nicht, und hinge wer weiß was davon ab.

„Guckt doch,“ lacht sie. „Ich hab' weiter nir zu tun, als daß ich jedem Schlenkerlesjörg da aufräum'!“

Der Holders-Fritz wird dennoch sichtlich freudiger.

„Wenn du nicht rot würdest, wollt' ich's glauben,“ sagt er schnell. „Und du wirst noch immer röter.“

„Er tät' sich freun,“ denkt sie, „sagt' ich Ja. Warum nur? Was hat er damit?“ Aber sie sagt: „Freilich, weil ich mich schäm', daß du so einfältig redst. Und weil ich mich gebückt hab'. Der Bader sagt immer, ich soll abelassen. Wenn du deinen Spott haben willst, geh zu Deiner.“

Der Holders-Fritz sagt, so ernst er kann: „Ich spott' nicht. Ich denk' eben, du sollst die Mein' sein.“ Ein kleines bißchen Schelmerei war unter den Ernst gemischt, mit dem er fortfuhr: „Ich hab' gedacht: du brauchst's nicht bei Nacht zu machen; du könntst's am Tage tun.“

Die Heiteretei hörte den Ernst nicht vor der Schelmerei.

„Ich hab' dir nix gemacht,“ sagte sie gereizt, „und dein Gered' leid' ich nicht. Und nun gehst du deiner Weg'. Ich hab' noch nichts mit einem ledigen Bursch gehabt, geschweig' mit einem versprochenen; am wen'gsten mit dir. Ich dächt', du weißt's gut genug. Und ich hab' mehr zu tun, als Maulaffen feil halten, und du läßt mich gehn; und so ist's, und nu ist's fertig!“

Der Holders-Fritz schwieg einen Augenblick. Dann begann er wieder: „Dorle, hörst du?“ Und als sie hartnäckig schwieg und tat, als meine sie, er sei schon gegangen, setzt' er hinzu: „Na, nix für ungut. Ich hab' nur wollen wissen, wie du denkst. 's war nur gefragt, und eine Frag' ist kein Donnerschlag.“ — Dennoch wartet er eine Weile. Wie er sieht, sie antwortet doch nicht, geht er weiter.

Sie kauert währenddes wieder am Lackstock und rauft unbarmherzig in die Petersilie hinein, damit es scheinen soll, sie habe wirklich notwendig zu tun. Aber sie fragt sich: „Ich denk' eben, du sollst die Mein' sein — was will er damit?“

Der Holunder nickt ihr von drüben zu: „Laß ihn nicht fort.“ In den Bohnen vor ihr flüstert die Luft: „Er will dich ja, nur dich; aber weil er denkt, du willst ihn nicht, muß er ja zur Oringelwirts-Ev'. Schon aus Stolz ja muß er das nun.“ Doch sie weiß ja selber, ihr ganzes Leben geht mit ihm von ihr, aber sie kann ihn nicht aufhalten,

nicht durch einen Wink, nicht durch einen Vorwand, wenn sie auch einen wüßte. Ja, ständ' er vor ihr und fragte noch einmal, sie könnte ihn nichts merken lassen. Um so weniger, je mehr sie fühlt. Es ist, als führte gar kein Weg mehr aus ihrer Seele in die Welt! Immer weiter außen ist die Welt, immer tiefer drin die Seele!

Auf dem Schloßweg, auf der Stelle, wo der alte Diktus die Stunde zu rufen pflegt, bleibt er stehen, der Fritz. Will er wieder zurück? Nein, das Gehen wird ihm schwer. Er ist ja noch krank, und daran ist sie schuld. Jetzt geht er weiter. Ruft ihn denn niemand zurück? Und doch erschrickt sie, wie sie rufen hört: „Fritz!“ Das Kind ist's, das gerufen hat. Das Kind, das nicht reden kann. Und ganz deutlich hat es „Fritz!“ gerufen.

Und er hat es gehört; er bleibt wieder stehen, er kehrt um.

Wer hat das Kind „Fritz“ sagen gelehrt? Die Heiteretei selber, ohne daß sie es wußte, wenn sie vom Fritz mit ihm sprach. Das wird er nun erraten. Er muß denken, sie hat's dem Kinde angelehrt, ihn zu rufen.

Und schon steht er wieder am Zaun. Den rechten Arm in der Binde lehnt er in die Blätter und Blüten des Zauns.

„Du hast mich gerufen, Dorle,“ sagt er matter als vorhin. „Ich konnt's ohnehin nicht glauben, daß du mich wirst gehen lassen.“

„Ich?“ entgegnet sie, das brennende Gesicht abwendend. „Was dir einfällt! Ich hab' nicht an dich gedacht.“

„So war's das Liesle.“

„Das?“ lacht sie.

Er fragt das Kind, das er mühsam auf den linken Arm nimmt.

Sie läuft hinzu und hält dem Kinde auf seinem Arm die Hand vor den Mund. „Sei nicht so dumm,“ sagt sie hastig zu ihm. „Das Kind kann kein Wort reden.“

„Als nur Fritz?“ fragt er, blässer als vorhin, aber wieder mit einem Anfluge von Schelmerei. „Das ist doch kurios.“

„Das ist nicht kurios,“ sagt sie noch hastiger. „Weil dem Nachbar sein Kater Fritz heißt.“

„Der dort?“ fragt der Fritz und lockt ihn: „Komm, Fritz! Fritz,

Komm! Der muß anders heißen," fährt er fort, „oder er hat seinen Namen vergessen. Das Vergessen scheint überhaupt hier Mode.“

Die Heiteretei ist ganz verwirrt, blutrot, zornig vor Scham. „Der Kater," sagt sie, „hört bloß auf seine Leut' und nicht auf jeden Narren.“

Der Fritz scheint sich an ihrem Zustande zu ergötzen. Wenn auch immer bleicher und leiser redend, man sieht, er wird immer heiterer.

„Warum hältst du dem Liesle den Mund zu?" fragt er; „es will mir noch was sagen.“

„Es ist nicht wahr, was es sagen will," spricht sie. In immer noch wachsender Verwirrung traut sie dem Kinde nicht allein die Sprache, auch die Absicht zu, sie zu verraten. Und nun wird sie auch noch gewahr, sie zeigt dem Fritz, indem sie dem Kinde den Mund zuhält, ihren Handrücken. Er muß die blauen Buchstaben darauf lesen und mit diesen alles, was sie dabei gedacht. Sie will ihm das Kind vom Arm reißen. Da blutet des Fritz kranker Finger. Er wird noch blässer als vorher. Er macht eine Bewegung. Sie meint, er wird umsinken und hält ihn mit dem Kinde zugleich. Ihr tiefstes Herz schwillt in Mitleid auf und Liebe, aber der Gedanke: „Wenn es jemand sähe!" beherrscht ihr Aüßeres.

Es war gut, daß der Zaun zwischen ihnen stand, sonst wär' sie mit ungesunken. In einem Arm hat sie den Fritz und das Kind, den anderen stützt sie auf den Zaun. Und wie eigen! eines von dessen wilden Köschen schwebt wie ein Symbol ihrer Neigung zwischen beiden und zittert zugleich vom Atem beider. Ebenso, Wange an Wange, lagen sie in ihrem Traume; sie fühlt, daß sein Auge, welches sie vor der zu großen Nähe nicht sehen kann, mit eben dem Ausdrucke auf ihr ruht. Es ist dieselbe Stelle wie im Traume. Dieselbe Bonneangst dehnt und preßt ihr zugleich das Herz. Sie sieht hinüber nach dem Holunderbusche und könnte sich verwundern, ihn nicht in des Meisters Schrammrotem Kirchenfrack herüberkommen zu sehen.

„Wenn ich könnt' sitzen," sagt der Fritz. „Es wird gleich vorüber sein. Wegen dem Finger hat's nix zu bedeuten; du brauchst dir kein Gewissen deshalb zu machen. Der Bader sagt, es wird bald wieder

ganz gut sein, daß ich kann arbeiten wie vorher. Es ist auch nicht der Finger, der mich krank hat gemacht.“

Die Heiteretei sollte sich darüber freuen, und doch kann sie es nicht. Er wird ihr fremder, er ist ihr wie genommen. Das Gefühl ihrer Verschuldung gegen ihn, ihr Selbstvorwurf war ein Band gewesen, das sie an ihn gebunden. Sie fühlte nur, daß ein Liebesband gelöst war. In diesem Gefühle sagt sie, und das Drängende des Augenblicks gibt den Ton dazu: „Geh zu deiner Braut.“

„Braut?“ fragt der Fritz. „Das ist dummes Zeug.“

„Zur Gringelwirts-Ev‘,“ fuhr die Heiteretei wie im Zorn auf, um nicht weinen zu müssen, und dachte nicht, daß der Zorn ebenso gut ein Verräter war als Tränen.

„Die Ev‘?“ fuhr der Fritz fort. „Ja, der Fieberhund — die Leut’ mein’ ich, hätten mich beinah dazu gebracht. Weil ich hab’ geglaubt, du hast mich aus Zorn in den Bach gerennt —“

„Und du willst doch zu der,“ sagte das Mädchen, der das Atmen so schwer wurde wie damals im Traume.

„Zu dir wollt’ ich,“ sagte der Fritz. „Ich wollt’ wissen, wie ich mit dir dran bin von wegen dem Aufräumen.“

„Schon wieder?“

„Und noch um was.“ (Die Heiteretei fürchtete, er müsse ihr Herz schlagen hören.) „Warum du mich vom Steg hast gerennt.“

„Weil ich dacht’, du wolltst mir was tun.“

„Ich?“

„Du hast mir doch aufgepaßt,“ sagte sie, von neuem rot, „und die Leut’ —“

„Freilich aufgepaßt, aber nicht —“

„Sagten, du wärst wütend,“ eilte sie, um über das Geständnis hinauszukommen, daß sie sich doch gefürchtet.

„Ja, freilich erst,“ entgegnete er. „Ja; nach deinen Reden da im Hohlweg am Gründer Markt hab’ ich erst nicht gewußt, was ich dir sollt’ tun. So war ich des Teufels vor Desperatheit auf dich und noch den ganzen anderen Tag.“

„Was ich hab’ gered’t, das ist die Wahrheit gewesen.“

„Eben darum,“ entgegnete der Fritze. „Guck, Annedorle, was ich dir jetzt will sagen, das hätt' ich noch vor ein Lager acht nicht können sagen, dir nicht und auch einem anderen Menschen nicht. Ich hab's erst dem Nagelschmied seinem Hund, hernach hab' ich's meinem Fräule vorerzählt; alle Stunden ein paarmal, bis ich das unrecht' Schämen hab' verlernt und nicht mehr hab' gestottert und bin rot geworden dabei. Du hast eben in allem recht gehabt und auch darin, daß du hast gesagt, wenn ich dich freit', da — könnt' — noch einer aus mir werden. Da ist mir's doch wieder in die Backen gekommen. Und wenn dir's die Haar' versengen tät', Bursch, du redst weiter! Wir wollen dich schon kriegen, wie der Bader sagt. Schäm' dich, daß du dich schämst, wo's verkehrt ist. Ja, da hab' ich dich wollen fragen, Annedorle, ob du mich wolltst nehmen. Aber da bin ich heimlich gewesen wegen der Fieberleut' und bin nachts mit dem Beil gerennt, bis du dich hast gefürchtet.“

„Gefürchtet?“ lachte die Heiteretei. „Und wohl vor dir?“

„Ja, du bist eben noch, wie ich damals bin gewesen,“ entgegnete der Fritze. „Du bist deinen Fieberhund noch nicht los. Du schämst dich noch, daß du dich sollst schämen.“

„Du hast dumm Zeug genug gemacht,“ sagte die Heiteretei, „du hast Ursach' genug. Ich hab' nix Dummes gemacht, daß ich mich brauch' zu schämen.“

„Nu, meinertwegen,“ entgegnete der Holders-Fritze. „Ich will nicht den Leuten ihren Schulmeister machen, wo ich noch an mir selber genug zu ziehen hab'. Ja, das war alles dumm, was ich damals hab' gemacht; und wie ich gemeint hab', nu bin ich gescheit, das Allerdummsst', das erzähl' ich dir ein andermal. Zuletzt ist das alt' Wildtun noch einmal gekommen und hat gesagt: Ich bin das alt' Wildtun nicht mehr; ich heiß' jetzt Mannesehr', und weil du ein dumm Wort hast gered't, so verlang' ich nu von dir, du mußt auch einen dummen Streich machen. Es ist nur gut gewesen, daß ich den alten Dieb in dem neuen Köckle noch zur rechten Zeit hab' weggekriegt und daß ich trotz dem Fieber noch besser bin zu Fuß gewesen wie mein alt' Fräule. Guck, Annedorle, ich schäm' mich nicht, daß ich

muß sagen: du hast recht gehabt, und es ist alles gut gewesen, was mir von dir gekommen. Auch daß du mich in den Bach hast gerennt. Es ist schon gut, wenn sich einer einmal in der Einsamkeit auf sich selber besinnt, aber er darf kein Stadelstor zwischen sich tun und die Welt. Denn in der Welt und unter die Menschen ist er hineingeschaffen, und dahinein gehört er auch. Ich wär' immer verbissener geworden in meinem Fieber und hätt' immer mehr gemeint, die Leut' täten mir alles zum Troß, je mehr ich den Leuten hätt' alles zum Troß wollen tun. Und ich weiß nicht, wie ich wieder in die Welt hinein hätt' solln kommen, wenn du mich nicht mit Gewalt hättst hineingerennt. Hernachen bin ich krank worden, aber nicht an dem dummen Finger und auch nicht von dem bißle kalten Wasser, sondern weil ich hab' gemeint, du kannst mich nicht leiden. Und wär' ich nicht krank worden, so säß' ich jetzt drüben in Amerika und dächt' immer noch, du hast's auf mich. Aber du weißt nicht, was ich mein', und das braucht's auch jezund nicht. Genug! ich bin noch hüben, und wenn du mir hast aufgeräumt, gehn wir noch heut zum Superdient. Wenn du mich aber nicht willst haben, so bleib' ich ein Jungesell; eine andere nehm' ich nicht als dich, und werd' ich noch hundert Jahr.“

Wieder barg die Heiteretei ihre Weichheit in Zorn. „Aufgeräumt hab' ich einmal nicht,“ sagte sie. „Wer weiß, wer das ist geweest! Und du denkst vielleicht, weil ich ein Häusle hab', ich hab' mehr, als wahr ist. Und das Liesle da —“

„Nehm' ich gleich mit,“ sagte der Fritz triumphierend. „Du mußt nicht denken, du hast's allein gern.“

„Und die Leut' im Städtle sind mir erbittert; das ließen sie hernachen an dir aus.“

„Was frag' ich nach denen! Das sind Fieberleut'. Eigentliche Leut' gibt's gar nicht.“

Da war ja das Herz, nach dem sie sich gesehnt. Der ganze Himmel ihrer Seele wurde blau. Aber sie sagte wie zornig: „Nu, wenn du denkst, es ist dein Bests, und du willst's durchaus; aber ich dring' mich nicht auf. Wahr ist's, du hast mich gedauert wegen der Gringel-

wirts-Ew', und ich hab' dir eine Frau gegönnt, wie du eine brauchst. Aber wegen mir — daß ich dich etwa haben wollt', das ist mir nicht eingefallen. Tuft du's, meinetwegen; tuft du's nicht, auch meinetwegen. Brauchst nicht zu denken, daß ich einen muß haben. Ich hab's nicht nötig. Ich kann's noch selber ermachen."

Der Fritz hatte seine eigenen Gedanken bei dieser Rede der Heiteretei. Er brauchte nur in seine eigene letzte Vergangenheit zurückzublicken, um zu wissen, wie er sie verstehen müsse. Er meinte: „So ist's recht. Der Mann muß der Frau voraus sein: das macht den Respekt von ihrer Seite und die Lieb' von seiner.“ So dacht' er, aber er sagte: „Da kannst du gleich mit angreifen bei mir, wenn du willst. Ich kann wegen dem Finger noch nicht viel mitmachen im Heu, und das Fräule weiß ihrer Sorg' kein End', wie sie's allein soll durchsetzen mit dem Angeben und Kochen; sie ist alt. Sie liebt dich immer und hat von Anfang ein Aug' auf dich gehabt, daß du meine Frau sollst werden. Es freut sich kein Mensch so wie das Fräule, wenn du kommst. Das Liesle nehm' ich gleich mit.“

„Du denkst auch,“ lachte die Heiteretei, „ich hab' auf dich gepaßt und hab' sonst nix zu tun und komm' gleich wie ein Spiß, wenn man ruft: Hierher kommst du!“

„Wie sich's dir schickt,“ sagte der Fritz schon im Gehen. „Du wirst schon deiner Fieberleut' wegen nicht gleich mit mögen. Aber das Liesle, das ist nun mein, das ist das Draufgeld, das wirst du nicht im Stich lassen, wenn dich's auch sollt' reun.“

Die Heiteretei hielt sich noch immer am Zaun. „Ich komm' schon nach,“ sagte sie. „Denn das kannst du gleich wissen, despektierlich behandeln lass' ich mich nicht und lass' mir nix sagen, wo ich selber seh', was zu tun ist. Und nun gehst du, und so ist's, und nu ist's fertig.“

Aber wunderbar! Wie der Fritz an den Weiden war und eben umbiegend verschwinden wollte, da fehlte wenig, sie wär' ihm nach, hätt' ihm das Draufgeld abgenommen und den ganzen Kauf aufgesagt. Ihr war, als sollte ein Eisen um ihren Hals gelegt und sie damit irgendwo angeschmiedet werden. Alles das, was sie noch vor-

hin so heiß ersehnt und dann so selig als ihr Eigentum begrüßt hatte, lag ihr plötzlich als eine Last auf dem Herzen, die ihm das Schlagen wehren wollte. Es war, als wäre sie auf einmal wieder ganz die alte Heiteretei geworden, die in jedem Manne einen Feind sah, gegen den sie sich wehren mußte. Sie bereute, daß sie nicht gleich den Entschluß, mit dem Liesle in die Welt zu gehen, ausgeführt hatte, ehe der Fritz kommen konnte. Das fremde Haus, in das sie sollte, kam ihr wie ein Gefängnis vor. Sie wußte nicht mehr, ob sie den Fritz lieb hatte oder ob er ihr zuwider war. Sie sollte nun nicht mehr tun, was und wie ihr's einfiel; sie sollte tun, was und wie ein Mann es wollte; und bedachte sie, daß der Fritz eben dieser Mann war, dann wußte sie, es war nur Widerwille, was sie gegen ihn empfand.

Und doch fühlte sie zugleich, wie sorgenlos und schön sich ihr Leben wandte. Das Häuschen hätte sie doch lassen müssen, und die fremden Leute, zu denen sie ging, sie mochten wohnen, wo sie wollten, es waren eben doch nur Leute wie die Luckenbacher auch. Ihr eigenes freies Wesen hätte auch jene ihr zu Feinden gemacht. Die Menschen wollen sich nach andern richten und verlangen, daß diese sich nach ihnen richten sollen. Wer sich auf irgend eine Weise loslöst, der muß auch in anderer nicht mehr von ihnen abhängen dürfen. Wer die Menschen braucht, der muß sein, wie sie ihn wollen.

Sie fürchtete auch am Ende weniger den neuen Zustand als den Übergang dazu. Ihr ging es wie den Kindern, die selber gern aus ihrem Eigensinn heraus wären und aus Arger darüber, daß sie's nicht können, nur noch eigensinniger werden.

So schwer war der Heiteretei noch kein Weg geworden als nach dem Hause, in welchem sie in Gedanken schon geschaltet hatte. Sie ersann hundert Vorwände, um nur den Augenblick des Hineintretens zu verzögern. Noch vor der Thür wäre sie fast wieder umgekehrt. Erst hatte sie sich geschämt, hinzugehen, nun schämte sie sich, wieder umzukehren. Am liebsten wär' ihr gewesen, es hätte sie irgend eine Gewalt ohne ihr Zutun hineingeführt, oder sie wäre schon drin, schon seit Jahren drin.

Es war gut, daß sie nun auch anfang, sich des langsamen Gehens

zu schämen. „Sie können mir doch nir tun drin, als was ich leiden will, und ist's nicht, als dächt' ich, ich müßte drin leiden, was sie mir tun wollen, wenn ich so langsam geh'? Hab' ich mich vorher vor dem Fritz nicht gefürcht't, so werd' ich's jetzt nicht erst anfangen. Mögen die drinnen sein, was sie wollen, ich bin ich; nun geh' ich hinein, und so ist's, und nu ist's fertig.“

Die Gesellen und der Lehrling hatten schon gegessen und die Bohnstube wieder verlassen; das Liesle ließ sich's noch schmecken, aber der Fritz und das Fräule warteten noch auf die Heiteretei. Die kam endlich, und nicht, wie man's von ihr hätte erwarten sollen, wenn man sie sonst kannte. Sonderbarerweise schien's, als habe sie nicht den Mut, hörbar aufzutreten. So freundlich das Fräule und der Fritz sie empfangen, so fröhlich das Liesle, das schon ganz hier zu Hause schien, ihr entgegenjubelte, ihr war immer, als hätte sie wenigstens einen Arm oder ein Bein draußen lassen sollen, als wär's unhöflich, daß sie so mit ihrem ganzen Körper hereingetreten. In des Herrgotts großer Stube, im Freien, und in ihrem Häuschen war sie wie in ihrem Eigenthume. Auch wenn sie, bei großen Leuten in Arbeit, zum Essen in die Stube kam, erschien sie nichts weniger als verlegen. Aber da wollte sie auch nichts als essen, dann ging es wieder hinaus oder heim. Hieher dagegen kam sie mit dem Anspruche, hier zu bleiben, das alles, was sie sah, als ihr Eigenthum zu besitzen. Sie konnte den Gedanken nicht loswerden, die Leute müßten meinen, sie dränge sich auf, wenn sie's auch nicht merken ließen. Der Fritz wurde ihr immer fremder unter den fremden Umgebungen. Selbst mit dem Liesle konnte sie sich nicht gehaben wie draußen oder daheim; es war ihr, als hätte das mehr Recht, hier zu sein als sie, und doch fiel ihr hier jede Eigenwilligkeit des Kindes auf, die sie in ihrem Häuschen gar nicht bemerkt haben würde.

Das Fräule brachte nun das Essen und nötigte so gutmütig und freundlich, als nur möglich war; aber die Heiteretei war nicht zu vermögen, einen Bissen anzurühren. Sie sagte, sie habe zu Haus schon gegessen. Den eigentlichen Grund verschwieg sie. Es war kein anderer als das Gefühl, daß sie hier noch kein Essen verdient habe. Darum

drückte sie auch die Freundlichkeit der Alten. Sie sollte soviel haben und hatte nichts dafür getan und zweifelte, ob sie's würde können. Sie konnte nicht über den Gedanken eines Verhältnisses hinauskommen, das ihrem bisherigen mit großen Leuten entsprach.

Als die Alte wieder an ihre Arbeit ging und die Heiteretei ihr an die Hand gehen konnte, da ward ihr besser zu Mute.

Was war da alles in der Küche vorhanden! In ihrem Stübchen sich all diese Dinge, dieses Steingut, dieses Zinn, dieses blecherne Geschirr einen Augenblick lang als das ihre zu denken, hätte sie jubeln gemacht wie ein Kind, aber die wirkliche körperliche Gegenwart derselben bedrückte sie. Es war nicht, als wenn sie diese Dinge, sondern als wenn diese Dinge sie besitzen sollten. Eine solche Beschränkung der persönlichen Freiheit liegt in jedem Besitze, und es ist begreiflich, daß Naturvölker das bleibende Eigentum als eine Last ansehen. Dann war die Alte langsam und mußte sich immer mühsam besinnen. Die Heiteretei konnte nicht, wie sie gewohnt war, rasch und in einem Zuge schaffen; es war, als müßte sie einem Stotternden zu Gefallen mit stottern. Das Mißverhältnis zwischen dem, was zu tun war, und der Langsamkeit, mit der das Schaffen vor sich ging, war bis zum Lähmenden beängstigend. Sie sah nicht, wie sie auf diese Art sollte verdienen können, was man ihr bot, und zugleich war ihr damit der einzige Weg abgeschnitten, auf dem sie überhaupt sich von etwas Bedrängendem zu befreien wußte.

Sie empfand, was ein seinem Bauer entflogener Vogel empfinden muß, als sie am Abende in ihr Häuschen zurückkehrte. Diese Nacht sollte sie noch mit dem Liesle darin schlafen, von morgen an beim Holders-Fräle.

Sie hatte selber begriffen, daß der längere Aufenthalt in dem von dem Regen her noch ganz feuchten Häuschen das Kind krank machen müsse; jetzt reute sie's, nachgegeben zu haben. Es war ihr nichts geheißsen worden; was sie getan hatte, hatte sie freiwillig getan; dennoch kam sie sich vor, wie in fremder Gewalt, und selbst in dem Vorschlage, die seitherige Schlafstelle zu verlassen, schien ihr nun der Frix schon den Herrn gespielt zu haben.

Als sie ihr Häuschen und den alten Holunderbusch wieder sah, jubelte sie dem Kinde auf ihrem Arme zu: „Nu sind wir wieder zu Haus, Liesle! Wenn die Welt recht schön sollt' sein, müßt' ich das Häusle da auf meinem Schiefkarrn in die Welt hinein können fahren. Und wo's recht weit und lustig, da müßt' ich's können hinstellen, einmal in einen Wald, ein andermal auf eine Wiesen. Und wo's uns nicht mehr gefiel, heidi! wären wir fort und lachten alle Leut' aus! Der Fritz könnt' bei uns sein und auch das Fräle; das wär' noch schöner. Aber ich müßt' können machen, was und wie ich selber will; es sollt' ihr Schaden gewiß nicht sein. Und ich müßt' jeden Augenblick fort können.“

„Du bist ein närrisch Kind, Liesle,“ sagte sie, als sie die Kleine, die schon halb schlief, ins Bett brachte, eigentlich zu sich selber. „Es ist ja noch gar nicht so weit; wir können ja jeden Tag noch fort. Das Häusle trägt uns niemand davon. Das mußt du dir nur immer vorstellen, und du wirst sehn, wie leicht die Sach' hernachen geht.“

Und sie ging wirklich den andern Tag schon leichter. Der Fritz hatte mit dem Fräle gesprochen. Das sagte, als die Heiteretei kam: „Wenn ich wüßt', daß du die Sach' allein möchtest machen, das wär' mir eine große Lieb'. Du hast einen jungen Kopf, der kann sich leichter besinnen, und junge Händ' greifen rascher an. Aber es müßt' dir nicht zur Last sein.“

„Aber was denkt Ihr denn, Fräle?“ entgegnete die Heiteretei froh. „Ich muß nur sehn, daß ich's auch so mach', wie Ihr's gern habt, und das könnt Ihr immerfort sagen.“

Nun ging ein ander Schaffen an, als das gestern war. Und je mehr die Heiteretei sah, wie das Fräle ihre Kraft und Geschicklichkeit bewunderte und sich darüber freute, desto besser ging's ihr von den Händen. Sie versorgte nicht allein den ganzen Haushalt daheim, sie gewann Zeit, ganze Stunden auf den Wiesen dabei zu sein, und da gefiel ihr's doch am besten. Sie dachte sich den Fritz als ihren Bruder und das Fräle als ihre Mutter. Diese nahm die Pflege des Kindes über sich, und das gedieh sichtbar. So ging's von Tag zu Tag besser, bis der Fritz sie bat zu bestimmen, wann die Hochzeit sein sollte. Sie

hatte absichtlich den Gedanken daran sich ferngehalten. Sie begriff, der Leute wegen müßte dazu getan werden. Man kam überein, in acht Tagen sollte die Hochzeit sein. Aber von da an wachten all die alten Bedenken und Gefühle in ihr auf. An ihrem Fleiße wurde man keine Veränderung gewahr; er nahm eher zu, weil sie sich im Schaffen zu zerstreuen suchte. Aber es zeigte sich eine Empfindlichkeit, die in jedem gleichgültigsten Worte einen Vorwurf sah, weil sie sich bewußt war, Vorwürfe zu verdienen. Sich selber tröstete sie immer mit der Zuflucht, die ihr in ihrem Häuschen blieb. Dennoch konnte sie es dem Fritz in Gedanken übelnehmen, daß er so wenig ihre Nähe suchte. Er hatte viel mit einem Zimmermanne zu verkehren, er war viel auswärts, und ihr schien es, er verlängere die Unterredungen mit demselben absichtlich über das Nötige hinaus, um nur so lange ihrer los zu sein. Und es waren nur so wenig Tage mehr übrig, die sie noch beisammen sein sollten. Dazu bemerkte sie, daß man ein Geheimnis vor ihr hatte; bald ertappte sie einen Gesellen, bald den Lehrling auf einem Winke, den sie nicht bemerken sollte. Sie kam sich vor wie verraten und verkauft. Dann kränkte es sie, daß der Fritz keine Dienstleistung von ihr verlangte; zurweilen war sie auf dem Sprunge, ungerufen etwas zu bringen, Pfeife, Ausgeherock und dergleichen Wenn er sie einmal bat, dachte sie: „Wenn er dich lieb hätt', tät' er nicht so fremd.“ Und doch — verlangte er einmal etwas, ohne zu bitten, trat ihr das Blut ins Gesicht, daß er schon den Herrn spielen wollte, und fast täglich sagte sie ihm ein Mal den ganzen Handel auf und drohte mit ihrer Flucht in ihr Häuschen. Das reute sie dann wieder, und in ihrem Arger über sich selbst sagte sie ihm: „Ihr habt wohl recht, ich gehör' nicht in so ein Haus. Ich kann's den großen Leuten einmal nicht recht machen.“ Dann sagte der Fritz: „Das ist uns nicht eingefallen zu meinen, du gehörst nicht in unser Haus. Das weißt du selber recht gut. Und du bist doch nicht von selber gekommen; wir haben dich hergeholt. Aber du tust, als müßtest du dich gegen den Himmel wehren, wenn er nicht sollt' auf dich fallen. Das ist nix als dein Fieberhund. Du selber machst dir all die Vorwürf, über die du böß wirst, wir nicht. Ich tu' dir keine Gewalt; und wären wir schon

getraut, es wär' nicht anders. Was du mir nicht zulieb' tun magst, das verlang' ich nicht.“ Sie fühlte dann, daß er recht hatte, sie fühlte seine Liebe in seiner Geduld, und das vermehrte nur ihren Unwillen auf sich selbst und dadurch wiederum ihre Empfindlichkeit.

War das ein Erstaunen in dem guten Luckenbach, als bekannt wurde, der Holders-Fritz wolle die Heiteretei heimführen! Ein Fragen und ein Erstaunen und wieder ein Fragen und Erstaunen. Wie früher die Heiteretei, so hatten nun der Holders-Fritz und das Fräule von gutem Rat, Warnungen und Unglücksprophezeiungen zu leiden. „Es wundert mich,“ pflegte der Fritz zu sagen, „wenn ich hinauskomme, daß nicht die Bäume, die Zäune und die Grenzstein' gelaufen kommen mit gutem Rat. Aber so weit, wie sie das Annedorle damit haben gebracht, so weit sollen sie's bei mir nicht bringen.“

Und das Wort hielt er. Nicht, daß er zornig die Warner abgewiesen hätte, denn es war ja jetzt sein Wahlspruch: nicht mehr Wildtun, sondern Überlegung und ruhige Festigkeit mache den Mann.

Er hatte sich eine eigene Methode erfunden, auf die er sich bei sich selbst nicht wenig wußte. Sagt' ihm einer, er solle sich wohl bedenken, eh' er den Schritt tue, dann entgegnete er: „Ja, bedenken muß man freilich alles. Mancher machte keinen dummen Streich, wenn er sich erst bedacht hätt'. Das mein' ich auch.“

„Ihr könntet jede kriegen im Städtle,“ fuhr dann jener fort, „und da sind reiche Mädele genug. Die Baltineffin hat's nah genug gegeben: Wenn Er käm', ein Nein tät' nicht fallen. Und ich wüß' hundert reiche Bursch', die sich die Händ' lecken täten nach der Gringelwirts-Ev'. Die hat Geld und Sachen; da kann's heißen: Goldmädle, ich mag dich.“

Dann sagte der Fritz: „Ja, Reichthum ist eine Hauptsach', und die Baltineffin, das ist eine ganze Frau.“ Und in dieser Art ging es weiter, so daß der andere am Ende nichts mehr zu sagen wußte und ging.

Das Holders-Fräule hatte sich eine andere Art, die Leute mit guter Manier loszuwerden, beigelegt. Sie war immer etwas schwerhörig gewesen.

Sagte ihr eine: „So ein arm Mädle wird doch Ihr Fritz nicht nehmen,“ dann entgegnete sie wohl: „Grämen, meint Ihr? Ja, ich hab' mich schon genung gegrämt darum, und gedoktert hab' ich, aber es hat alles nichts wollen helfen.“

„Ihr versteht mich falsch,“ sprach dann wohl die Warnerin mit lauterer Stimme; „ich mein' von wegen der Heiteretei —“

„Ja,“ nickte das Fräule. „Einerlei; 's ist alleweil einerlei gewest, was ich auch hab' angewend't. Ja, die lezt' Zeit ist's immerfort noch schlimmer gewest.“

Dann sagte die andere schreiend, mit Armen und Beinen hantierend, um den Augen verständlich zu werden, wenn nicht den Ohren: „Ihr habt mich nicht verstanden, ich mein', von wegen Eurem Fritz —“

Das Fräule hatte Mund und Augen aufgerissen dabei, dennoch kam zum Vorschein: „Hitz'? Ja; das ist's eben. Hitz' hab' ich die ganz' Nacht in den Ohren gehabt; und ich wunder' mich nur, daß ich heut einmal wieder so gut hör'. Ja, manchmal ist das so, aber hernachen wird's wieder so schlimm wie zuvor.“

„Wenn das gut gehört heißt!“ meinte dann die andere bei sich und gab ihren Vorsatz auf.

Das Reden der Leute hätte das Fräule nicht irr gemacht; der Heiteretei wunderliches Benehmen tat mehr dazu.

„Guck', Fritze, guck' wohl, was du da machst,“ sagte sie zuweilen zu ihrem Enkel. „Mir ist das Annedorle immerfort im Kopfe gelegen, und ich hab' gemeint, sie paßt just zu dir. Aber wie sie jetzt ist, da wird mir's manchmal angst: das wird immer schlimmer, je mehr's auf die Hochzig losgeht; was soll da hernachen erst werden!“

„Laßt's nur gut sein, Fräule,“ sagte dann der Fritz. „Manchmal möcht' ich auch mit den Fäusten drein haun, aber hernachen würd's erst recht schlimm und nicht wieder gut zu machen. Und das ist nix, sondern Verstand macht den Mann. Paßt auf, es ist weiter nix als die alt' Heiteretei, die sich noch geschwind in ihr aus will toben. So einen alten Fritz oder Christlieb oder meinetwegen so einen alten Adam hat jeder Mensch in sich stecken; der muß einmal heraus.“

Und das weiß ich aus Erfahrung; der alt' Fritz hat auch am ärgsten in mir gewirtschaft't, wie er gesehn, nun wird's Ernst, daß er 'raus muß. Bleibt Ihr nur immer wie bisher. Der alten Heiteretei wär's selber lieber, man braucht' Gewalt; da könnt' sie sich erst recht verstocken."

Aber nicht allein von der Heiteretei kam ihm Anreizung, seiner Philosophie zu vergessen und wieder vom „alten Fritz“ befaßt zu werden, welchen bösen Geist er mit soviel Kraft seither hatte von sich abzuhalten gewußt.

Hat man einen Popanz in die Kirschen gesetzt, damit er die Sperlinge abhalten soll, dann lähmt das graue Diebesvolk erst ein allgemeiner Schrecken. Sein bloßer Anblick scheucht sie schon davon. Nur hier und da findet sich ein fecker oder durchtriebener Kopf, der sich nahe genug wagt, das Schreckbild genauer anzuschauen. So grimmig dem Popanz der verbogene Hut sitzt, bald kommt der Wagling auf den Gedanken, es möge wohl kein Kopf darunter stecken. Einmal, zweimal flieht er wohl unwillkürlich, wenn der Popanz sich zornig schüttelt. Aber er sieht, der schüttelt sich nur, wenn der Wind weht; wie nahe liegt der Schluß, der Wind bewegt ihn, er nicht sich selbst! Und warum kommt der Popanz nicht und verfolgt den Wagling, der nun schon in kleiner Entfernung vor seinen Augen, wenn er welche hat, Kirschen nascht? Aber nur ein wenig näher, und der Wagling sieht, er hat keine, er hat gar keinen Kopf, er hat wirklich keinen Kopf! Der Wagling macht durch sein Beispiel anderen Mut, diese wieder anderen. Nicht lange und das ganze graue Volk erhöht den Popanz, den es im Kreise umzirpt, und bald sitzt der Furchtsamste darunter dem armen Popanz auf der schlagenden Hand und läßt sich triumphierend mit ihr vom Winde schaukeln.

Ähnlich wie dem Popanz mit den Sperlingen ging es dem Fritz mit den Burschen seiner ehemaligen Kameradschaft; der Unterschied lag nur darin, daß der Fritz kein Popanz war.

Daß er von einem Mädchen sich in den Morast rennen lasse, das hatte den Burschen die Augen geöffnet über das Wahnbild seiner vermeintlichen Kraft. Sie hatten sich's so lange und so laut in allen

Wirtshäusern vorgeschrieen, bis sie es selber glaubten: Nicht die Kraft des Fritze, sondern die Macht der Meinung von derselben hatte die Wundertaten vollbracht, die man jener sonst zugemessen. Es hatte sich keiner ihm ernstlich gegenübergestellt, weil man gemeint, es sei doch vergeblich. Und wo man nicht in dieser Täuschung befangen war, da hatte man es mit dem besten Erfolg getan. Der und der hatte den Fritze bezwungen, aber niemand hatte es ihnen geglaubt. Und diese waren bei weitem nicht einmal die Stärksten gewesen.

Das alles war dem Fritze nicht fremd geblieben. Es ist leicht, bescheiden auf einen Vorzug zu sein, der allgemein anerkannt ist. Als seine Stärke bezweifelt wurde, stieg sie ihm wieder im Preise, und seine neue Philosophie hatte schwere Proben zu bestehen, um so schwerere, je mehr er seine Gesundheit wiederkehren fühlte. Es gab Augenblicke, wo er das Wort bereute, das er sich selbst gegeben, nie wieder an einem Schenkorte handgemein zu werden. Die schwerste Probe stand ihm heute bevor.

Zum erstenmale wieder seit dem Gründer Markt besuchte er einen öffentlichen Ort. Die Heiteretei begleitete ihn, und es war ein schöner Anblick, als die beiden hohen blühenden Gestalten gepuzt nebeneinander nach dem Schützenhose gingen. Die Musik tönte ihnen schon von weitem entgegen.

In der Heiteretei war ein wunderlicher Kampf. Von dem schönsten Burschen zum Tanze geführt zu werden, schien ein Vorzug, der einem Mädchen schmeicheln konnte. Aber die Leute mußten sagen: „Seht, da kommt die, die immer die Männer verhöhnt hat und die Mädele, die Männer genommen, und nun nimmt sie selber einen. So lang hat sie stolz getan, als sie keinen hat gehabt; da sieht man, es war nur Neid und Arger.“ Unwillkürlich ging sie immer so entfernt vom Fritze, als nur möglich war, und tat, als ob sie gar nicht zu ihm gehöre.

Im oberen Stübchen neben dem Tanzsaale war nur noch ein Tisch frei. Daran setzte sich der Fritze und ließ etwas zu trinken bringen. Die Heiteretei nahm an dem anderen Ende Platz. Sie trank keinen Tropfen und kehrte sich wenig an den Fritze.

An den übrigen Tischen trank man, um sich Mut zu machen, desto mehr, und nicht lange, so begann das Mittel zu wirken. Von allen Seiten wurden Spottreden laut. Der Schlimmste unter all den Sprechern war der Adams-Lieb. Jeder Rede folgte erst ein halbunterdrücktes und, da der Fritz ruhig blieb, als hörte er nichts, ein immer lautereres Lachen.

„Ich möcht' wissen, wie sich's im Zehntbach läg'," lachte der Adams-Lieb.

„Ich sollt' doch meinen, es müßt' sich weich darin liegen," sagte einer von einem anderen Tische.

„Und kühl," meinte einer aus einer Ecke heraus.

„Sonst würd' sich einer nicht hineinlegen lassen," lachte der Adams-Lieb wieder.

Der Fritz stand auf. Wie die hohe kräftige Gestalt da stand, war es doch, als hätte sich der alte Respekt wiedergefunden. Einen Augenblick hielt ängstliche Erwartung aller Atem an. Der Heiteretei braune Augen lachten einmal wieder wie von Stolz und Freude. Aber draußen hatte eben ein neuer Tanz begonnen. Der Fritz war nur aufgestanden, die Heiteretei in den Saal zu führen und sich mit ihr unter die Tanzenden zu mischen. Die Spottredner faßten neuen Mut, aber auf der Heiteretei Wangen zeigten sich im bunten Wechsel die weißen Druckflecken mit dunkelm Rot. Hinter dem Paare her tönte wiederum das Gelächter über des Adams-Lieb und seiner Genossen Späße.

In der Tür riß sich das Mädchen von seinem Arme los und sagte leise, aber heftig: „Ich geh' nach Haus. Du kannst da bleiben. Du hörst wohl solche Reden gern.“

Es war, als schüttelte eine unsichtbare Hand die Gestalt des Holders-Fritz zusammen. Es war ein Ruck, vor dem seine Brust den ganzen Atem ausstieß in einem hörbaren Hauche. Dann sagte er mühsam leise, indem er die Hand gegen die Brust stemmte, wie um keinen zu lauten Ton herauszulassen: „Wenn du auch noch hilffst! Du sollst mich lieber helfen halten.“

Die Heiteretei lachte halb zornig, halb geringschäßig: „Sieht nicht aus, als brauchst du einen, der dich hielt'. Du bist ja der stark'

Fritz, mein' ich, der wird sich doch allein können halten. Ich geh' aber nu, und mich hält niemand, das sag' ich dir!“

Der Holders-Fritz hielt sich wirklich mit beiden Händen an den Rockflappen vor seiner Brust fest. „Das ist die Prob',“ redete er in Gedanken auf sich ein, „ob du ein anderer Kerl worden bist wie vordem. Und wenn du die nicht hältst, hernachen ist deine ganze Aenderung nix als ein dummer Jugendstreich gewest wie die vorher, nur wieder ein anderer. Dein Wort mußt du halten. Das sag' ich dir: du bleibst ruhig, und wenn der Teufel selber in die Heiteretei führ'. Sie soll sehn, und alle sollen's sehn, daß der Mann nicht im Wildtun steckt.“ Dann wandt' er sich so ruhig zur Heiteretei, daß die sich darüber ärgerte: „Wenn du willst gehn, ich bezahl' nur, und hernachen geh' ich mit.“

„Ich kann auch allein gehn; ich fürcht' mich nicht,“ entgegnete sie.

„Brauchst nicht zu spotten,“ sagte der Fritz. „Ich sag' dir nur, ich hab' den Saal da wohl zwanzigmal geräumt und schäm' mich jezt deshalb, und du selber hast mir's verdacht, und wenn du mir's jezt verdenkst, daß ich's nicht tu', so sag' ich dir doch: so stark bin ich in dem Saal noch nicht gewest als jezund.“

Draußen trug der Fritz dem Schützenwirt auf: „Ihr könnt den Burschen drinn'n sagen, sie sollen morgen abend in meinen Garten in den Städeln kommen. Es ist der Vorabend vor meiner Hochzig, und Ihr könnt ein paar Eimer Bier hinbringen.“

Der Wirt ging in den Saal, und der Fritz und die Heiteretei konnten noch einen Flintenschuß weit davon das Jubelgeschrei der Burschen hören über die Einladung. Diese legten die Burschen natürlich so aus: der Fritz wolle sich wieder beimachen. Sie stolzierten um einen ganzen Kopf gestreckter als zuvor vor ihren Mädchen einher. Er hatte die Herausforderung, den Ruf seiner Kraft wiederherzustellen, mit der Flucht beantwortet. Morgen aber sollte er Stich halten müssen. Da wollten sie ihm zeigen, daß es noch andere Leute gäbe, die's eher verdienten, der Starke zu heißen, als der Holders-Fritz.

Die Heiteretei erlebte das alles in ihren Gedanken mit. Sie ließ sich nicht vom Fritz führen und war so übermütig, aber auch so bitter

als noch nie. Wenn sie ihn wie ein Kind behandelte und ihm über kleine Gräben weghelfen wollte oder ihn fragte, ob er auch noch heil und ganz sei, und ob sie ihn nicht halten solle, damit er dem Stein, über den er gestrauchelt, nichts tue, da faßte der Fritz noch mehr als einmal nach seinen Rockausschlägen.

Das Fräule daheim wußte heute noch weniger als die Lage her, wie sie mit der Heiteretei daran war.

Die Nacht war vorüber, der Vorabend der Hochzeit war gekommen. Die Heiteretei erschien den ganzen Tag in derselben Laune wie gestern; bei sich hielt sie immer den Gedanken fest, wenn's ihr einfiel, heute noch in ihr Häuschen zu gehen und nicht wiederzukommen. Morgen war sie dann vor Sonnenaufgang mit dem Liesle auf dem Weg.

Die eingeladenen Burschen fanden sich alle ein und waren erstaunt, auch die älteren Kampfhähne der Gegend, die früher mit dem Fritz um den Preis der Stärke gewetteifert, da zu finden. Der Fritz und seine Gefellen hatten den Tag über mit in den Grasboden eingeschlagenen Stecken und darauf genagelten Brettern Tische und Bänke aus dem Stegreif hergestellt. Es war lustig, beim Biere — denn auch der Schützenwirt und das bestellte Getränk blieben nicht aus — in dem großen Gras- und Baumgarten zu sitzen.

Es dauerte auch gar nicht lange, und ein herausforderndes Wort um das andere ließ sich vernehmen. Der Fritz konnte sich kaum all derer erwehren, die ihn zu einem Ringkampfe im Späße auf dem weichen Rasen einluden. Vergebens gab er sein neues Glaubensbekenntnis zum besten: wer stark sei, solle Gott danken und seine Stärke zur Arbeit anwenden, und wenn etwa ein Unglück oder ein Unrecht an ihm oder an anderen Abwehr fordere. Sein Widerstreben machte sie nur dringender. Die Heiteretei war am schlimmsten. Und da man ihn sonst dazu gezwungen hätte, seine Kraft mit den Angreifern zu messen, so machte er den Vorschlag, damit wenigstens bis vorm Nachhausegehen zu warten. Und dieser wurde endlich, doch nicht ohne Widerstand, angenommen.

Wie man im besten Schreien und Trinken war, trat der älteste Geselle des Frits in der Heiteretei alten Kleidern, die er zu erhaschen gewußt, wunderbarlich verkleidet unter die Gäste. Er sagte, er sei das Annedorle und habe vom Zainhammer heim seinen Schiebkarren in dem weichen Boden unten am Bache festgefahren. Ob ihm nicht einer der Anwesenden, der stärker sei, den Karren herausholen wolle?

Da entstand ein allgemeiner Aufbruch. Man sah, es sollte eine Kraftprobe gelten, da war jeder dabei. Nur der Frits schien ungehalten, daß des Gesellen alberner Einfall das Fest störe. Er redete seinen Gästen zu, hier zu bleiben und ihn allein wieder gehen zu lassen. Aber sein Zureden half nichts, und halb willenlos wurde er mit den Abhang hinuntergezogen, wo der Schiebkarren, schwer bepackt, wirklich im weichen Rasen festgefahren erschien.

Jeder wollte nun der erste sein, den Karren wieder herauszuholen. Darüber kam keiner dazu, und ein älterer machte den Vorschlag, die Reihe des Zutritts durch Losen zu bestimmen. Das geschah; nur der Frits schloß sich aus.

Und nun begann ein ähnliches Schauspiel, als am Abende des GründerMarktes das Reicker Wirtshaus gesehen. Eine wahre Musterfarte aller beim Aufheben eines Schiebkarrens möglichen Stellungen entfaltete sich. Da sah man die Siegesgewißheit lachend zu dem Karren eilen und den Ärger der getäuschten Hoffnung, fluchend und die Gelenke zurecht rückend, wieder davonhinken und endlich mit lautem Gelächter über das gleiche Schicksal anderer sich trösten.

Dem Frits mochte der Anblick nicht behagen; er ging wieder hinauf, wo man erst gefessen hatte, und man verlor ihn aus den Augen.

Nun hatten sich die sämtlichen Gäste ohne Erfolg an dem Karren versucht, und einstimmig war man der Meinung, es sei ein Bexierspiel. Den Karren vermöge kein einzelner herauszuheben, und sei er der Stärkste.

„Vielleicht,“ lachte die Heiteretei, die den vergeblichen Bemühungen mit Jubel zugesehen, „ist der Karren so verbergt, daß ihn nur ein Weibsbild kann herausbringen.“

Alle redeten ihr zu, es zu versuchen. Man hätte gern noch eine

Weile auf fremde Kosten gelacht, um sich für den Hohn, den man soeben erlitten, zu entschädigen.

Die Heiteretei tanzte in den Karren. Sie dachte an ihren Triumph über Schneider, Weber und Schmied. Aber der Karren war doch schwerer, als der ihre damals gewesen. Gelang ihr schon mehr als den anderen, hob sie ihn auch, von der Stelle rückte sie ihn doch nicht.

Indem brachten der Adams-Lieb und noch einige den Frits den Abhang heruntergeführt.

„Was einem recht ist, das ist dem andern billig!“ schrie der Adams-Lieb. „Wir sind alle ausgelacht worden, das muß sich der Frits auch lassen gefallen.“

„Ja!“ schrie ein anderer, „er soll hernachen nicht können sagen: Wenn ich nur gewollt hätt', ich hätt' ihn 'rausgebracht.“

Der Frits wehrte sich vergebens, die Kinderpossen mitzumachen, wie er sagte. „Und was wär's denn nun? Ob ich ihn 'rausbrächt' oder nicht, deshalb wär' ich um nichts besser und um nichts schlimmer, als ich bin, und ihr alle miteinander nicht.“

„Ja,“ sagte der Adams-Lieb, „dann hieß' es: Das sind alles Jungen gewesen, der Holders-Frits ist allein einer.“

Ein anderer meinte: „Und hernachen glaub' ich auch, der Frits hat's selber angestellt, damit die Leut' über uns könnten lachen.“

„Soll ich?“ fragte der Holders-Frits die Heiteretei, die neben ihm stand.

„Nein!“ entgegnete die zornig.

„Was Schlimmers kann nicht werden,“ sagte der Frits, „als daß sie mich auslachen. Und da kann keiner mir was vorwerfen, sie sind alle ausgelacht worden.“

„Aber ich kann's nicht leiden,“ erwiderte die Heiteretei noch zorniger. „Dich sollen sie nicht auslachen.“

„Ja, er hat's selber angestellt! er hat's selber angestellt!“ schrie alles durcheinander. „Da kriegt's einer wohlfeil, daß es heißt, er ist allein der Starke. Er soll sich auch auslachen lassen, oder er ist kein ehrlicher Kerl.“

„Ja, wenn ihr mir so kommt!“ sagte der Frits. „Laß mich nur, Dorle, vielleicht lachen sie nicht.“

Er stand schon im Karren und bückte sich.

Die Mäuler, die schon zum Lachen aufgerissen waren, blieben vor Bewunderung offen, wie man den Karren gehoben sah, und als ihn der Frits nun vollends noch quer den Abhang herauffuhr, da öffneten sie sich noch weiter. Aber es war kein Gelächter, was herauskam, sondern ein Ausruf des Staunens.

Dem Frits aber schien es so wenig um ihre Bewunderung zu tun, als er sich vor ihrem Lachen gefürchtet. Oben ließ er den Schiebkarren aus den Händen und sagte: „Ich hab' euch euren Willen getan, nun laßt das Bier nicht noch matter werden.“

Alles setzte sich, schweigend vor Arger, Scham und Bewunderung. Von einer ferneren Einladung zum Ringkampfe war den Abend nichts zu vernehmen. Vielmehr erhob sich, da man dem Biere wiederum zugesprochen, der alte Preis des starken Frits so laut als je zuvor. Aber dem Frits gewann er nicht das leiseste Lächeln ab. „Laßt das dumme Zeug,“ sagte er; „wie ich gestern eure Reden ruhig angehört hab' und gangen bin, das war hundertmal mehr als das mit dem Karrn.“

Die Braut aber saß schweigend dort, und die Druckflecken zeigten sich wie gestern mit dunkler Röte auf ihren Wangen.

Als alles aufgebrochen war und der Frits sie nach Hause führen wollte, riß sie sich los. „Daß du's schon anfängst?“ sagte sie, mühsam das Weinen vor Zorn unterdrückend. „Ich bin nicht, wie meine Mutter war, das sag' ich dir, und gefallen laß' ich mir nir. Jetzt hol' ich das Liesle; die Nacht schlaf' ich in meinem Häusle! mach' du, was du willst; ich mach's auch. Und so ist's, und nu ist's fertig!“

„In deinem Häusle kannst du nicht schlafen,“ sagte der Erstaunte, indem er sich an seinen Nockaufschlägen faßte. „Und das Liesle schläft nunmehr. Das wirfst du nicht aus dem Schlaf aufwecken. Ich halt' dich nicht, das hab' ich dir tausendmal gesagt; daß mir's weh tut, wenn du gehst, das weißt du selber. Und deshalb kannst du immer die Nacht noch bei dem Fräule bleiben. Da bist du doch so gut auf

gehoben, wie du's in deinem Häusle wärst. Wenn du's willst, gehn wir an deinem Häusle vorbei; ich hab' so im Sinn gehabt, daß ich dich morgen hin wollt' führen vor der Trauung."

Das Mädchen erwiderte nichts, sie ging aber voran nach ihrem Häuschen zu, sie sehnte sich danach; vierzehn Tage lang hatte sie es nicht gesehen. Der Fritz, in dem eine neue Hoffnung aufgegangen war, drang ihr seinen Arm nicht auf, sondern folgte der Eilenden schweigend.

Es war eine jener lauen Sommernächte, wo man meint, das Gras wachsen zu hören. Die Halme, von der Hitze des Tages auf die Erde niedergebeugt, tranken sich im Tau wieder frisch und richteten sich leise knisternd in die Höhe. Was unter dem weichen Mantel der Nacht lebendiges sein Wesen treibt, das raschelte am Boden hin oder durchschnitt im zackigen Fluge die Luft. Da trommelte der Otternbrutfänger Igel, der stachelgeharnischte, sich selber zu seinem Marsche den Takt, die Nachtfalter rannten mit ungeschickter Galanterie die Blumen an, denen das Ständchen galt, das sie mit schweren Flügeln absummten. Die Grillen durchstachen der Nacht die schwarzen Ohren mit ihrem spitzigen Gesange. Der geizige Hamster zankte seine eigene Frau von seiner Haustür hinweg. Hier und da stieg ein Kater im Grase umher und schüttelte vornehm nach jedem Tritte den Tau von den hochgehobenen Pfoten.

Von all diesem Leben und Treiben an seinem Wege bemerkte unser eilendes Paar, in seine Gedanken versunken, nichts. Eine Weile schritten sie zwischen grünen Hecken hindurch, dann an der alten grauen Stadtmauer hin. Jetzt kamen sie unter die Weiden. Die Heiteretei blieb plötzlich stehen. Dort, wo sie ihr Häuschen wußte, schimmerte etwas hell durch die Nacht. Das alte graue Häuschen konnte das nicht sein. Was aber war es sonst? Hätte der Mond hoch am Himmel gestanden, sie hätte gemeint, er vergolde mit einem Streiflichte das alte Dach; aber er kam erst hinter dem Felsen an dem Häuschen in die Höhe.

Der Fritz theilte ihr Erstaunen nicht; er lächelte wie einer, der eingeweiht ist in das Geheimnis, dessen Eröffnung einen andern über-

raschen soll. Wenn er noch schneller eilte als die Heiteretei, so geschah's, um, was in ihr vorgehen möchte, in ihrem Gesichte zu lesen.

Und es war doch ihr Häuschen! Und war es doch auch nicht. Seine äußeren Umrisse waren es, aber auch nicht, die es seit seiner traurigen Veränderung durch den letzten Regen gezeigt. Es hing nicht mehr im Innersten zerknickt an dem Fels, es stand mit wagrecht abschneidendem First gerade empor, so gerade, als sich die Heiteretei nicht erinnern konnte, daß es gestanden. Je näher sie kam, desto mehr Neues fiel ihr daran auf. Nicht allein die Lücke in der Lehmwand, die ganze alte Wand war fort. Dafür zeigte sich ein Netz aus schlanken Balken gewebt und die Maschen mit Feldern von rot-schimmernden Ziegelsteinen ausgefüllt, oben darauf ein lustiges Ziegeldach.

Sie stand wie selbst versteinert davor, bis der alte Holunder aufrauschte wie vor Freude oder Schmerz des Wiedersehens. Da brach ihr ein Strom von Tränen aus den Augen, und sie rang die Hände und rief nur immer wieder aus dem tiefsten Schmerz heraus: „Ach, mein gut alt Häusle! Ach, mein gut alt Häusle!“

Erst meinte der Fritz bei sich: „Nu, adje, alte Heiteretei! Nu muß sie heraus!“ Als aber das Mädchen nicht aufhörte, über ihr altes Häuschen zu jammern, da ging's ihm selber nahe und er bereute fast, was er so gut gemeint.

„Aber, Dorle,“ sagte er begütigend, „es ist ja dein alt Häusle noch, wenn's auch einen neuen Rock an hat gekriegt. Inwendig ist's noch gerade so, wie es gewesen ist. Und der alt' Holunderbusch, der hat nicht ein Astle eingebüßt. Den hab' ich bewacht, wie wenn er mein Bruder wär'. Auch nicht das Rotschwänzchenest darauf ist weg.“

„Nein,“ sagte das Mädchen, „mein Häusle ist das nicht mehr. Das da geht mich nix an. Ich hab' gedacht, wenn's nicht mehr geht, zieh' ich wieder in mein alt Häusle, und nu hab' ich keines mehr. Nu hab' ich nix mehr auf der Welt. Nun kann ich fort in die Fremd'. Da hab' ich nu nix mehr zu suchen.“

Der Fritz bewegte die eine Hand schon halbwegs nach den Rock-

klappen, indem er erwiderte: „Ich hab' freilich nicht gedacht, daß du die Sach' so wirst ansehen. Aber das ist's auch nicht. Du weißt's recht gut, daß ich's nur hab' aus Lieb' getan.“

„Ja,“ sagte die Heiteretei, „damit du mich recht könntst plagen, und ich wüßt' nicht wohin! Deshalb hast du's getan. Du hast's fortgetan, damit ich nix mehr hätt' und dich müßt' nehmen.“

Der Fritz redete in sich hinein: „Das ist die alt' Heiteretei, und du willst ein Mann sein!“ Mit Gewalt an sich haltend, fuhr er gegen das Mädchen gewandt fort: „Das wirst du doch einsehen, daß das Häusle so nicht hat können bleiben. Der nächst' Regen hätt's vollends weggeschwemmt.“

„Ja,“ sagte die Heiteretei immer zorniger. „Du hast dich geschämt, daß das Häusle ein arm Häusle ist gewest. Da hast du müssen zeigen, daß du ein Reicher bist. Ich hab's allein nicht gewußt, daß ich arm bin, und da hast du mir noch mein Häusle müssen nehmen, damit ich's nur recht soll fühlen, daß du ein Reicher bist und ich bin arm.“

Der Fritz hatte Mühe, sich zu halten. Er sagte sich: „Wenn das Eis geht, da gibt's auch ein Geprassel; hernachen wird's von selber still. — Gucl', Dorle, hätt' ich mich geschämt des Häusles wegen, so hätt' ich's lassen gehn. Und dich zwingen, wie du vorhin hast gemeint, das ist mir auch nicht eingefallen. Eben darum, weil du immer mit deinem Häusle hast gedroht, und du hast sollen sehn, daß ich dir keine Gewalt hab' wollen antun.“

„Ja,“ sagte die Heiteretei noch zorniger, „sag', was du willst; was ich seh', das seh' ich. Du hast mich wollen loswerden. Ich bin einmal nicht wie andere Leut', drum bin ich auch überall zu viel. Du hättst mich's nicht so merken zu lassen gebraucht. Ich wart' von selber nicht, bis die Leut' sagen: Nu kannst du gehn. Und ich geh' auch, wenschon du mir mein Häusle hast genommen. Du denkst Wunder, was du bist. Ich hab' nicht auf dich gewart't, bis du kommen bist. Ich brauch' keinen, und dich gar nicht. Mach', was du willst, ich mach's auch. Und so ist's, und nu ist's fertig!“

Der Fritz hatte sich wiederum erst mit beiden Fäusten fest gepackt.

Aber er sah, die alte Heiteretei spottete aller milden Mittel. „Nun muß es biegen oder brechen. Nu mög' draus werden, was da will. Das ist kein Fieberhund jezund; das ist die wahr' Mannesehr', und die muß aufrecht erhalten werden. Aber ruhig, Bursch, und ohne Wildtun!“ So dachte der Fritz bei sich, spuckte in Gedanken in die Hände und brach los:

„Ich denk' Wunder, wer ich bin? Und was denkst du denn, was du bist? Ich will dir sagen, was du bist. Ein alberns Mädele bist du, das selber nicht weiß, was es will. Das da meint, nu ist's was Rechts, wenn du nur immer was anders willst als andere Leut'. Armut ist keine Schand', wenn man sie nicht selber hat verschuld't; aber sie ist auch nix, womit man groß kann tun, wie du's machst. Aber ein Arms kann sonst Tugenden haben. Und die sind's hernachen wohl, worauf du so stolz bist? Nein, du meinst, der Stolz selber ist eine Tugend; und da bist du stolz, daß du stolz bist. Oder ist's, weil du meinst, du bist stark und kannst ärbeten? So stark du bist, ein Pferd ist noch sechsmal so stark und ärbet't dich sechsmal weg. Da kann's auch noch sechsmal so stolz sein als du. Das macht den Menschen aus, daß er Vernunft hat; aber Vernunft hast du nicht viel mehr wie ein Pferd, sonst wärst du nicht stolz. Ja, du meinst, das ist Vernunft, daß du schnippisch kannst tun und machen, daß Leut', die auch nicht mehr denken als du, über Ding' lachen, wo du und die Lacher erst euch die Müh' geben solltet, sie zu begreifen. Das ist Vernunft, daß einer sucht, die Welt zu verstehn und was er darin soll sein, und soll ärbeten, daß er das auch wirklich wird. Aber nicht, daß einer wider den Strom will schwimmen und sich einbilden, er ist allein gescheit, und die ganz' Welt ist konfus, und er ist noch groß im Recht, wenn nicht der ganz' Strom umwend't und schwimmt mit ihm bergauf. Das ist Vernunft, wenn man den Leuten erweist, was man ihnen schuldig ist, und ist nicht unbillig gegen sie in seinen Gedanken. Die Leut' aber, gegen die du's hast, das sind Fieberleut', und die sind nirgend als in deinem Kopf. Und auch daran ist dein Hochmut schuld. Die wirklichen Leut' haben mehr zu tun, als daß sie Tag und Nacht nur an dich dächten und was sie dir zum Troß

wollten tun. Die wirklichen Leut' sind freilich auch nicht alle vernünftig, und man wär's selber nicht, wollt' man sich nach allen richten. Die Unvernünftigen läßt man gehn. Denen tut man zu viel Ehr', man mag ihnen zu Gefallen oder zum Troß wollen leben. Und wer ihnen alles zum Troß will tun, der richtet sich eben auch nach ihnen wie der zu Gefallen und ist recht mit Wissen und Willen ihr Knecht. Das, was die Vernünftigen von uns meinen, das sollen wir nicht verachten. Aber wir sollen's auch nicht zu sehr achten, denn die Vernünftigen sind noch nicht die Vernunft selber. Man muß nir darauf geben, was sie überhaupt sagen, sondern darauf, was sie sagen täten, wenn sie unsere Sach' so künnten wie wir selber. Darum müssen wir eben selbst vernünftige Leut' werden und dürfen keinen Fieberhund für einen wirklichen oder gar für was noch Bessers ansehen, er mög' sich gebärden und sagen, was er will. Du meinst, das ist was Rechts, wenn du ein Erdäpfelfeld umhackst, aber an dir selber hackst du nicht, und wenn du in deinem Unkraut tätsst ersticken. Aber das Unkraut auf einem Feld schimpfst du, und auf das Unkraut in deinem Kopf, da bist du stolz. Du willst die Männer verachten und die Weiber; wenn du doch verständst, was das ist: ein Mann und ein Weib! Hernachen würd'st du nicht darüber spotten, sondern gäb'st dir Müh', daß du eine wirst. Deine Fieberhünd' hab' ich mir seither lassen gefallen, weil ich gemeint hab', du wirst sie selber abschaffen. Aber nu seh' ich, es werden ihrer nur immer mehr, je geduldiger ich bin. Du sollst Respekt haben können vor mir, und ich will Respekt haben vor dir; sonst müßt' ich dich nicht liebhaben, wenn mir's gleichgültig wär', wie du bist. Ich zwing' mich dir nicht auf, aber ich bettel' mich dir auch nicht auf. Das Häusle da ist dein; ich hab' mir dran zu suchen. Du kannst wieder hineinziehen. Du kannst machen, was du willst. Dir weh tun wollen hab' ich nicht und würd's nicht, und wenn wir hundert Jahr' lang wären getraut; aber wenn ich heirat', will ich der Mann sein. Nu weißt du, was ich von der Sach' denk' und von dir. Danach kannst du dich entschließen. Und so ist's, und nu ist's fertig!"

Noch im Sprechen hatte er jeden Augenblick gemeint, jetzt werde

die Heiteretei aufbegehren und ihr Verhältnis vollends zerreißen. Er fühlte, er habe sie so lieb, als ein Mann ein Weib nur haben könne. Er fühlte das um so stärker, je gewisser er meinte, er spreche ihrem Zusammensein jetzt das Todesurteil. Um so überraschter war er, als sie auch nun noch schwieg, da er seine Rede geendet. In ihrem Gesichte konnte er, da der Mond sich in dicke Wolken gehüllt, nicht lesen. Er horchte auf ihren Atem; sie atmete nicht rascher als sonst. Erwartete sie, daß er doch noch sich aufbetteln würde? Dann hatte sie sich geirrt. Er war sich bewußt, soviel Geduld gezeigt zu haben, als ein Mann nach seiner Meinung zeigen durfte. Und die Strafrede war er sich und ihr schuldig gewesen. Deshalb schwieg er auch. Sie wandte sich endlich langsam, zu gehen, und er folgte ihr. Auf dem ganzen Heimwege sprachen beide kein Wort. Das Fräule hatte mit dem Zubettegehen auf die Heiteretei gewartet. Der Fritz sagte gute Nacht und ging stolz und doch herzensbedrängt nach seiner Werkstatt in den Städeln. Er fühlte, daß seiner Erklärung heute kein anderweitig Gespräch mehr folgen dürfe, sollte sich ihr Eindruck nicht vermischen.

Draußen aber hoben sich immer noch tauerfrischte Halme, trommelte der Egel, trieben die Nachtfalter ihre ungeschickte Galanterie fort, die Grillen zirpten, die Hamster zankten, die Rater schüttelten noch immer den Tau von den gehobenen Pfoten. Jedes hatte mit sich zu tun. Das Häuschen schimmerte unbekümmert; nur der Hohlunderbusch schien zu ahnen, was diese Nacht in zwei liebenden Menschenherzen vorging. Er rauschte leiser, wie um sie nicht zu stören.

Der folgende Morgen fand das ganze Haus des Holders-Fritz schon wach. Es war ja der Traungstag seines Hauptes. Er selber kam mit der Sonne von seiner Werkstatt herein. Nur die Braut ließ sich nicht sehen. Die Trauung sollte früh vollzogen werden. Das Holders-Fräule fand die Heiteretei noch schlafend, als sie ihr den gestrigen Anzug von dem Stuhl an ihrem Bett hinwegnahm und das Brautkleid dafür hinlegte. Auch für das Liesle war ein festlicher Gewand besorgt worden. Das schlief in einem besonderen Bette.

Der Holders-Fritz konnte seine Unruhe kaum verbergen, als Viertel-

stunde um Viertelstunde verging und das Mädchen nicht zum Vorschein kam. Das Holders-Fräle merkte ihm seinen Zustand an und ging, nach ihr zu sehen. Gleich darauf kam sie erschrocken wieder. Sie schlug die Hände zusammen und sagte: „Die Schand! die Schand!“

Der Frits fragte nicht. Er begriff, das Fräle hatte sie nicht gefunden.

„Wenn sie nicht unten am Brunnen ist,“ unterbrach er sie.

„Ich hab' mir's seit jenem Tag vorgestellt,“ sagte das Fräle, „wo sie so wunderbar ist worden. Und die ganz' Nacht hab' ich sie hören lachen. Daß das meinem Lichterle muß geschehn!“

Der Frits wurde fast zornig. „Aber sie ist da,“ behauptete er, „und sollt' sie in jenem Schrank dort stecken.“ Er wollte die Gewißheit so lange von sich abhalten, als ihm möglich wäre. „Und macht kein Lärmens davon. Das wär' manchen Leuten just recht, wenn's herumkäm'. Und es wär' doch nicht wahr! Macht Eure Sach' ruhig fort, Fräle. Es ist noch eine Viertelstund' Zeit. Bis dahin ist sie wieder da.“

Und so war es wirklich.

Aber die Klinke ging lange vorher, ehe die Thür sich aufthat, und die Thür stand lange auf, ehe jemand darin erschien. Und die Heiteretei, denn sie war der Jemand, wär', wer weiß, noch länger auf der Schwelle stehen geblieben, hätte das Fräle sie nicht hereingeholt.

Dem Frits war es schwerer, als es zu sagen ist, seinen inneren Jubel zu verbergen. Er gab ihr schweigend die Hand und fühlte die ihre in der seinen zittern.

Das Fräle begriff nicht, wie ihr das Kleid zugeworden sei.

Die Heiteretei entgegnete, die alte Annemarie habe sie aufgesucht und ihr diesen Dienst geleistet.

„Und wo ist sie denn?“ fragte der Frits. „Ist sie draußen? Fräle, holt sie doch herein.“

„Wie ich 'runter an den Brunnen bin gegangen,“ sagte die Braut scheu, „da ist sie wieder heim.“

„Und da sagst du,“ warf ihr der Frits vor, der begriff, was die

Heiteretei dachte, „wir schämen uns deiner, und du bist's, die sich unser schämt. Und wenn wir so wären, wie du meinst, dann hättest du auch Ursach' dazu —“

So klein der Frit, seinen Grundsätzen getreu, seine Hochzeit hielt, mehr Aufsehen konnte die „größte“ nicht machen. Die Straßenecken, wo das Brautpaar vorbeikam, hatten das Ansehen eines Bienenstocks, der eben schwärmen will. Die Kirche war so voll wie nur selten während des Gottesdienstes. Da die Warnungen nicht gefruchtet hatten, ging nun das Prophezeien los, und das prophezeite Unglück wär' für zehn Paare zu viel gewesen, geschweige für eins.

Wir schweigen von allem dem und versichern nur, daß vielleicht nie ein schöneres Paar in Luckenbach zusammen in die Kirche gegangen ist.

Die Braut hatte schon oft den Bräutigam angesehen, ja schon die Lippen geöffnet gehabt, dem Bräutigam etwas zu sagen, und doch geschwiegen und, wenn der Frit sagte: „Du willst mir was sagen, Dorle?“ die Augen wieder weggewandt und leise geantwortet: „Wart' nur. Jetzt noch nicht.“

Als sie nach beendeter Trauung wieder aus der Kirche heraustraten, fiel ein leichter Wolkendust wie ein zarter Schleier in kleinen leisen Tröpfchen auf sie herab und regnete Gold in den Kranz der Braut, wie der Volksmund sagt.

Jetzt flüsterte sie: „Ich weiß nicht, ob sich's schiekt und ob du auch magst; ich möcht' gern an meinem Häusle vorbei zu dir.“

„Warum zu mir?“ fragte der Frit, indem er zur Antwort den Weg nach dem Häuschen einschlug. „Du kannst nun ebensogut sagen: zu dir oder auch zu uns. Wenn du nur allemal denkst, daß du zu mir willst, wenn du heimgehst in unser Haus, da will ich zufrieden sein.“

Es war kein unnützer Einfall, der dem Frit jetzt kam, nach dem Häuschen zu einen Umweg zu machen. So verloren sie die Gaffer endlich und kamen allein und unbeachtet bei dem Häuschen an.

Ein schönerer Vormittag ist nicht leicht gewesen. Kein Wölkchen am Himmel, und der alte Holunderbusch hat von dem leisen Sprüh-

regen her ein Hochzeitkleid an, weit prächtiger als der rote Kirchenfrack des Meisters Schramm; das blinkt und funkelt durcheinander wie tausend Diamanten, wenn er nach seiner Art in sich hineinlacht; und so herzlich und selig in sich hineingelacht wie heute, hat er noch nie. Das erneute Häuslein unter seinen Flügeln glänzt, als wär' es selber eine Braut. Der Fels an seiner linken Flanke hatte über sein graues Hemde einen Rock angetan, aus den schönsten rötesten Pechnelken gewebt, auf seinem Haupte einen grünen Hut wie ein Tiroler. „Siehst du,“ redete er mit hundert rauschenden Stimmen auf das Häuschen hinein, „all den Glanz dankst du mir, und hast mir's übelgenommen, wie ich dir das alte Gewand auszog, wie ein ungebärdig Kind auf dem Kniee der Mutter, die es pudgen will. Es wird nichts Neues und Gutes, wenn das Alte nicht ausgetrieben wird, frag' nur den Holders-Fritz und seine Braut; denen ist's gegangen wie dir.“ — Und auch an Musik fehlte es nicht. Der alte Holunderbusch stellte in seiner wunderbaren Vielseitigkeit den Brautführer und das Musikorchester zugleich vor. Ein Grasmückchen darauf sang die Melodie zu dem ewigen Lied von der glücklichen Liebe, und zwei selige Herzen schlugen den Takt dazu. Denn drüben im Gärtchen über dem Schloßweg, da lehnt die Braut leise ihr Angesicht an des Bräutigams Brust und sagt: „Ich muß dir's doch sagen, Fritz; ich wollt', ich müßt's nicht sagen und du wüßtest es schon.“

„Und wenn ich's weiß, ich hör's noch tausendmal gern,“ erwiderte der Fritz nur mit seinen Augen. Es ist der Blick, der ihr im Traume so weh getan. Und da standen sie ja auch hier im Schatten von dem alten Apfelbaum.

Sie wollte weiter sprechen, aber sie sieht sich erst noch einmal scheu um, ob niemand in der Nähe ist, und seinen Augen weichen ihre aus.

„Ich war ein dumms Mädele und bin nur immer dummer worden statt gescheiter, und gestern war ich am allerdummssten. Die ganz' Zeit her, seit wir zum letztenmal haben hier gestanden — aber, guck', es ist auch nix Gerings, daß alles auf einmal anders soll werden, und man soll sein eigener Herr nicht mehr sein, zumal für ein arms Mädele, das nix hat, als daß es sich nix braucht sagen zu lassen.“

Sie schweigt wieder. Die dunkle Rose gleich neben ihr findet Zeit, den Schmetterling zu fragen: „Nun sag', ob sie röter ist als ich!“ Der würdigt sie keiner Antwort und setzt sich auf die Bohnenblüte, wo er dem Mädchen ins Gesicht sehen kann. Aus dem ist die alte Heiteretei völlig verschwunden; über Nacht ist die Blume der Innigkeit völlig aufgebrochen, die in der Traumnacht die Knospe gesprengt.

Unten in den Weiden rauscht es so heimlich, daß man seine Gedanken darüber vergessen kann.

„Ich hab' dir nicht gesagt,“ fuhr die Braut fort, „wie mir's war; ich hab's nicht gekonnt und kann's auch jetzt nicht, obschon ich will. Ich hab' damals, wie du an das Gärtle bist kommen, getan, als wär' mir nix an dir gelegen; aber wenn du wärst gangen, wie dir das Liesle gerufen hat, guck', ich wär' gestorben. Daß ich den Männern bin feind gewesen, das ist von meinem Vater seliger gekommen. Als ein klein Kind hab' ich müssen sehn, wie er meine Mutter hat geschlagen, daß sie manchmal beinah ist liegen blieben. Da hab' ich meine Arm' um die Mutter geschlungen, daß er mich mit hat müssen treffen, weil ich's auch nicht hab' besser haben wollen, als die Mutter 's hat gehabt. Ich hab' ihn auch nie liebgehabt, verzeih' mir's Gott. Ich hab's nicht gekonnt, es mag recht sein oder nicht. Und da hab' ich's eingefogen, daß das Heiraten ein Unglück für ein Mädchen wär', und daß ich den Männern hab' zum Hohn getan, was ich hab' gekonnt. Drum hat mich's gleich gereut, wie ich mich dir hab' zugesagt. Wie ich hernachen in dein Haus bin kommen, da hab' ich erst begriffen, daß du reich warst und ich war arm. Daran hab' ich vorher nicht gedacht gehabt, und das hat mich noch mehr gedrückt; und meine Angst ist immer größer worden, weil ich in meinen Gedanken immer weniger bin geworden gegen dich. Wenn du mein Bruder wärst gewest, ich wär' nicht darauf gekommen, daß ich wieder in mein Häusle wollt'. Und wenn ich gangen wär', ich hätt's nicht einmal können erleiden; ich wär' gewiß bald gestorben. Ich hab' nun freilich eingesehn, daß du viel besser und vernünftiger bist als ich; aber da bin ich mir nur immer kleiner geworden in meinen Gedanken und hab' mir nicht können denken, du hättst mich lieb. Und auch das war dumm, daß ich mir

immer noch soviel aus den Leuten gemacht hab', und hab' doch gewußt, wie sie sind. Du darfst nicht ungeduldig werden, wenn ich dir alles durcheinander erzähl'; gerad so sind immer meine Gedanken untereinander herumgefahren. Die ganzen Näch't hab' ich mich im Schlaf gewehrt gegen dich; da hab' ich mich endlich getröstet und hab' mir eingebild't, ich bin stärker als du, wie du den Burschen ihre Reden so ruhig hast angehört. Aber hernachen war mir das wieder nicht recht, daß ich einen Mann haben sollt', der schwächer wär' denn ich, daß ich keinen Respekt haben könnt', und ich hätt' wieder so gern Respekt müssen haben vor dir. Da hab' ich vollends dumm getan, und wie sie gespottet haben, noch immer dummer, und wie du den Schieb-karrn heraus hast gehoben, noch dummer, weil ich hab' geglaubt, du willst mich damit verspotten. Und weil ich gesehn hab', daß du doch stärker bist als ich, da ist meine erste Angst wieder gekommen. Am allerdummfsten bin ich gewest wegen dem Häusle, wo du's hast so gut gemeint. Nein, das ist nicht dumm gewest; schlecht ist das gewest von mir. Ich hab' das gleich gewußt, ich hätt' dir's mögen sagen, und hab' doch nicht gekonnt; ich hab' auch gedacht, du hast mich nicht mehr lieb, bis du bö's bist geworden und hast mich heruntergemacht, da hat mir das Herz dabei gelacht im Leibe, denn an deiner Zornigkeit hab' ich erst recht gesehn, wie lieb du mich hast. Und nun hab' ich's erst recht gewußt, daß alles dummes Zeug war, was ich hab' gedacht, und du bist besser als ich, und du hast mich lieber, als ich's verdien', und ich sollt' lieber denken, wie ich gegen dich müßt' sein, als wie's sein könnt', daß du einmal gegen mich wärst."

Sie schwieg an seiner Brust, und der Fritz jubelte: „Sie ist 'raus, sie ist 'raus, die alt' Heiteretei!“

„Aber ich muß dir noch was sagen,“ fuhr sie nach einer Weile zögernd fort.

„Sag's nur, sag's!“ lachte der Fritz. „Kein Stückl' alte Heiteretei soll drin bleiben!“

„Ja,“ sagte sie, „guck', Fritz, und wer aufgeräumt hat bei dir, das bin ich doch gewest!“

Und so sprachen sie weiter. Wir übergehen, was sie noch sagte und er noch antwortete. Die Besserung, zu dem eines dem anderen verholffen, hat sich bleibend bewährt. Ihr Wort, bei dem er sie genommen, hat sie gehalten; sie hat es wahr und ihn zum Manne gemacht und ihm keine Ursache mehr gegeben, den Grundsätzen untreu zu werden, die er ihr verdankt.

Die öffentliche Meinung hat sich abermals überschlagen und steht nun wieder richtig auf den Füßen. Denn von Spott und gutem Rat ist keine Rede mehr; das Holders-Fräule hört wieder so gut als vorher. Den guten Rat trägt man nicht mehr hin, sondern man holt ihn beim Meister Holder und seiner Meisterin. Ja, er ist nun förmlich zum Ratsherrn gewählt und kann's bis zum Bürgermeister bringen. Die Frau Baltineßin und die übrigen großen Weiber haben Freundschaft mit der Heiteretei geschlossen, denn sie ist nun auch eine große Frau, und wenn sie, seit sie dieses geworden, noch von allen großen Weibern denkt wie früher, so tut sie wenigstens einer unrecht. Die ist sie selbst. Sie ist schlicht und bescheiden, ihre Wahrhaftigkeit und ihr braves Gemüt hat sie sich erhalten. Die alte Annemarie, die nun im Holders-Hause den eigenen Kindern der Heiteretei das ist, was sie früher dem Liesle gewesen, tut sich auf den neuen Glanz der Heiteretei, über den sich niemand aufrichtiger freut als sie, mehr zu gute als die Heiteretei selbst. Sie hat die Redensart: „Und so ist's, und nu ist's fertig!“ an sich genommen, seit die Heiteretei ihr Eigentumsrecht daran aufgegeben hat, und diese kontrastiert wunderbarlich genug mit dem bescheidenen Tone, in dem sie jetzt vorgetragen wird.

Die Dotin in Reick ist gestorben und hat die Heiteretei in ihrem Testamente ansehnlich bedacht. Die Schwester der Heiteretei ist verheiratet, und man hört nichts Übels mehr von ihr.

Die Jungen des Paares jagen zwar nicht, wie der Weber prophetisch gehustet, den Kirchturm von der Kirche und aus der Stadt, aber sie machen den Eltern keine Schande. Oft spielen sie um das verjüngte Häuschen, und der alte Holunder hat seine Freude, wenn die älteren auf ihm herumklettern, eine Freude, welche die ängstliche Annemarie nicht teilt.

Die Heiteretei sagt, sooft sie das wohlhabige Hauswesen und ihren zufriedenen Mann anschaut, immer noch: „Ich bin nur froh, daß du mich hast.“ Und das ist nicht ruhmredig gemeint, und er versteht es auch nicht so.

Wir aber schließen unsere Erzählung mit dem Wunsche, daß der Leser jetzt nicht etwa, gelangweilt, die nun der Annemarie angehörige Redensart auf unsere Bemühung anwende, indem er sie umkehrt und verändert: „Und nun endlich ist's fertig, und das ist gut.“

Das ist nicht das was ich will, sondern das was ich brauche. Ich will nicht, dass du dich für mich interessierst, sondern dass du mich interessierst.

Das ist eine lange Geschichte. Ich habe dich schon lange gekannt, aber nicht so wie du mich jetzt kennst. Ich habe dich immer als einen Mann gesehen, der sich um die Welt kümmert, aber nicht um sich selbst.

Ich habe dich immer geliebt, aber nicht so wie du mich jetzt liebst. Ich habe dich immer als einen Mann gesehen, der sich um die Welt kümmert, aber nicht um sich selbst. Ich habe dich immer geliebt, aber nicht so wie du mich jetzt liebst.

Ich habe dich immer geliebt, aber nicht so wie du mich jetzt liebst. Ich habe dich immer als einen Mann gesehen, der sich um die Welt kümmert, aber nicht um sich selbst.

Ich habe dich immer geliebt, aber nicht so wie du mich jetzt liebst. Ich habe dich immer als einen Mann gesehen, der sich um die Welt kümmert, aber nicht um sich selbst.

Ich habe dich immer geliebt, aber nicht so wie du mich jetzt liebst. Ich habe dich immer als einen Mann gesehen, der sich um die Welt kümmert, aber nicht um sich selbst.

Ich habe dich immer geliebt, aber nicht so wie du mich jetzt liebst. Ich habe dich immer als einen Mann gesehen, der sich um die Welt kümmert, aber nicht um sich selbst.

Ich habe dich immer geliebt, aber nicht so wie du mich jetzt liebst. Ich habe dich immer als einen Mann gesehen, der sich um die Welt kümmert, aber nicht um sich selbst.

Ich habe dich immer geliebt, aber nicht so wie du mich jetzt liebst. Ich habe dich immer als einen Mann gesehen, der sich um die Welt kümmert, aber nicht um sich selbst.

Ich habe dich immer geliebt, aber nicht so wie du mich jetzt liebst. Ich habe dich immer als einen Mann gesehen, der sich um die Welt kümmert, aber nicht um sich selbst.

Ich habe dich immer geliebt, aber nicht so wie du mich jetzt liebst. Ich habe dich immer als einen Mann gesehen, der sich um die Welt kümmert, aber nicht um sich selbst.

Ich habe dich immer geliebt, aber nicht so wie du mich jetzt liebst. Ich habe dich immer als einen Mann gesehen, der sich um die Welt kümmert, aber nicht um sich selbst.

Ich habe dich immer geliebt, aber nicht so wie du mich jetzt liebst. Ich habe dich immer als einen Mann gesehen, der sich um die Welt kümmert, aber nicht um sich selbst.

Faksimile einer Seite des Entwurfs zur Heiterkeit.

Aus dem Regen in die Traufe

In Luckenbach, fast am Ende des Städtchens, steht ein kleines Haus. Luckenbach hat ganz ansehnliche Häuser; die meisten prangen mit zwei Fensterreihen, ja das Rathaus hat ihrer drei. Man trifft da Leute genug, die ein ganzes Haus besitzen; häufiger aber findet es sich, daß ein und dasselbe Haus zwei Eigentümer hat. Einem gehört dann das Parterre, dem anderen das obere Stockwerk. In Keller und Boden sind Scheidungen angebracht; es ist ganz genau im Kaufbriefe beschrieben, welchen Raum der eine, welchen der andere Eigentümer zur Benutzung ansprechen darf. Und das ist gut. Entstehen doch trotzdem nur zu oft vorübergehende Reibungen, ja dauernde Feindschaften zwischen den zwei Besitzern, die zuletzt an dem Besitztum kleben bleiben, so daß der neue Käufer der einen Hälfte auch in die alte Feindschaft eintritt. Ich habe noch ein Haus in Luckenbach gesehn, das den Haß seiner beiden Besitzer offen auf der Stirne trug. Der eine hatte seine Hälfte außen rot malen lassen, sogleich strich der andere die seine grün an. Unter solchem forterbenden Fluche litt das Häuschen nicht, das ich meine. Es hatte zwar zwei Fensterreihen übereinander und war unten und oben bewohnt, und wär' es zur Feindschaft zwischen den Bewohnern gekommen, so konnt' es eine gefährlichere werden als irgendwo. Denn die Bewohner der untern Hälfte waren beständig unter Waffen und trugen nicht einmal eine Scheide darum. Sie konnten sie nicht aus den Händen legen; das ging sehr natürlich zu: sie hatten keine Hände. Sie trugen sie auf dem Kopfe; kurz gesagt: es war eine Ziege und eine Kuh. Sie standen so nah beisammen, wie man nur so friedliebende Geschöpfe stellen darf, als die beiden sich immer gezeigt. Und hätte man sie auch weiter auseinanderstellen wollen, es hätte an Raum dazu gefehlt. Neben dem Stalle war ein Behälter, ursprünglich wohl zu einem andern Zwecke angebracht, als dem er jetzt diente. Das konnte man deutlich sehen, wenn die Türe

nach dem Stalle zu aufging; und eine andere hatte das Gemach nicht. Es war ganz ausgefüllt von einem schmalen Bette. Wer das Bett machen wollte, mußte das von außen; und wer sich in das Bett legen wollte, konnte die Thür nicht eher schließen, bis er darin lag. Ein dicker Mann, der sich darin auf die Seite wenden wollte, hätte die Thür erst öffnen müssen, um den Bauch, der sonst nicht Platz hatte, in den Stall hinaushängen zu lassen. Die das Gemach jetzt innehatte, brauchte das nicht. Es war bei aller jugendlicher Fülle ein zierlich Mädchen; sie durfte auch nicht einen Zoll länger sein, als sie war; sonst hätte sie nicht ausgestreckt in dem Bette liegen können. Im obern Stock gab es bedeutend mehr Raum; der Baumeister war oben sparsamer damit umgegangen. Hätte man, was unten der Hausraum zu groß war und um was die gerade, ohne Gelenke emporführende Treppe und das Gewinkel darum herum sich zu lang und breit machte, zusammennehmen können, es hätte noch ein Stübchen abgegeben. Die Decke des Stalles war unmittelbar der Fußboden der Wohnstube oben, und das war nicht übel, besonders für Leute, die, wie Frau Bügel, leicht kalte Füße bekommen.

Die Frau Bügel sah nach der „Brücke“, dem Sitz des Schneidemeisters und seiner Gesellen, wenn er welche hat; und sie sagte wohl zum hundertsten Male diesen Abend: „Wo der Jung' bleibt! der Sapperlot!“ Dann fiel ihr Auge wohl, auf dem Weg von der Brücke zum nahen Fenster, auf ein Ausklopfstöckchen von spanischem Rohr, das quer über zwei Holznägeln an der Fensterwand lag, just so hoch, daß eine Frau von der Höhe der Frau Bügel keinen Schemel unter den Füßen brauchte, ihn aber auch nicht erlangen konnte, ohne sich einigermaßen zu dehnen. „Wo der Jung' bleibt!“

An der andern Seite des Tisches saß ein Mädchen, das auch ohne den Zug von Herzensgüte in ihrem Gesichte hübsch erschienen wäre. Sie sah aus, als wüßte sie nichts sehnlicher, als daß jemand irgendeinen Dienst von ihr verlange, je schwerer, desto besser. Ihrer Art zu sitzen sogar merkte man den Dienstfeifer an. Sie saß nur auf der äußersten Kante, ewig im Begriffe, vor Bereitwilligkeit vom Stuhle zu fallen; die halbgeöffneten Lippen hatten ein unausgesprochenes

ewiges „Gleich!“ zwischen sich; und das stehende Lächeln um das runde Näschen versicherte unaufhörlich: man solle doch sagen, was man von ihr wünsche; es sei ihr ja eine Lust, es auszurichten; sie tu' es ja ganz gewiß von Herzen gern. So war es, wenn die Frau Bügel sagte: „Wo der Jung' nur bleibt!“ als wollte sie vor Eile gleich vom Stuhl herab zum Fenster hinausfallen, und da sie nichts weiter tun konnte, stand sie wenigstens für einen Augenblick auf. Fiel ihr dann ein Stäubchen auf einem Möbel oder sonst etwas in die Augen, was hinwegzutun oder zurechtzurücken war, so ließ sie ihren Diensteifer einstweilen daran aus, ehe sie zu ihrer Arbeit zurückkehrte. Es waren ein Paar Socken, die sie ausbesserte; sie hielt sie mit einer Art andächtiger Schonung in ihren kleinen Händen. Die Socken waren klein wie diese Hände. Sie mußte den Knaben sehr liebhaben, dem sie gehörten, man sah es in ihrem Blicke, an jeder Bewegung. Es war etwas Mütterliches darin, das ihr sehr gut stand. Daß sie aber keine Mutter war, sah man mit dem ersten Blicke auf die frische zierliche Gestalt und das mädchenhafte Wesen.

„Der Jung' wird alle Tag' schlimmer, der Nichtsnuß! Da ist keine Parition mehr. Der Diktus hat schon neun getüt't, und er ist noch nicht da. Ist das auch eine Zeit für so einen Jung', daß er noch draußen ist? Und sollt' nunmehr in seinem Bett liegen, der Nichtsnuß! Das ist eine Sorg', die mich noch unter die Erden bringt! Und was soll hernacher aus ihm werden! Wenn mich der Herrgott nur nicht früher abrufft, bis meine Stell' ersetzt ist und ich hab' eine Frau für ihn. Denn jemand muß sein, der ihn in der Ordnung hält, und es muß eine tüchtige sein wie ich, den Nichtsnuß, den!“

Als die alte Frau Bügel zu reden begonnen, hatte sie den Nasenflemmer — so nennt man eine Art Brillen — bis auf die Nasenspitze vorgeschoben; nun rückte sie dieselbe wieder an den richtigen Ort zurück. Das Mädchen hätte gern bei beidem geholfen, sie hatte unwillkürlich die Hand aufgehoben. Dann sagte sie: „Ja, der Gründer Markt ist eine Ausnahm'; und der schrecklich' Regen —“

„Hat schon vor vier Stunden aufgehört. Er könnt' eine ganze Stund' schon dasein. Du redst ihm immer das Wort. Du gäbst schon sonst
Ludwig II

eine gute Frau für ihn; aber ich möcht' wissen, was hernacher aus ihm sollt' werden. Kräfte zum Arbeiten hast du schon auch, aber keine, den Nichtsnutz so fortzuerziehen, wie ich getan hab'."

Das Mädchen wurde rot bis über den Hals hinab und in die braunen Haare hinein. Sie war's schon vorhin geworden, als die Alte von einer Frau für den Jungen gesprochen. Sie meinte, das Erziehen sei nicht nötig; er sei auch kein Nichtsnutz, sondern ein schmucker Bursch, der sich ein Ansehn geben könne, daß es eine Lust sei. Es wäre wunderlich, wenn sie gar nichts gewußt hätte, was sie ihm im Falle, sie wäre seine Frau, abgewöhnen müsse. Jetzt dachte sie aber an nichts von dem. Möglich, daß sie noch mancherlei meinte, aber sie sagte nichts von allem, was sie meinte. Sie wurde rot; mehr sagte sie nicht. Aber sie stimmte auch nicht in das üble Zeugnis ein, das die Frau Bügel dem Jungen gab. Sie tat's auch nicht, wenn es über andere herging, so gern sie sonst der Frau Bügel, ihrer Base, in allem half, was diese tat. Da sie aber der Base gern einen Dienst erwiesen hätte, so putzte sie wenigstens die Lampe.

Die Base schob den Nasenklemmer wiederum auf die Nasenspitze, die dadurch noch spiziger wurde als vorher und vor Betrübnis ihre rotblaue Farbe verlor.

„Noch ist nicht dran zu denken,“ sagte sie dann, die langen knochigen Arme lang und steif und so auf ihre Kniee legend, daß die Ellenbogen fast sich berührten. „Seinetwegen hat's noch Zeit. Und die ihn einmal kriegt, der sind auch noch ein paar ruhige Tag' zu gönnen, eh' sie sich das blaue Herzeleid an den Hals ärgert über den Tunichtgut, wie ich hab' müssen tun.“

Sie hätte wohl eher sagen sollen „an die Nase“. Denn diese hüllte sich, da die Brille an ihren Ort kam, wiederum in ihre blaue Tracht. Der Nasenrücken war vom vielen Hin- und Herschieben des Nasenklemmers wie poliert. Man spricht von glänzendem Glend, wenn man ein sorgenvolles Dasein bezeichnen will, das nach außen ein glückliches erscheint; war das, was so blau um der Frau Bügel Nase sich lagerte, Herzeleid, so war es nicht bloß bildlich ein glänzendes Herzeleid.

„Wo der Jung' nur bleibt!“ Sie sagte es noch zwanzigmal und

bei jedem Male wurde der Blick nach dem Ausklopffstöckchen ausdrucksvoller. Es war weit später als sonst gewöhnlich, daß sie heute zu Bette ging. Die Sannel erhielt erst noch den Befehl, ihr morgen genau zu sagen, wann der „Jung“ nach Haus gekommen sei. Die Sannel puzte die Lampe fast aus, als wollte sie den ganzen Vorrat ihrer Dienstbeflissenheit auf einmal erschöpfen, damit sie nur für den Befehl, dem ihr Herz widerstrebte, keine mehr übrig behielte.

Es war wohl um drei ganze Stunden später, daß drei Wanderer männlichen Geschlechts die Straße von Reick nach Luckenbach daherkamen. Ich habe zwei Gründe, nicht zu sagen: drei Männer. Erstlich heißt in Luckenbach nur der ein Mann, der eine Frau hat, und den von den dreien, und das ist der zweite Grund, den von den dreien, der in der Mitte ging, hätte man sich wohl auch an jedem andern Orte besonnen, einen Mann zu nennen. Wenn ein Bart ein untrügliches Kennzeichen eines Mannes ist, so durfte er für einen gelten; denn er trug einen vollen Backenbart von ungewöhnlicher Größe und war, trotz seines Barbierages heut, schon wieder ziemlich stachelig um den Mund. Verlangt man eine gewisse Größe und Stärke der Gestalt von einem Manne, die über das Maß des Kindlichen hinausgeht, so war er keiner. Die Schulknaben in Luckenbach, die ihm begegneten, gingen so hart an ihm vorbei, als sie vermochten, und es fanden sich wenige unter den Bierzehnjährigen, die, waren sie an ihm vorüber, nicht mit einem Luftsprung über ihn triumphierten. Aber er selbst war das einzige an ihm, was unter dem Maße eines Mannes blieb; schien seine Gestalt die eines Knaben, so trug er doch Bart, Hut, Stock und Vatermörder eines Mannes. Und aufgerichtet ging er, wie es sonst nur die Herren vom Amte in Luckenbach tun.

Die drei waren in eifrigem Gespräche. Sie waren alle drei aufgeregt. Auf dem Heimwege vom Gründer Markt hatte sie der Regen in das Reicker Wirtshaus getrieben. Da war ihnen etwas geschehn, was sie noch immer nicht verwinden konnten.

„Ja,“ sagte der Kleine, „wer denkt, daß das verwünschte Blitzmädele solche Kraft hat? Wir sind doch wahrlich keine Kinder, wir

sind Männer und keine schlechten. Und wie das fortging mit dem Karrn, den keiner von uns erheben konnte, als wär's nichts!"

„Ja,“ hustete der zu seiner linken Seite, eine lange schwächliche Gestalt, daß die Wangenhaut, unter der eigentlich Fleisch stecken sollte, wie eine im Wind flatternde Fahne um seine Zähne schlug, „ja, und daß sie tut, als könnt' sie den verbrannten Karrn nicht herausbringen aus dem Dr—ck, und man springt bei aus christlicher Liebe, und es ist ihr nur darum, daß sie einen auslachen will.“

„Ja,“ sagte der dritte, eine untersezte Gestalt mit schwärzlich angelaufenen Händen und Gesicht, wodurch das Weiß der Augen noch weißer schien. Er trug den Kopf zwischen den Schultern, aber nur aus Angewöhnung. „Ja, ich hätt' dem Mädle seinen Spaß nicht verderben mögen, und wär' der Karrn noch leichter gewesen.“

Der Schneider sah den Schmied einen Augenblick verwundert an. Aber er war, wenn ein Mann, einer, der nicht hinter einem andern zurückblieb. „Wenn ich einmal was anfass', da fass' ich's an; aber das Ding hat mich gedauert.“

Den Schmied verdroß, daß nun auch der Schneider tat, als hätt' er den Karrn heben können, wenn er nur wollte. Er war überhaupt übellaunig. „Freilich,“ sagte er, „wenn Ihr nicht so ein gut Gemüt hättet, da wär' Respekt im Haus.“

„Und der ist!“ entgegnete der Schneider und schlug der Luft ausfordernd ins Gesicht, ob sie's leugnen wolle. „Respekt muß im Hause sein!“

„Ja, aber vor dem Stöckchen rennt er auf die Gass,“ sagte der Schmied.

„Ihr kriegt Euern Schlucken,“ meinte der Schneider fast mitleidig. „Da darf man Euch nichts übelnehmen. Da reibt Ihr Euch an Gott und der Welt.“

Der Schmied sah den Schneider an, als wollte er sagen: Wenn ich mich an Euch reibe, so reib' ich mit einem Strich den ganzen Kerl weg. „An Eurer Mutter möcht' ich mich nicht reiben,“ sagte er. „Das Ding, das über Eurer Brücke an der Fensterwand auf dem Nägele liegt — wenn das Ding nicht wär'! Ich will Euch einen guten Rat geben: Seht, daß Ihr die Heiteretei freit.“

Der Schneider machte ein Gesicht, das hieß: „Da müßt' ich mich doch erst besinnen. Da sind ganz andre, die ich kriegen könnt'. Ich brauch' nur den Finger zur Tür herauszustrecken, und es hängt ein Duzend daran und mehr.“ Aber er ließ sich gern mit Mädchen aufziehen. Es war dann, als wenn ihm jemand den Rücken streichelte. Und die Heitererei war schon ein Mädchen, mit der man sich aufziehen lassen konnte. Er sah ihre roten Lippen, und das braune Lachen ihrer Augen war schon den Weg über oft genug vor den feinen hergeflattert.

„Aber Ihr seid schon vertan,“ sagte der Schmied. „Ei nun, die Sannel da bei Euch im Haus, die ist rotbäckig wie ein Honigapfel und wird auch nicht bitterer sein, mein' ich. Ich verdenk' s Euch nicht, wenn Ihr da hineinbeißt. An Saft fehlt's ihr gewiß nicht. Und ich mein', Ihr braucht nicht lang zu schütteln, sie ist reif; und Ihr braucht gar nicht zu schütteln, Ihr braucht nur den Mund aufzumachen, so habt Ihr sie drin.“

Der Schneider lachte und reckte sich höher; seine Gestalt war ein Bild seiner Gedanken. Ich wollte sagen, die Gebärde seiner Gestalt ein Bild der Gebärde seiner Gedanken. Denn seine Gedanken waren ungeheuer viel größer als er; er ging dem kleinsten seiner Gedanken kaum bis ans Knie.

„So wollt' ich, Ihr hättet Euern Holzapfel noch nicht,“ sagte er; „meinetwegen könntet Ihr das Honigäpfelchen haben, das Euch so süß dünkt. Die Sannel ist schon brav, und es kann auch sein, daß sie hübsch ist; ich hab' sie noch nicht darauf angesehen. Aber ich muß eine haben, versteht Ihr — eine —“ Seine Augen wurden groß und sagten damit, was er meine: „So einen Knirps kann ich nicht brauchen.“

„Ja,“ schluckte der Schmied, „sie ist kaum einen ganzen Kopf länger als Ihr. In der Rundung beträgt's etwas mehr. Es hat mich lang gewundert, daß Ihr nicht einmal aus Versehen einen Strumpf von ihr statt Eurer Spitzklappe (Zipfelmütze) aufgesetzt habt. Aber freilich! er wär' um die Hälfte zu weit für einen solchen Irrtum. Und sie ist auch zu ordentlich; sie läßt nichts herumliegen. Aber wahr ist's

schon, so lang und breit ist sie doch nicht, daß Ihr Euch vor Eurer Mutter hinter ihr verstecken könnt, wenn die das Ding in den Händen hat, Ihr wißt schon, das über der Brücke an der Fensterwand. Und sie abzuhalten, dazu ist die Sannel zu gutmütig und zu furchtsam, so lieb sie Euch hat, und auch zu schwach. Drum mein' ich eben, Ihr sollt die Heiteretei frein. Da wollt' ich Eurer Mutter nicht geraten haben — da brauchtet Ihr nicht mehr auf die Gass' zu laufen und zu schrein: Respekt muß im Hause sein! Da wär' er drinnen. Es ist ein gut Sprichwort: Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.“

„Deswegen?“ sagte der Schneider fast verächtlich. „Und ich weiß überhaupt nicht, was Ihr wollt. Mit dem Ding an der Fensterwand oder Gott weiß wo. Und mit Euerm Verstecken. Ich versteck' mich nicht und brauch' mich nicht zu verstecken. Und wenn ein grober Keil nötig wär', da bin ich selbst einer und brauch' keinen andern. In meinem Haus, da bin ich Herr. Wenn ich red', tut niemand ein Maul auf. Und ich wollt's auch niemand geraten haben. Ich bin gut, aber wenn ich hitzig bin, hernach ist's aus. Meine Leut' kennen mich. Fragt nur die Sannel. Ich tu's nicht anders. Respekt muß sein im Haus!“

Er sprach das nicht zu laut. Vielleicht war das Haus schon zu nah, von dem er sprach. Die andern führte ihr Weg weiter. Sie wünschten sich gute Nacht. „Ja, Respekt muß sein im Haus,“ sagte der Schmied sehr laut. „Eine gute Nacht will ich Euch nicht wünschen, aber einen guten Morgen und —“

„Pf!“ machte der Schneider. „Der Nachbar da hat's Nervenfieber. Seine Leut' bitten immer, man soll ruhig sein.“

Der Schmied und der Weber bogen in eine andere Gasse ein. Der Schneider blieb aufgerichtet stehen, bis er sie nicht mehr sah. Er horchte, bis der Klang ihrer Tritte zu winzig wurde für sein scharfes Ohr. Er stand so, daß man ihn vor dem Vorbau des Nachbarhauses von dem feinen aus nicht sehen konnte. Dann wischte er eilig und leise wie ein Schatten um die Ecke und durch den Winkel, der das Nachbarhaus von dem seiner Mutter schied. Das Häuschen war nicht tief.

Daran schloß sich eine Art von Bretterzaun, der den Hof umgab. Ein anderer Mann hätte nur vier tüchtige Schritte gebraucht; unser Schneider machte mehr als noch einmal soviel, bis er an der Stelle stand, wo ein Brett des Zauns, vom Nagel ledig, eine Art von heimlicher Tür bildete. Aber er blieb erst eine Weile regungslos stehen, damit Herzschlag und Atem ihren ruhigen Schritt wiederfinden konnten. Dann horchte er, bis ein leises „Pf!“ sich innen an dem Bretterzaun vernehmen ließ. „Schläft sie?“ flüsterte er. Ebenso leis antwortete drin ein „Ja“. Eine Hand von innen bog an der untern losgegangenen Seite das bewegliche Brett nach außen. Die Öffnung, die dadurch entstand, wäre für jeden anderen Mann zu klein gewesen; für unsern Schneider war sie weit genug. Er legte sich platt auf die Erde und kroch so unter dem Brette weg in den Hof hinein. Erst mit dem halben Leibe war er darin, als er liegen blieb und den Kopf furchtsam horchend nach oben wandte. „Es ist nichts,“ flüsterte die leise Stimme. Zwei weiche Hände faßten die seinen und zogen ihn daran eilends in den Hof hinein. Das Brett folgte seinem Gewicht und schloß die Öffnung wieder. Die weichen Hände richteten den Schneider auf und halfen ihm schnell und leise über den Hof bis in die offene Hintertür des Hauses. Sie trugen ihn mehr, als daß sie ihn führten. Und nun stand er vor seinem Führer. Es konnte ihn vom Fenster niemand mehr sehen; er richtete sich wieder hoch auf und sah der Art, wie er hereingekommen, nicht im entferntesten mehr ähnlich. Die andere Gestalt bückte sich und nahm einen Scheffel neben der Türe von der Hausflur auf. Dieser hatte eine Lampe verborgen. Eine Hand hob die Lampe, die andere versteckte die Flamme, so gut es möglich war; sie schimmerte hinter der bergenden Hand herauf in ein Gesicht voll Liebe und Sorge und machte die runde Hand wie glühend durchsichtig, die sie barg.

„Sie ist schon lang in ihr Bett gangen,“ sagte das Mädchen leise und eifrig. „Der Diktus hat nur erst elf getüt't gehabt. Und daß sie nach dir hat gefragt, da flecken nicht hundertmal. Die alten Leut' haben einen leisen Schlaf. Um die Zeit ist sie manchmal schon auf und singt und bet't —“

„Und schreit um ihre Erdäpfel, wenn's zu viel regnet, oder wenn's zu lang trocken ist, um ihren Lein.“ Der Schneider sagte das, wenn auch immer noch leise, doch weit lauter, als das Mädchen zu sprechen wagte. Sie sah ihn an und ängstete sich, und freute sich zugleich über seine Berwegenheit. Und wie stand er da! Wie aufgerichtet und strich mit beiden Händen den Backenbart nach vorn so soldatenmäßig! Die Sannel vergaß, wieviel seiner Länge am Soldatenmaß fehlte. Vielleicht brauchte sie das nicht zu vergessen; vielleicht hatte sie noch nicht daran gedacht. Dem Schneider tat ihre unverhehlte Bewunderung wohl; es freute ihn, daß sich jemand um ihn ängstigte. Darüber vergaß er fast die eigene Angst. Er besah sich in der Sannel wie in einem Vergrößerungsspiegel.

Die Sannel hing mit fragenden Augen an ihm. Daß er ihr nichts mitgebracht vom Gründer Markt, wußte sie; sie wußte ja, daß die Alte die Kasse führte und dem „Jung“ die Kreuzer zuzählte, daß er kaum zu einem Maß Bier für sich Geld mitbekommen. Aber ihm waren immer so merkwürdige Dinge begegnet. Die hübschesten Mädchen hatten ihn geneckt, und es bedurfte nicht seiner Einkleidung! Die Sannel wußte ja: was liebt, das neckt. Er hatte Händel mit den tüchtigsten Burschen gehabt, oder es war nahe daran gewesen. Es war ihre einzige Lust, ihn als den Gegenstand der Bewerbungen von Mädchen und als Gegenstand der Furcht für die herzhaftesten Bursche zu bewundern. Hatte er nun vollends einen Witbold, der sich an ihm reiben wollte, mit gewandter Erwidern dem allgemeinen Gelächter preisgegeben, dann war sie selig. Das schien ihr das Höchste zu sein unter allem; vielleicht, weil ihr selbst das das Schwerste gewesen wäre unter allem.

„Ja, siehst du, Sannel,“ schloß jede Geschichte, „Respekt muß sein!“ Dann sagte sie seelenvergnügt: „Ja, Hannes, der kommt dir gewiß nicht wieder zu nah. Du bist doch ein Mordbursch! Und wie war's denn mit der? oder mit dem? Aber red' leiser, sonst hört's deine Mutter. Wenn sie käm' und säh', du kommst jetzt erst nach Haus, da möcht' ich lieber mein blau Rattunkleid nicht wieder in die Kirch' anziehen.“ Dann wieder: „Aber mach', daß du in dein Bett

Kommst, sonst bist du morgen früh verschlafen, und deine Mutter ist schon so böse, daß du nicht zeitig heim bist kommen.“ Und doch blieb sie selbst, die ihm vorleuchtete, auf jeder Treppenstufe stehen und verwickelte ihn durch ihre Fragen in neues Erzählen. Vom Kirchturm brummte die Glocke Viertelstunde auf Viertelstunde dazwischen und erinnerte sie an die Flüchtigkeit der Zeit, die aber auch den ganzen Tag über nicht so flüchtig gewesen war. Und der Treppenstufen waren so viel: erst der Stufen bis zum Oberstock, dann kam noch die Bodentriege; denn Hannes hatte sein Kämmerlein oben auf dem Boden. Da oben auf der Stufe vor der Tür — man stieg unmittelbar von der Bodentreppe in das Gemach — wurde das längste „Strändchen“ gehalten.

So auch heute. So viel hatte der Hannes lange nicht zu erzählen gehabt, und ihre Bereitwilligkeit zu hören, konnte nicht größer sein; selbst wenn sie gemeint hätte, ihm einen Dienst damit zu leisten. Mit ihrer Bewunderung wuchs Hannes' Größe vor seinen eigenen Augen, und in gleichem Maße wuchsen seine Geschichten über die Wirklichkeit hinaus. Sie glaubte unbefehnt seiner Erzählung, und er glaubte ihrem Glauben. Er war so überzeugt als sie, daß er ein Nordbursch sei.

„Aber nu ist's genug für heint,“ sagte sie endlich. Sie hatte auf der Treppe gefessen, die Lampe im Schoß und die Hand davor, damit der Schein nicht hinunterleuchten sollte auf den Hausplatz vor der Wohnstube. Sie stand auf.

Wie der Schneider immer größer geworden war, hatte auch der Gedanke, den der Schmied ihm heute erweckt, immer mehr Macht gewonnen. Der Gedanke machte ihn schon im Erzählen seiner Abenteuer irre; er war so dringend geworden, daß er ihn dem Mädchen mitteilen mußte.

„Noch eins muß ich dir sagen, Sannel. Was meinst du, wenn ich die Heiteretei nähm?“

Das Mädchen erschrak, daß die Lampe ihr fast im Schoß umfiel. „Die Heiteretei?“ sagte sie.

„Ja, ich wüßt' nicht, wer so gut zusammen sollt' passen als ich und sie.“

Der Schneider wurde ungeduldig, daß das der Sannel nicht einzuleuchten schien, die doch sonst so verständig war. Er fuhr eifrig fort: „Die hat Haar' auf den Zähnen, beinahe wie ich. Die bleibt keinem eine Antwort schuldig. Und im Bettstroh verliert man sie auch nicht. Weißt du, sie hat just die rechte Größ'; und wenn ich einen Hund halten möcht', so müßt's auch ein großer sein. Das ist einmal meine Liebhaberei. Arm ist sie freilich; aber je mehr der Mann vor der Frau voraus hat, desto besser. Das hilft zum Respekt. Meinst' nicht?“

Das Mädchen wischte sich die Augen mit der Schürze; Hannes dachte an die Heiteretei und sah's nicht.

„Ja, eine tüchtige Frau gäb' sie schon —“ sagte die Sannel. Ihre Stimme hatte den schnupfigen Ton, der ein Begleiter weinender Augen ist. Hannes hörte nichts davon. Er hörte nichts, als daß der Rede der Sannel ein „Aber“ folgen könnte.

„Du meinst, weil sie wild ist,“ sagte er rasch, um das „Aber“ überflüssig zu machen. „Was ein rechter Kerl ist, der muß was Wilds an sich haben. Eine Schlafmützen kann ich nicht brauchen. Hol' der Guckguck die Schlafmützen!“ Er hieb in die Luft vor sich hin, als wäre sie voll Schlafmützen, und sah so wild aus, wie ein rechter Kerl aussehen muß. Das sah die Sannel durch das Wasser in ihren Augen.

„Und wenn sie noch wilder wär',“ fuhr der Schneider voll Überzeugung fort, „das macht eine Eh' erst kurzweilig. Der Mann muß freilich der Herr sein, aber wenn's ihm zu leicht wird, ist doch keine rechte Lust dabei. Du brauchst nicht zu denken, sie könnt' zu wild sein für mich. Und wär' sie noch wilder wie sie ist, ziehn wollt' ich sie. Denn du weißt, Respekt muß sein! Daß dich der Guckguck hätt'! Ich wollt' —“

„Red' nur nicht so laut, Hannesle,“ bat das Mädchen. „Ich glaub' dir's ja. Das ist meinem Kummer sein Oeringst's, Hannesle. Du bist ein Mordbursch. Aber mir ist's gewesen — wenn's nur deine Mutter nicht hört, daß du so spät nach Haus kommen bist.“

„Ei was, meine Mutter!“ sagte der Schneider immer hitziger. „Ich wollt', sie käm' mir jetzt die Quer'. Ich wär' gerad aufgelegt, daß ich ihr einmal sagt', was ich denk'. Siehst du, ich gäb' drei Kreuzer

in den Klingelbeutel, wenn sie jetzt 'rauskäm'. Ich bitt' dich um Gottes willen, Sannel, sei still! Mach' die Lampen aus. Die Thür ist gangen, Sannel! Sie kommt! Wenn ich doch den Schlüssel hätt'!"

Das Mädchen blies in die Flamme, daß ihr das Öl in das Gesicht spritzte. Sie stellte die Lampe neben sich, schob den halb ohnmächtigen Hannes an die Wand und trat vor ihn hin. Wäre ein ganzes wütendes Heer auf den Hannes zugerannt, sie wäre nicht auf die Seite gewichen. „Sei ruhig, Hannesle,“ sagte sie; „ich mach' meinen Rock auseinander; mach' dann deine Thür auf und geh in deine Kammer. Ich sag': Ich bin 'raufgegangen, ob du noch nicht da bist. Du sagst: Ich bin um elf kommen, die Sannel ist nicht geseheit. — Aber sie kommt gar nicht. Hörst du? Sie singt und bet't und red't mit sich. Bleib' nur ganz still, vielleicht schläft sie wieder ein.“

Eine Weile war es mäuschenstill. Die alten Bretter hatten nicht das Herz zu knacken. Nur die Frau Bügel sang in ihrer Kammer: „Wer nur den lieben Gott läßt walten!“ Und sprach dazwischen jammern: „Ach, meine Erdäpfel! Meine schönen Erdäpfel!“ Und sang: „Und baut auf ihn —“ Und jammerte wieder: „Meine schönen Erdäpfel am Erlenweg!“ Singen und Jammern wurde leiser. Bald war alles wieder still; nur die Kuh unten im Stalle, die der Gesang aus dem Schlaf geweckt haben mußte, schnaufte einigemal. Nicht lange, und auch die Kuh schien wieder eingeschlafen.

„Das weiß der liebe Gott,“ sagte der Schneider noch zitternd. „Ich hab' Mut wie einer. Hundert Soldaten sind mir nichts. Ich fürcht' mich vor keinem Menschen; ich könnt' manchmal den Galgenberg umreißen, so hab' ich Herz, aber wenn ich die Mutter kommen hör'! Die ist doch nichts gegen hundert Soldaten; es muß sein, weil sie meine Mutter ist. Ja, wenn ich nicht so verwünscht gutmütig dabei wär'. Die Gutmütigkeit läßt die Courage nicht herauskommen aus dem Sack. Sonst — daß dich der Guckguck hätt'! Siehst du, Sannel, wär's nicht meine Mutter! Sannel, weißt du noch das vierte Gebot von der Schul'?“

„Ja,“ sagte die Sannel. Sie faltete die runden Hände unter der verlöschten Lampe und betete, als wär' sie noch in der Schule und

müßte auffagen. „Du sollst Vater und Mutter ehren, damit dir's wohlgeht und du lange lebst auf Erden. Was ist das? Antwort: Wir sollen Gott — und ja, das ist recht von dir, Hannesle, und es wird dir auch noch kommen, wie der alt' selig' Schulmeister immer gesagt hat. Es ist schon recht, wenn ein Bursch wild ist, wie du sagst, aber gegen Vater und Mutter soll kein Mensch wild sein. Und es ist um so schöner, wenn einer, der sonst ein Mordbursch ist, Vater und Mutter ehrt. Und wenn du die Heiteretei — aber wie du nur auf die gekommen bist, Hannesle!“

„Ja, wie man auf so etwas kommt,“ sagte der Schneider und fühlte sich in seiner Frömmigkeit und im Respekt der Sannel wieder einen rechten Kerl. „Und weißt du; die könnt' die Mutter in Respekt halten. Die geht das viert' Gebot nichts an. Meine Mutter ist nicht ihre Mutter, und darum braucht sie sie auch nicht zu ehren.“

„Ja,“ sagte die Sannel, „das ist schon wahr. Du denkst doch alles aus.“

„Was?“ lachte der Schneider. „Mit den Kräften und der Courage ist auch noch nicht alles getan. Wenn einer einen rechten Merks hat! Nun hab' ich mir gedacht, wie ich's an die Heiteretei bringen wollt'; denn die ist schnippisch und spöttisch wie der Teufel. Du könntst einmal — so wie von ohngefähr; nu, du begegnest ihr doch einmal — weißt du?“

„Ja, ich soll's anbringen?“ sagte die Sannel. An ihrer immer muntern Bereitwilligkeit hing ein schwer Gewicht. Sie streifte es ab, und das klang wie ein tiefer Seufzer. „Nu, wenn's nicht anders ist, Hannesle, ich will schon; aber bedenk' dir's noch einmal. Und nu geh in deine Kammer und schlaf' wohl. Ich hätt' dich nicht so lang abhalten sollen. Du wirst morgen die Augen nicht können aufhalten, und deine Mutter ist den Abend schon böß geweest. Ich sag', du bist nach elfen heimkommen; sag' du auch so. Und wenn das sein soll mit der Heiteretei, so wird sich's ja schicken. Gut' Nacht, Hannesle. Ich begeg' ihr schon.“

Der Schneider war bald eingeschlafen und träumte einen großen Traum. Er saß auf seiner Brücke und nähte an einem unendlichen

Rock. Die Mutter saß ganz still auf ihrem Stuhle, denn die Heitererei drohte ihr mit dem Finger; und die Heitererei war noch einmal so groß als die Mutter. An der Türe stand ein Hund, so groß wie der Mutter Bläße im Stall, und schnaufte wie die. Aber es war doch, als fehlte ihm das Beste. Da kam die Sannel aus der Küche herein und freute sich über ihn und sein Glück. Da war alles gut.

Die Sannel aber ging viel langsamer als gewöhnlich die Treppe hinab und klopfte der Kuh nicht den Bug, wie sie sonst lieblosend tat, wenn ihr Herz voll war von Glück über all das, was dem Hannesle heute wieder begegnet war und was er ausgerichtet hatte. Wie langsam ging das Ausziehen, jede Schleife wurde erst zum Knoten. Sie war mit dem Hannesle aufgewachsen vom kleinen Kind an, darum fiel ihr seine Kleinheit nicht auf. Und wuchs er nicht in seiner Haut, so wuchs er in ihrem Herzen. Und so wie bis jetzt wär' es fortgegangen. Anders dachte sie sich's nicht, wenn sie seine Frau geworden wäre; nur, daß sie eine Haube trug und Frau Bügel und Frau Meisterin hieß. Wie sie im Bette lag und mit der linken Hand die Türe ihres engen Gemachs geschlossen hatte, streckte sie sich, so lang sie konnte. Daß sie sich nicht länger strecken konnte, das war's, warum sie so traurig die Treppe heruntergeschlichen, was alle Schlingen zu Knoten gemacht hatte. War sie so groß wie die Heitererei, hätte sie die Treppe herunterspringen können wie sonst. Da hätte sie nicht die Bläße vergessen. Aber sie strafte sich für ihr Murren, wie sie es nannte; denn die Sannel war fromm. Gott hatte sie geschaffen, wie sie war; es war Sünde, wenn sie mit ihrer Größe nicht zufrieden war. Und was hatte die Bläße getan, daß sie leiden sollte unter der Sannel leiden? Die Sannel meinte, das Tier könne nicht ruhig schlafen, weil sie ihm nicht zugesprochen wie sonst. Sie stand auf und ging zu der Bläße. „Es war schlecht,“ sagte sie zu der Kuh; „was kannst du dazu? Du bist mein alt gut Tier.“ Sie klopfte das Tier auf jeden Bug. Die Kuh machte eine Bewegung und schief wieder ein. Die Sannel war auch nicht lange mehr wach, als sie einmal wieder in ihrem Behälter steckte. „Die Heitererei wird alles allein wollen machen,“ sagte sie noch leise vor sich hin. „Wenn ich nur

wenigstens da könnt' bleiben! Ach, wenn ich nur wenigstens da könnt' bleiben!"

Die Frau Bügel war eine konsequente Frau, in allem, innerlich und äußerlich, eine gradlinige Frau. Wenn sie einmal ein Ziel in das Auge gefaßt hatte, ließ sie es nicht wieder fahren, und eher wäre eine Kanonenkugel unterwegs umgekehrt als sie. Aber das Sprichwort sagt: „Allzuscharf macht schartig“ und „Eine gute Krümm' geht nichts üm“. Und daß es recht hat, konnte man hier sehen. Ihr ganzes Dichten ging darauf aus, den „Jung“ zu einem rechten Manne zu erziehen. Aber die Strenge, mit der sie ihn zum Fleiße und zur Ordnung anhielt, hatte die entgegengesetzte Wirkung. Natürlich war er nicht gern, wo er in steter Furcht sein mußte. Er benutzte jede Gelegenheit, der strengen Zucht sich zu entziehen. Und das zwischen Handwerk und Feldbau geteilte Schaffen in dem dörflichen Städtchen brachte dem Greifluftigen solcher Gelegenheiten genug entgegen. Der Frau Bügel Felder lagen in entgegengesetzten Richtungen von der Stadt. Wie war da eine sichere Kontrolle möglich! Und wieviel Wirtshäuser standen wie Mausfallen an dem Wege von dem einen dieser Grundstücke bis zum andern offen! Der Frau Bügel graugrünliche Augen waren scharf, aber durch Häuserwände hindurch konnten sie doch nicht sehen. Dabei hätte sie niemand zu der Einsicht gebracht, ihre Strenge erzeuge und fördere das erst, was sie verhüten und vermindern wollte. So wurde sie nur immer strenger; und dem armen Schneider kam nur das zugut, daß die eifrige Frau einen so großen Respekt vor dem Spott der Leute hatte als er vor ihr. So blieb ihre Tyrannei nur eine häusliche. Außerhalb ihrer vier Wände war der Schneider sicher vor den Ausbrüchen ihres Zornes. Geschenkt wurde ihm deshalb nichts. Daheim bekam er mit Zinsen, was sie ihm außerhalb schuldig geworden war. Desto verhaßter wurde ihm dies Daheimsein. Und sie erreichte auch nicht einmal ihren Zweck. Die Leute wußten doch, was geschah, und machten sich auf alle Weise darüber lustig. Der Schmied behauptete sogar, der Schneider sei so klein geblieben, weil die Mutter ihn beständig in sich hineingejagt habe. Der Schneider sei eigentlich

ein langer starker Kerl, aber er habe sich in sich selber verkrochen und könne sich nun nicht mehr aus sich herausfinden.

Es war noch kaum Tag, als die Sannel schon die Treppe und Bodenstiege heraufrannte, um an des Hannes Kammertüre zu pochen. „Steh auf, Hannesle; deine Mutter singt schon den zweiten Vers; da zieht sie allemal ihre Strümpf' dabei an. Und vermerk's nicht, daß du gleich nach elf heimkommen bist. Und wegen der Heiteretei — wenn du dich nicht anders hast besonnen — ich geh' hernach einen Gang und begegn' ihr vielleicht.“

„Nein,“ sagte der Hannes drin. „Was ich gered't hab', hab' ich gered't. Aber im Bett ist's doch gar zu schön. Ist ihre Stimm' zittrig, Sannel?“

„Ja,“ entgegnete das Mädchen, „schrecklich zittrig. Mach', daß du auf deiner Brücken sitzt, wenn sie 'reinkommt.“

„Es ist doch nirgends schöner als im Bett,“ sagte der Schneider drin und dehnte sich. „Aber sie ist wohl noch im ersten Vers?“

„Nu nein! Sie hat schon den letzten angefangen gehabt.“

Das Mädchen hörte, wie der Schneider aus dem Bette sprang, und war mit drei Schritten die Bodenstiege herab und in der Küche. „Er tut's nicht anders,“ sagte sie traurig vor sich hin, „mit der Heiteretei. Wenn ich nur wenigstens da dürft' bleiben!“

Der Schneider schlich auf den Strumpfspitzen die Treppe herunter; die Pantoffeln zog er erst an der Stubentüre an. Er horchte. Die Sannel sagte eben drin: „Es hat noch kein Viertel geschlagen gehabt, da ist er kommen. Und naß ist er gewesen! Er ist in Reich eingekehrt, weil er das Fieber gekriegt hat vom Regen, damit er nur ein bißle warm geworden ist. Und war noch immer naß, wie er kommen ist, und hat mit den Zähnen geklappert, daß es ein Jammer ist gewesen.“

„Geschieht ihm recht, dem Nichtsnuz,“ entgegnete die Alte. „Und nun wird auch seine neue Kappen verdorben sein.“

Sie fing an zu singen, und der Schneider sagte zitternd: „Wenn sie nur erst im Haus wär', die Heiteretei! Oder wenn so ein Gesangbuchvers einen ganzen Tag tät' dauern!“ Dann öffnete er die Tür und ging hinein. Er wußte, solange der Vers dauerte, den sie sang,

war er sicher. Er konnte wenigstens die Brücke erreichen, ehe das Donnerwetter losging. Die Alte sang fort, sie wandte das Gesicht nicht gegen ihn, aber sie erhob den Arm drohend in die Höhe, und ihr ganzes Gesicht zündete sich an dem blauen Feuer ihrer Nasenspitze an.

Der Schneider war schon in voller Arbeit, als die Alte fertig wurde mit dem Bers. Seine Augen hatten sich tief in die Westentasche verfrachten, an der er nähte, um ihrem Blicke nicht zu begegnen, wenn dieser vernichtend auf ihn fiel. Sie aber wandte ihr Antlitz noch immer ihm nicht zu. Sie kehrte sich zu der Sannel, die dem Hannes sich ängsten half.

„So ist er doch da, der Nichtsnuß?“ sagte sie, und nach ihrer sparsamen Weise soviel als möglich in einem Atem. „Ich hab' gemeint, er wird heut und morgen nicht aus dem Reicker Wirtshaus herauskommen. Denn ein Wirtshaus ist dem Sapperlot wie der Flieg' eine Weinflasche, wo noch naß ist inwendig. Da ist leicht 'nein- kommen, aber schwer wieder 'raus. An allen Wänden bleiben die Flügel kleben. Ja? er ist doch da? Hm, hm, hm! Und ich hab' glaubt, der Regen hat ihn in ein Mäuseloch geschwemmt und die haben ihn drinnen behalten. Ja, Gott behüt'! Wer wird so einen Nichtsnuß behalten? Niemand, als wer einmal mit ihm gestraft ist und muß ihn behalten. Bis er sich ins Zuchthaus geschwemmt hat, da werden sie ihn behalten. Oder sie kriegen ihn bald wieder.“

Die Frau Bügel stand auf. Es war für die bereitwillige Sannel ein Schweres gewesen, auf die Fragen der Base nicht zu antworten. Sie hob bei jeder beide Hände auf und öffnete den kleinen Mund, um wenigstens zu zeigen, es sei nicht Mangel an Dienstwilligkeit von ihrer Seite, daß sie nicht antworte. Aber die Frau Bügel, wußte sie, wollte keine Antwort. Der Schneider tat einen Atemzug, so tief und stöhnend, als wüßt' er, es ist sein letzter. Die Sannel half ihm atmen. Die Frau Bügel aber ging in der Stube umher, als wär' der Gedanke von dem Mäuseloch ihr voller Ernst gewesen. Sie sah unter Stühle und Tisch und schüttelte das Haupt nach jedem suchenden Blick. Alles schien sie zu sehn, nur den Hannes auf der Brücke

nicht, der einen Knopf mit Tuch und Todesangst überzog. Die Sannel half der Base widerstrebend suchen.

„Wo wird er nur stecken, der Sapperlot? Soll er zu Haus sein und die gottesfürchtigen Wort' hören, die seine Mutter red't? Ja, der wär' der Recht! Wo wird er sein? Ja, wenn's antworten könnt', wenn seine Mutter fragt, das böf' Kind!“

„Nu, da in Eurer Stuben,“ schluchzte der Schneider. „Da auf der Brücken. Ach du lieber Gott im Himmel!“

Die Frau Bügel dehnte sich; die Sannel half ihr sich dehnen, aber mit Widerstreben. Die Frau Bügel nahm das Ding herunter, das von den Nägeln an der Fensterwand, das schreckliche Ding. Aber sie suchte fort. „Da in der Stuben wär' er, da in meiner Stuben? Was? Den müßt' man auf seiner Brücken suchen? Prost die Mahlzeit! Im Wirtshaus ist er. Im Tobaksrauch, daß man ihn schneiden kann, da ist er wie der Fisch in seinem Wasser. Und noch ein Maß, Frau Wirtin! Und einen Nordhäuser darauf! Und lustig, mein Wenzel! Und das Eichelhaus sticht! Und o du lieber Augustin! Was? Nicht im Wirtshaus wär' der Jung'? Nu, wird er reden, der Sapperlot?“

„Ja, wenn Ihr's haben wollt, Mutter. Aber macht lieber los, damit's überstanden ist. Aber Ihr werd't sehn, ich krieg' die Schwindsucht. Alle Leut' sagen's. Meinetwegen ja, es soll ja das Wirtshaus sein. Und das ist der Eichelwenzel da.“

„Was? Im Wirtshaus ist er? Und ist er im Wirtshaus? Nu! will mich der Nichtsnutz blind machen, daß ich meine eigene Stuben nicht mehr kenn'? Und das ist nicht des Herrn Burgemeister seine Westen? Das ist der Eichelwenzel? Und das dort ist nicht mein „Schmolkes Schakläcklein“ und meine Schlafhauben? Ist das ein Wirtshaus, Jung'?“

„Was soll ich denn sagen, ich armer Bursch? Was ich sag', das ist nicht recht. Nu freilich ist das Eure Stuben.“

„Meine Stuben? So? Und das wär' meine Stuben, wo du drin bist? Und du wärst, wo du hingehörst? Und säßst auf deiner Brücken? So erbarm' sich der Himmel über so ein sündlich Kind. Aber ich

will's ziehn, solange ich meine Arm' kann heben. Ich will nicht schuld sein, wenn er ein Laugenichts wird. Ich will ihm den Wirtshaus-Teufel austreiben, dem Nichtsnuß dem!"

Und es hätte nicht an der Frau Bügel gelegen, wenn nur ein Stückchen Teufel in ihm blieb.

Aber die Sannel hatte zur rechten Zeit die Türe geöffnet. Der Schneider schoß wie ein Pfeil von seiner Brücke herab, quer über die Stube und hinaus, die Treppe hinunter und hielt nicht eher an, bis die Luft der Straße um sein erhitztes Gesicht wehte. Er wußte, nun war er sicher. Er sah sich majestätisch um, gab der Luft einen Klaps mit seiner rechten Faust und rief: „Respekt muß sein im Haus!“ Dann ging er mit Löwenschritten vor dem Häuschen auf und ab, bis eine leise Stimme aus der Tür flüsterte: „Sie ist in ihre Kammer gegangen, Hannesle; du kannst wieder 'rauf. Nu ist sie wieder gut.“

Die Sannel streichelte dem Schneider die heißen Backen, als er bei ihr im Hausflur stand, und wischte mit weichen Händen den Angstschweiß von seiner kalten Stirn. Sie tröstete ihn, wie nur die Sannel trösten konnte. Sie hätte gern selbst sein Kreuz auf sich genommen. „Und hast du dir's überlegt, Hannesle?“ sagte sie dann. „Ich geh' auf's Feld. Vielleicht, daß mir die Heiteretei in Weg läuft.“

„Du gehst in die Erdäpfel?“ sagte der Hannes, als er wieder auf der Brücke saß. „Da geht dein Weg nach dem Gottesacker zu, und ich komm' bald nach. Das sind die Erdäpfel, in die ich geh'. Und da brauch' ich keine Heiteretei dazu. Und auch keinen Hund. Guck' mich noch recht an, Sannel; wer weiß, wie bald ich in die Erdäpfel geh'.“

„Das ist Schicksal, Hannesle; deswegen gehst du noch nicht in die Erdäpfel. Und die Schicksal' kommen auch von dem, der Essen und Trinken schickt.“

„Ach Gott! Die Bas' am Unterende hat mir immer Hefenklöß' wollen schicken; die ess' ich so gern. Dumms Zeug von wegen! Mir hat der Herrgott noch kein Stückle Brot, geschweig' Hefenklöß' geschickt; ich hab' mir's allemal selber müssen verdienen; nicht das Salz dazu hab' ich umsonst kriegt. Und das Schicksal hab' ich nicht

verlangt; wär' nur was Guts dran, hernach wär's gewiß nicht an mich kommen. Sannel, Hefenklöß'! Aber die Brüh' muß fett sein. Und Schnitz' und Huzel dazu. Ach du lieber Gott! Das viert' Gebot ist mein Schicksal; wenn ich bald in die Erdäpfel geh', hernach hat's das viert' Gebot getan. Wer weiß, ist das die letz' Westen, die ich mach'! Guck', da kommt vielleicht der letz' Stich 'rein, den ich tu'. Hernach hat's ausgeschickelt, und ich ess' keine Hefenklöß' mehr auf der Welt."

„So darf man nicht reden, Hannesle; die Seel' ist doch mehr wie Hefenklöß'. Und siehste, deine Mutter hat gewiß nichts gegen die Heiteretei. Sag's nur der Bas' am Unterend', die wird's schon anbringen bei deiner Mutter, und es schickt sich ja wohl, daß ich der Heiteretei begegn'. Das ist hernachen ein gut Schicksal; und die kommen auch, wenn man nur die bösen geduldig erträgt. Wenn du nur denkst,“ fuhr die Sannel fort, „daß du's mit der Heiteretei ermachen kannst. Sie ist doch schrecklich wild.“

„Was wild!“ sagte der Schneider. „Wenn sie nur Hefenklöß' kann kochen! Sannel, da ist kein viert' Gebot dabei. Sannel, ich sag' dir: Du kennst mich. Und Respekt muß sein im Haus! Und wenn ich erst einen großen Hund hab'! Denn so ein Knirps von einem Spizle darf's nicht sein. Und ich geh' mit der Heiteretei auf den Schützenhof! Was? Karo, komm her! Apport, Karo! Da wirst du zum Fenster 'raus lachen. Ich seh' dich schon. Und Menschen und Vieh sollen sich verwundern. Mach' nur, Sannele, und geh; ich hab' schon keine Ruh' mehr. Sannele, du kennst mich immer noch nicht!“

Die Sannel ging. Sie schüttelte unterwegs wohl hundertmal ihren dicken braunen Zopf. Es war ein ander Ding mit ihrem Glauben bei Nacht, wenn er, heimgekommen, ihr eine Stunde lang erzählt hatte, was alles er eben getan, und sie sich hineingedacht hatte, als hätte sie alles selber gesehen.

Es war Mittag geworden. Der ungeduldige Hannes fragte die rückkehrende Sannel mit den Augen. Sie hatte die Heiteretei nicht getroffen. Den andern Tag war sie glücklicher gewesen. Wenigstens im

Finden. Sie wußte sich was auf die Verblüththeit, mit der sie ihre Sache angebracht hatte. Die Heiteretei hatte gesagt, sie wollte den Schneider erst mit in den Zainhammer nehmen und ihn strecken lassen. Aber das würde nicht helfen. Wär' er zu strecken, so müßt' es das Ding an der Fensterwand schon lange getan haben. „Ich bin aber doch nicht still gewesen,“ sagte die Sannel, „bis sie gesagt hat: Und so ist's, und nu ist's fertig. Hernachen ist's, als hätt's der Burgemeister unterschrieben und sein Siegel darauf gemacht. Ich kenn' die Heiteretei.“ Die Sannel war traurig darüber, aber sie war auch froh. Sie wußte nicht, daß der Hannes seine Gedanken, sich vor dem vierten Gebot hinter eine Frau zu retten, die stärker wäre als seine Mutter, nicht aufgeben würde, aber auch eigentlich froh war, daß die Heiteretei nicht angebissen hatte. Wenigstens sagte er das der Sannel.

„Schon gestern ist mir's eingefallen,“ sagte er. „Sie ist doch nicht, wie ich eine brauch'. Ihr Kopf könnt' um die Hälfte dicker sein, und ihre Händ' und Füß' sind mir auch zu klein. Ich muß eine haben, die einen rechten Kopf hat, denn der Kopf ist doch die Hauptsach' am Menschen. Und meiner Mutter ihre Händ', die sind wenigstens noch einmal so lang. Und wenn eins so kleine Füß' hat, denkt man immer, es muß umfallen, wenn man's angreift. Und ich greif' einmal zu; was ich anfass', das muß fest sein, Sannel. Ja, Sannel, es ist gut, daß sie nicht will, und es hätt' mich doch einmal gereut.“

Das nächste Mal, daß sie wieder auf der Bodentreppe saßen und die Sannel die Lampe verbergend auf ihrem Schoße hielt, da war der Schneider einen Kopf länger als er selbst. Nur mühsam hatte er etwas zurückgehalten, was ihm immer über die Zunge wollte.

„Und nun kommt das Best'. Ich hab's bis zuletzt aufgehoben,“ sagte er, „wie ich's allemal mach', wenn ich eine rechte Freud' hab' für dich.“

„Derentwegen,“ entgegnete die Sannel, „brauchst du dich nicht zu zwingen. Mich freut alles, was du mir sagst.“

„Nu gut; aber heut auch weiter nix. Ich hab' eine, Sannel! Weißt du? Und eine andere wie die Heiteretei. Und nu schlaf' wohl. — Aber ich will dir's doch lieber noch sagen, damit du zu Nacht davon kannst

träumen. Aber freu' dich nur recht, Sannel. Da setz' die Lampen fort, damit du dich recht kannst freun. Und ich will die Jacken 'runter tun und die Hemdärmel zurückmachen. Aber freust du dich denn auch recht?'"

Der Hannes verlangte zuviel. Aber was hätte man der Sannel zumuten können, das sie nicht ausgerichtet hätte!

„Nu, ich freu' mich ja schon, gewiß, Hannesle,“ sagte sie und setzte die Lampe weg und half dem Hannes seine Jacke ausziehen, damit ja dem Freuen nichts im Wege stand.

„Ich mein' gar, du flennst schon vor Freud',“ sagte Hannes. Sie wischte die bittern Tropfen weg und sagte: „Ja freilich.“ Sonst hätte sie ihm die Freude verdorben. Und einem Menschen die Freude verderben: soviel sie konnte, das konnte die Sannel nicht.

„Ja, guck',“ sagte der Schneider, „und das ist eine andre als die Heiteretei. Die Heiteretei ist vielleicht was länger, aber sie ist nur eine Haselgerten dagegen. Wenn Meine erst ein Jahrer zehn von unsern Erdäpfeln am Erlenweg gegessen hat, hernachen ist sie wie die Gringelwirts-Baltinessin. Die hat einen andern Kopf als die Heiteretei, und da kann man sagen: die hat Händ' und Füß'. Daß dich der Guckguck hätt', Sannel! Und Haar' brandschwarz und dick wie Pferdehaar' und steif wie ein gewichster Zwirnsfaden. Kann sein, daß die Heiteretei ein paar Haar' mehr hat, dafür ist ein Haar von Meiner wie sechs Haar' von der Heiteretei. Und das spöttisch' Wesen und das Dummetu', davon ist an Meiner nicht soviel, wie auf mein'n kleinen Finger geht. Und doch alles so resolut. Und ein Narr ist sie in mich.“

Es währte lang, eh' der Hannes zum Erzählen kam, wie er sie gefunden und die „Sache“ sich gemacht. Und wie oft unterbrach er seine Geschichte wiederum mit Schilderungen! Denn die Sannel freute sich doch nicht so sehr, als er gedacht.

Die Geschichte war kürzlich die. Schon ein paar Tage her, wenn er bei Nacht am Bache hin durch die Gerbergasse ging, war ihm, als würfe jemand kleine Steine nach ihm. Er hatte die Heiteretei im Kopfe und sah sich nicht um. Heut, als er sich wieder geworfen fühlte, meint' er: „Sollt's die Heiteretei sein, und sie hat's gereut, daß sie die

Sannel abgewiesen hat?“ Pfiffig, wie er ist, blieb er stehn, bis wieder ein Steinchen ihn traf, und wendete sich dann, so schnell er konnte, nach der Seite zu, woher das Steinchen kam. Der Mond schien hell genug, daß er sehn konnte, die Gasse war leer; nur dort, woher der Wurf gekommen, saß eine weibliche Gestalt auf der Steinbank vor einem Hause.

Als ein rechter Bursch, der keinem Mädle gegenüber blöd ist, warf sich der Hannes in die Brust und ging auf die Schwarzhaarige zu, die vor Richern kaum zu Atem kam. Sie hielt zwar die Schürze vor, aber der Hannes ist nicht dumm. „Wenn dich der Guckguck hätt', die ist's gewest. Und ist sie's gewest, so ist's nicht umsonst gewest.“ Er strich mit beiden Händen seinen Backenbart nach vorn, indem er vor ihr stehen blieb und sagte: „Guten Abend, Mädle. Es ist gut, daß deine Stein' nicht sind wie dein Kopf, sonst hätt' ich sie besser gespürt. Aber daraus gemacht hätt' ich mir auch nicht mehr.“ Er sagt' es nicht, aber sein ganzes Wesen verriet: Er war einer und was für einer! Da frag' nur einmal die Sannel bei mir! Die weiß, was der Hannes für einer ist!

Das Mädchen sagte: „Guten Abend.“ Mehr konnte es vor heimlichem Lachen nicht sprechen, und der Hannes sah noch immer nichts von ihr als die schwarzen Haare, und daß es eine ansehnliche Gestalt besaß. Aber die Beschuldigung, sie habe ihn geworfen, konnte sie doch nicht auf sich sitzen lassen, oder sie mußte sich wenigstens dagegen wehren. „Man weiß ja, wie die Mädle sind“, lachte der Hannes in sich hinein, und ihm war, als wär' es nirgend schöner als in seiner Haut. Denn nie hatte ihn ein Mädle geneckt, daß er nicht gemeint, es sei bis über den Hals in ihn verliebt. Und weil sie nun doch sich zusammennehmen und reden mußte, so sah der Hannes allmählich das ganze Gesicht unter den schwarzen Haaren, und er meinte, es sei nicht bitter. Die Stirn war nicht hoch, aber desto breiter, und darunter ein Paar Augen wie glimmende Kohlen. Nichts war klein in dem Gesicht, das Gesicht selber war es nicht, und Ecken hatte es auch nicht, an denen man sich stoßen konnte. Die konnte es mit seiner Mutter aufnehmen, meinte der Hannes, die war nach seinem Geschmack und —

wer weiß, was wird! Den großen Hund vergaß er auch nicht; er konnte nicht an eine große Frau denken, ohne daß ihm der große Hund einfiel, um sein Glück in Gedanken voll zu machen. Zu der Heitererei hatt' er sich einen schwarzen gedacht; bei der schwarzen Frau mußst' es ein weißer sein.

„Wer weiß, wer Ihn geworfen hat,“ sagte das Mädchen und lachte immer noch, soviel es sich Mühe zu geben schien, ernsthaft zu seinen Reden zu sehn. „Ich hab' mehr zu tun. Ich muß an meinen Schatz denken. Und der ist —“ Sie sang nicht: „weit“, wie es im Liede heißt, und lachte mehr als vorher.

Der Hannes fühlte sich bitter enttäuscht. Er nahm eine kurze „Gut Nacht“; aber als er sich kaum gewendet, fühlte er sich von neuem geworfen. Und das Mädchen hörte auf zu lachen und sagte eiliger, als es scheinen sollte: „Er geht wohl zu Seinem Schatz?“

Der Hannes dachte: „Warum hat sie nicht ausgesungen, wie's im Liede heißt? Und fragt mich nun so?“ Er blieb stehn, wandte sich aber noch nicht wieder nach ihr um.

„Ja, ja,“ sagte sie. „Ich glaub's schon, es ist schön, wenn ein Bursch zu seinem Schatze geht. Ich hab' keinen und hab' noch keinen gehabt, aber zu glauben ist das schon.“

„Und hast doch an deinen Schatz gedacht?“

„Nun ja; es ist einer in Gedanken. Es hätt' mir nicht daran gefehlt, so wenig als einer andern, aber mir ist nicht jeder recht. Es muß einer sein, ich weiß wie, aber ich sag' es nicht. Er braucht nicht zu fragen. Jedem andern sag' ich's, nur Ihn nicht. Und geh' Er zu seinem Schatz; hätt' ich einen da drin, ich ging' auch zu ihm.“

Sie stand auf und wollte ins Haus. Der Schneider hielt sie auf. Seine Arme waren eben lang genug, sie zu umspannen. Das Mädchen wehrte sich, schlug ihm auf die Hände, wollte sich losreißen, aber er war ihr zu stark. Sie mußte bleiben. Sie mußte sich wieder setzen. Er war glücklich, wie stark er war. Sie war fast außer Atem vom Ringen und hatte Lust zu weinen. Sie dauerte ihn.

„Ja,“ sagte er, „wenn ich zugreif', da ist's nicht zum Spaß. Aber du bist keine hiesige. Die hiesigen kenne ich alle; ich hätt' längst eine,

wenn ich eine hiesige möcht'. Ja, du möchtest wissen, wo mein Schatz daheim ist? Ich hab' dir wohl weh getan, aber ich kann nicht anders. Das weiß der Guckguck, und wenn ich nur ganz leif' zugreif', da gibt's blaue Flecken. Und wo bist du denn her?"

„Bon Schackicht," sagte sie. „Aber was geht das Ihn an? Er hat schon einen Ort, wo Er hindenkt.“

„Hätt' dich der Guckguck, Mädle!" lachte der Schneider. „Mein Schatz ist ebendaher. Und er hat schwarze Haar' und — ja, ich pack' dir nicht alles auf. Aber es ist ein prächtiger, das kannst du glauben. Wenn ich mich nur setzen könnt', ich müßt' stundenlang bei dir sitzen.“

Das Mädchen rückte zu. Es kam eben noch soviel Platz heraus, daß der Schneider sitzen konnte. Aber sie mußte ihren Arm um ihn schlagen. „Sonst fällt der Branntwein," sagte sie.

Wie er so neben ihr saß, lehnte sein Gesicht an ihrer Schulter, und sie ragte mit dem ganzen Kopfe über ihn weg. Aber er wußte sich dennoch was Rechts. Sie hielt ihn wie ein Kind in ihrem Arm und mußte ihn manchemal an sich drücken, weil er sonst vom Steine gerutscht wäre, wie sie sagte. Dazu rauschte der Bach, und von dem Wasserrad der nahen Rippelmühle schimmerte es wie geschmolzenes Silber. Der Mond neigte sich zum Wasser, und das Wasser strebte spritzend hinauf zum Mond. Die dunkeln Schatten schmiegen sich so bräutlich an die Häuser, die Fenster sogon so durstig den Mondenschein ein und glänzten dann alle, als wär' eine festliche Hochzeit dahinter. Dem Schneider fehlte nichts zur Seligkeit, als daß die Sannel nicht da war und sagte: „Hannesle, du bist ein Mordbursch!"

Ein Wort gab das andere, das das dritte; der Bach war gerade so laut, daß die beiden eins das andere, aber kein drittes die beiden verstehen konnte. Und als die Zeit des Haustürverschließens kam, da waren sie einig, was mit ihnen werden sollte. Der Hannesle mußte zur Unterender Base gehn; die mußte die Mutter stimmen, ohne davon zu sagen, daß ihr Auftrag vom Hannes kam und der schon mit dem Mädchen bekannt war; wie weit es schon zwischen den beiden gekommen, das durfte die Mutter noch weniger wissen.

„Die Bas' tut, was ich ihr sag'," meinte der Schneider, nachdem

er der Sannel alles erzählt hatte. „Und Hefenkloß', hat Meine gesagt — ihre Leut' haben keine gefessen, als wo sie gekocht hat. Und nu nimm deine Lampen, und ich will meine Tacken wieder anziehen. Und nu schlaf' wohl, Sannese, und denk' dir in deinem Bett noch einmal recht aus, was ich dir erzählt hab', damit du dich recht freust.“

Das eine brauchte der Hannes der Sannel nicht einzuschärfen; aber das andere wollte nur desto weniger gelingen.

Das Unterend', so heißt ein Teil von Luckenbach; die Lage desselben hat ihm diesen Namen gegeben. Aber er führt auch noch einen andern; man nennt ihn auch Bettelumkehr. Diese Benennung hat er dem Umstande zu danken, daß er meist aus kleinen ärmlichen, wenigstens ärmlich aussehenden Häusern besteht, bei deren Anblick der bettelnde Arme wieder umkehre, überzeugt, hier sei für ihn nichts zu holen. Hier wohnte die Wase, deren der Schneider gedachte. Sie war eine kinderlose Wittib und hatte all ihre brachliegende Liebe in Ermangelung eines Bessern auf unsern kleinen Schneider geworfen. Er konnte unbedingt über sie gebieten. Das hatte er für seine Sach' benutzt; und so kam eines Tages die Wase über die ganze Breite der Stadt zur Frau Bügel am andern Ende geschritten, um ihr mitzuteilen, daß sie ein Mädle gesehn, wie für den Hannes und seine Mutter geschaffen. Das geschah denn auch, aber erst nach einer langen Einleitung, wie schlimm es jetzt um die Welt und vornehmlich um die jungen Mädle bestehe, zu welchem Behuf einige Nachbarstöchter zergliedert wurden. Denn gleich auf die Hauptsache zu kommen, das wär' wie ungenötigt am fremden Tische essen, und man weiß in Luckenbach, was „schickerlich“ ist.

Da war denn die Wase auf einem nötigen Gang durch die Gerbergasse gekommen, und da hatte sie gar nicht anders gemeint, als die Frau Bügel selberts dreißig oder vierzig Jahre vor sich zu sehn, so tüchtig, rasch und repermandierlich war das Mädle gewest; so breitgestirnt und breitgestellt, wie man die Kalben gern hat, denn solche geben einmal tüchtige Rüh'. Und hengstenmäßig hat sie gearbet't.

Die Frau Bügel meinte, wenn das Mädle auch nicht ganz so wär',

wie sie selbst gewesen, für den Nichtsnutz von einem Jungen brauche sie eine Lüchtige; das dürfe nicht etwa so eine Ziege sein, wie sie jetzt meist wären, mit weichen Händen und langen Hörnern, die in Vergnügen und Lumpenstaat über ihr Vermögen hinauswüchsen und hernach an jeder harten Wand zerbrächen. Nun, der Metzger kaufe kein Stückchen Vieh unbegriffen, und man könne sie sich ansehen, ehe man sie handele. Die schwarzen Kühe möge sie sonst nicht, sie hätten alle was vom Gottseibeius; aber keine Regel sei ohne Ausnahme. Man müsse ihr nur den Schwanz recht beschneiden.

Die Base hatte erforscht, wo das Mädchen diente; es war noch nicht lang hier. Aber es wußte, wo Barthel den Most holt — das hatte die Base aus seiner Antwort gemerkt — und war auch „von guten Leuten“.

Die Frau Bügel hatte noch denselben Tag ihren blauen Mantel, mit der weißen Schnur um den Jackenragen besetzt, umgetan. Sie war so geheimnißvoll gewesen, daß der Schneider, der die Base fortgehen sah, erriet, was sie vorhatte. Sonst hätte er's auch nicht erfahren. Wenn der Handel geschlossen war, da war noch Zeit genug dazu. Der Schneider machte eben ein Paar Knabenhöschen. Vielleicht steht der Knabe in seinem ganzen Leben nicht so viel Furcht und Hoffnung aus, der sie tragen wird, als der Schneider, da er sie nähte! Und das Tuch daran hätte sicher solche Spannung nicht ertragen.

Die Frau Bügel aber ging geraden Weges nach der Gerbergasse und zu der Dienstherrschaft der Schwarzhaarigen. Sie hatte sich einen scheinbaren Vorwand ausgedacht und kam nur wie gelegentlich auf das zu sprechen, was sie wissen mußte. Aber die Gerbersfrau war auch nicht dumm.

„Die fragt nicht umsonst nach der,“ dachte sie. „Sie wird eine Magd brauchen. Ich wollt', sie brauch' eine, da könnt' ich den schwarzen Teufel loswerden und müßt' sie nicht fortschicken. Ich hab' ihr schon zweimal aufgesagt, und sie geht nicht; sie tut, als könnt' sie mich fortschicken und wär' Herr im Haus. Und mit Gewalt bring' ich sie, mein' ich, auch nicht fort. Sie bleibt doch, und hernach tut sie nur desto wilder. Ich will sie loben, so gut ich kann. Die Schneiders-

kätter (so hieß die Frau Bügel in Luckenbach) mag hernach sehn, ob sie sie zwingt. Da kommt ein Teufel über den andern. Sie mag hernach sehn, wie sie sie loswird.“

Die Frau Bügel glänzte im ganzen Gesicht, wie sonst nur auf der Nase, als sie das Gerberhaus verließ. Aber eine wie sie ging sicher. Sie stieg noch zu einer Nachbarin der Gerbersfrau hinauf. So geschickt sie ihre Sache anfang, auch die erriet, was die Schneiderskätter wollte.

„Die will mich ausholen. Die Gerbersfrau hat das wilde Tier gelobt, um sie loszuwerden. Ich werd' mir auch das Maul nicht verbrennen. Wenn ich's tät' und die erführ's wieder, wer weiß, was mir der Teufelsabbiß antät'!“

Aber das Gewissen schlug der Nachbarin doch; oder war's ihr zuwider, einen Menschen bloß zu loben? „Ja, daß sie tüchtig, fleißig und brav ist, das will ich keinen Hehl haben. Ich weiß auch nicht Schlimms von ihr; ich müßt's lügen. Aber es steckt keiner innenwendig drinne. Und man kann nur sagen, was man gehört hat und was man selber meint. Man sagt freilich: Kurzstirnige Küh' sind gern stößig. Aber das ist auch bloß Gemeints.“

„Wenn's sonst nix wär'!“ sagte die Frau Bügel zu sich, als sie die Treppe herunterging. „Das ist keine tüchtige Kuh, die nicht einmal stößt. Ich lass' mir auch nicht viel an den Hörnern herummachen. Wenn sie nur fleißig und brav ist und recht ärbeten kann; das ist's, was ich will wissen.“

Und wo sie in der Umgegend noch sich erkundigte, alle sprachen wie die Nachbarin der Gerbersfrau. Sie hatten alle denselben Grund.

„Der Jung' braucht eine, die tüchtige Hörner hat,“ sagte die Frau Bügel auf dem Nachhauseweg. „Und mein Mann wird sie nicht sein, das ist meinem Kummer sein Geringsts. Aber der Metzger will erst seinen Griff tun, eh' er einschlägt. Die Unterender soll mir sie einmal an einem Sonntag zum Kaffee ins Haus schicken. Ich will sehn, was sie für Zäh'n' hat. Hernacher kann's schon was werden mit der und dem Jung'.“

Sie ging sogleich zu der „Unterender“. So erfuhr der Hannes an demselben Abend noch, seine Mutter sei gar nicht „abstinat gegen die

Sach',“ und sie, die Base, solle das Mädchen für den Sonntag zu einem Kaffee bei der Mutter einladen.

„Sag' mir nur, wie's deine Mutter gern hat,“ sagte abends die Schwarze zu ihm, als er wieder wie ein Kind neben ihr auf der Ecke der Steinbank saß und ihr gesagt hatte, was er wußte. „Es hat jeder Mensch so sein Aparts, und ich mach's gern jedem Menschen recht, und wer mich einmal zur Frau kriegt, der hat gewiß nichts verspielt mit mir. Sie hat's wohl gern, wenn eine hurtig ist?“

„Ja,“ sagte der Schneider, „aber wenn du noch ein bißle zurücker könntst, das wär' mir recht.“

Die Schwarze suchte es möglich zu machen. Da es nicht ging, nahm sie den Schneider in ihre mächtigen Hände und setzte ihn mit einem Schwunge wie ein Kind auf ihre Kniee. Der Schneider wollte einen Arm um ihren Hals legen; sie sagte: „Ich halt' dich schon; du fälltst nicht. Und dazu haben wir noch Zeit genug, was du willst. Es muß nicht immer gelectt sein. Sag' mir lieber, wie's deine Mutter hält?“

„Ja, siehste,“ sagte der Schneider, „wenn du deinen Kaffee getrunken hast, hernachen mußt du gleich in die Küche gehn und die Schalen auswaschen. Und wenn du eine Arbeit stehn siehst, mußt du dich gleich darüber hermachen. Und darffst die Küchentür nicht auflassen, sonst wird sie böß. Und widersprechen darffst du ihr auch nicht, das kann sie absolut nicht leiden. Und darffst auch nicht so laut reden wie sie. Und sie singt gern einen Gesangbuchvers, wenn du da den zweiten dazu könntest singen, ich mein' den Basß, da könntst du dich beimachen.“

„Das kann keine besser wie ich,“ meinte die Schwarze, „ich bin in einem Kantorshaus jung geworden.“

Der Schneider sagte noch mancherlei. Zum Lohne wußte sie dann so schön mit ihm zu tun, daß der Schneider nichts wünschte, als die Sannel wäre da und sähe es. Da würde sie sich anders freuen, als wenn er es ihr bloß erzählte.

„Mit meiner Mutter,“ sagte der Schneider, „da lass' ich mir manchs gefallen wegen dem vierten Gebot; aber sonst, da darf mir niemand in den Weg kommen. Daß dich der Guckguck hätt', Mädle,

ich bin einer. — Nu, frag' nur die Sannel; die weiß, was ich für einer bin!“

„Ja,“ sagte das Mädchen, „du bist ein Nordbursch. Das weiß ich auch.“

„Nicht wahr?“ lachte der Schneider.

„Aber wer ist denn die Sannel?“

„Das ist ein kleines Mädle,“ entgegnete der Schneider; „die ist bei uns im Haus. Sie ist nicht größer wie so hoch.“ Er zeigte die Höhe eines Kindes von fünf bis sieben Jahren. „Aber einen Hund, den müssen wir haben, wie eine Kuh so groß.“

„Du sollst mir kommen,“ dachte das Mädchen. „Er müßt' dich denn fressen. Aber erst muß ich drinne sitzen. Eine Wirtschaft muß ich haben, wo ich Herr bin und kein andrer Mensch. Und da soll mich keiner wieder herausbringen. Freilich hätt' ich gern einen Mann dazu gehabt. Aber warten kann ich auch nicht länger, bis einer kommt.“ So dachte die Schwarze; aber sie sagte: „Was du willst, Hannes. Wenn wir's ermachen könnten, müßtst du auch ein Pferd haben. Wenn ich dich nur einmal sehn sollt' auf einem Pferd reiten!“

„Ja, Mädle,“ sagte der Schneider, „es ist eigentlich schad' um mich, daß ich ein Schneider bin. An mir ist einer verloren. Nu, frag' nur die Sannel!“

Den nächsten Sonntag darauf nach dem Nachmittagsgottesdienste sah es in der Küche bei der Frau Bügel gar nicht so aus, wie es da sonst um diese Zeit auszusehen pflegte. Da stand eine große Wanne und allerlei Wäsche darin und Seife dabei; und sie stand nicht etwa auf der Bank am Fenster, wohin sie gehörte, sondern auf dem Küchentisch. Auf dem Herde aber war Feuer und zwei große Töpfe dabei mit Wasser. Und sonst heimelte die Küche Sonntags um diese Zeit aufgeräumt wie ein Stübchen. Die Sannel hatte all das beschaffen müssen, und sie hätte noch mehr getan, wenngleich Sonntag war. Aber sie hatte immer mit dem Kopfe dabei geschüttelt; und das tat sie noch.

Die Frau Bügel hatte gesagt, sie wollte ein Mädchen probieren,

das heute kommen würde. Bestehe das Mädchen die Probe, dann werde es einen guten Dienst erhalten. Wo und bei wem, das sagte sie nicht. Sie hätte nicht soviel zu sagen gebraucht; denn der Schneider wie die Sannel, beide wußten ja, was sie wirklich im Sinne hatte. Aber beide durften sich nichts merken lassen. Am schwersten wurde das dem Schneider.

„Paß nur auf,“ sagte er zur Sannel, sooft die Mutter es nicht hören konnte. „Das ist eine! Die ist unter den Mädlen gerad, was ich unter den Burschen bin. Ich möcht' gleich mit dir tanzen, so bin ich aus dem Häusle. Es ist gut, daß ich jetzt nichts zu machen brauch'; ich könnt' die Nadel nicht halten, so süßlich ist mir's in den Händen. Und meine Füß' kann ich nicht stillhalten; sie fangen von selber an zu hopsen.“

Die Sannel sagte nichts. Sie half ihm sich freuen, so gut sie konnte; aber im Herzen war es ihr anders. Sie sah immer nach der Türe; es war nicht bloß die Neugier, die Erwartete zu sehen. Es war ja die Türe, durch die sie hinausmußte, wenn die andere einzog. Kam eine junge Frau herein, dann war sie übrig in dem Hause. Sie mochte den Hannes, der nicht daran dachte, in seiner Freude nicht stören. Und erinnerte sie ihn daran, hätte sie das doch getan. Denn sofehr der Hannes sie über der anderen vergessen zu haben schien, sie wußte doch, er würde sie nicht gerne gehen sehen.

Aber es hat kein Pfarrer so lange gepredigt: einmal hat er doch aufgehört. Und das geschah auch diesen Nachmittag. Man hörte die Leute aus der Kirche kommen. Der Hannes stieß die Sannel an, die mit ihm am Fenster stand. Denn da kam „Seine“ mitten unter den Leuten. Sie hatte ein grünes Kleid an und war braun unter dem schwarzen Haar wie eine gutgebackene Brotrinde. Und Schritte machte sie wie ein Soldat. Dazu hätten Augen gepaßt, die keck herauf und herunter und herüber und hinüber gefahren wären; aber die dazu gehörten, hielten sich sittig oder wenigstens klug auf den Boden gehestet. Sie wußten, daß ein Mann eine Art Kartoffel ist und die am ersten einen findet, die fleißig mit den Augen auf der Erde sucht. Die Sannel dachte nur: „Die soll hübscher sein als die

Heitererei? Da weiß ich nicht, womit der Hannes das hat gesehn; mit seinen Augen nicht!“

Aber es ist auch keine Lüre, die nicht einmal aufginge, und wär' sie noch so lang zugewesen. Gepocht wurde so leise, als die Sannel den Händen von „des Hannes Seiner“, wie sie sie gesehen, nicht zugetraut hätte, daß sie könnten. Die Frau Bügel sagte: „Herein!“

Das erste, als Hannes' Mutter und seine Künftige einander gegenüberstanden, war, daß sie sich gegenseitig mit den Augen maßten, ob die andere wohl ihr Mann sei. „Die ist's nicht,“ sagte jede in Gedanken zu sich. Und das war für ihre Unterhaltung gut. Sie wäre sonst zäher geflossen. Einen wunderlichen Lauf nahm sie bei alledem an. Sie ergoß sich über den Herrn Pfarrer, der den Nachmittag gepredigt, floß hart an der Frau Pfarrerin vorbei und verbreitete sich dann über allerlei Getier, wie Kühe und Ziegen und vielerlei Dinge, als da sind: Brotbacken, Wäschewaschen und dergleichen.

Die Schwarze begann ihre Probe mit dem besten Erfolg. Sie ließ sich zum Kaffee erst im allgemeinen sechsmal und im besonderen noch dreimal zu jeder einzelnen Tasse nötigen. Die Frau Bügel nickte sich selber zu: „Ja, von guten Leuten ist sie her; das sieht man wohl.“

Als die Schwarze zum letzten Male leer getrunken und nun mit der Tasse in die Küche ging, da fing die Nase der Frau Bügel an, überirdisch zu leuchten. Sie lachte bei sich selbst: „Das ist doch noch eine, so eine von den Besten, wie ich eine war. Ich hätt' nicht gedacht, daß man jezund noch so eine find't.“ Und die Schwarze hätte gewiß ein belobendes Lächeln von der Frau Bügel geerntet, wenn sie nur wieder hereingekommen wäre. Aber sie blieb draußen. Den Schneider fröstelte mitten in der Seligkeit ein Schauer an, denn die Frau Bügel rückte ihren Nasenklemmer. „Es ist nix,“ sagte sie zu sich. „Es ist doch nix. So eine könnt' ich brauchen, die eine Stund' mit einer einz'gen Tassen zubringt! In der Zeit hätt' ich den ganzen Marktbrunnenkasten ausgewaschen.“

Aber in der Küche erhob sich ein Geräusch; da war es, als wären sechs Wäscherinnen zugleich bei der Arbeit. Das patschte und spritzte und seifte und rieb. Dann goß es Wasser zu, und es schien, es

wären vier Hände, die das alles täten; so schnell folgte von neuem das Patschen und Spritzen und Reiben und Seifen auf das Gießen. Die Frau Bügel schlug die Hände zusammen und begann zu singen: „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut.“ Und als nun draußen durch das Patschen, Spritzen, Reiben und Seifen eine tiefe Stimme ertönte und den „Zweiten“ sang zu der Frau Bügel scharfem Diskant, da ließ sie die Hände am Leibe herabsinken, und eine Freudenträne zitterte auf dem zitternden Bärtchen über ihrer Oberlippe.

Als der Bers aus war und noch einer, ging die Frau Bügel an die Rükchentüre, öffnete und rief hinaus: „Aber Mädle, ich hab' dich wohl zur Wäscherin gedungen? Ob du's liegen läßt und hereingehst!“ Aber sie sah doch erst eine Weile dem Waschen zu, ehe sie ihr mit Gewalt Einhalt tat. Es war wirklich ihre Absicht gewesen zu sehen, wie der Gast mit der Wäsche umspringe; aber sie meinte nicht, daß das Mädchen ohne Aufforderung zugreifen würde.

„Nimm Sie's nur nicht für ungut,“ sagte das Mädchen und wusch immer dabei, — wie die Frau Bügel sich ausdrückte als — sollte sie gehenkt werden. „Aber ich kann so eine Arbeit nicht sehn; ich muß gleich zugreifen. Es ist recht grob und unschicklich von mir, daß ich da ungeheiß'n zugreif'; das ist schon wahr, und Sie wird bö's sein über mich.“

Trotz dieses Geständnisses mußte die Frau Bügel Gewalt anwenden, und da wollte die Schwarze nur wenigstens noch den einzigen blauen Strumpf da, dann nur den aber allereinzigen weißen noch waschen, und die Frau Bügel hätte sie doch lassen sollen, da sie einmal darüber gewesen. Endlich aber, da die Frau Bügel fast ernsthaft wurde, was ihr aber nicht aus der Seele kam, da ließ sie schnell alles liegen und gab nach so vielen andern auch noch die Probe freundlichen ergebenen Gehorsams.

Als sie aus der Küche kamen, schritt die Frau Bügel so feierlich vor der Schwarzen her, als führe sie nach einem großen Siege einen Triumphzug an.

Die Frau Bügel war nahe daran, so schnell in ihrer „Sachen“

mit dem Mädchen einig zu werden, als der Hannes in seiner mit ihm geworden war. Die Schwarze lief vom Tische noch einmal nach der Küchentüre, als fürchte sie, die Türe sei nicht richtig eingeklinkt. „Es ist so schlecht, wenn eine Türe aufsteht, und ich kann's gar nicht leiden,“ sagte sie.

Das war zu viel für die Frau Bügel. An so viel Glück konnte sie nicht glauben, wenigstens nicht an die Dauer eines solchen Glückes. „So gar warme und heitre Tag' bringen Regen,“ meinte sie bei sich. Und in solcher Lust hätte sie nicht den kleinsten Handel abgemacht, geschweige einen so großen. „Man muß über eine Sach' nüchtern werden. Der Rat, der über die ander' Nacht kommt, der hat ausgeschlafen.“

„Wenn du Lust hast, Mädle, zu mir zu ziehn, und deine Herrschaft dich läßt gehn, so kannst du bei mir anziehn, wenn du willst. Red' mit deiner Frau, und ich denk', es soll dein Schaden nicht sein.“ So sagte die Frau Bügel zu der Schwarzen, da diese gehen wollte und versichert hatte, nicht um die ganze Welt möchte sie nur ein Vaterunser länger vom Hause bleiben, als ihr erlaubt sei. „Eine Viertelstund' früher muß ich daheim sein, das tu' ich nicht anders.“

Die Schwarze hatte sich das Ende des Besuches anders vorgestellt. Es war alles so gut gegangen, und sie hatte schon gemeint, sie könne nicht anders heimgenhen denn als Braut. Ihr Gesicht war viel länger geworden als vorher, wie sie sich empfohlen hatte und die Treppe hinabging. „Zum besten lass' ich mich nicht halten,“ sagte sie zu sich. „Und komm' ich nur erst da'rein und sitz' nur erst fest, hernachen will ich's der alten Hex' wettmachen! Da verlaßt euch drauf!“

„Nu rück' ein bißle zu, Mädle,“ sagte denselben Abend der Schneider. Er hatte die Schwarze wie gewöhnlich, wenn er kam, auf der Bank vor ihrem Herrenhause sitzend gefunden, aber die Ellenbogen im Schoß, den Kopf auf den Händen, und das alles in eine blaue Schürze gewickelt. Wie er sein „Guten Abend, Mädle“ gesagt, da war's gewesen, als bekäme, was unter der Schürze steckte, einen

Krampf, der Schneider wußte nicht, ob vor Lachen oder vor Weinen. „Ich weiß schon,“ sagte er, „du willst hernach recht geschwind auf-
fahren und mich auslachen, wenn ich erschreck'. Ja, prof't die Mahl-
zeit; damit mußt du einem andern kommen. Ich erschreck' nicht, und
wenn das Rathaus einfällt; frag' nur die Sannel. Wie du deine Sach'
heint hast gemacht! Du bist doch auch ein Mordmädle; aber rück'
ein bißle zu.“

„Ich hab' Platz auf der Bank,“ sagte das Mädchen unter der
Schürze hervor.

„Ja, aber ich —“ meinte der Schneider.

„Ich hab' Platz. Was geht mich ein anderer an. Ich geh' auch
niemand an; um ein arm Mädle fragt kein Mensch.“

„Wie du bist, Mädle! Und meine Mutter ist ganz närrisch auf dich.“

„Ja, sie kann mich nicht leiden,“ sagte das Mädchen und schluchzte
unter der Schürze.

„Nu, wenn die dich nicht kann leiden!“ Der Schneider schlug die
Hände zusammen. „Und hat alle Lob- und Danklieder gesungen, wo
im alten Gesangbuch stehn. Auf das neu' hält sie nichts. Es wär'
kein' rechte Andacht drin. Das im alten, das wär' noch der recht'
Herrgott, vor dem man sich fürchten könnt'. Hernacher hat sie uns
erzählt, wie's ist gewesen, wo der Herr Superndent nicht anders aus-
gegangen ist wie im Priesterrock und anders ist gewest wie andere
Leut'; und da war's, als red't' sie von dir. Und das will was heißen,
denn der gefällt nicht so leicht eine.“

Die Schwarze erhob ihr Gesicht und sagte: „Nein; sie kann mich
nicht leiden, ich weiß. Und es hat sie schon gereut, daß sie gesagt hat,
ich soll zu ihr ziehn. Und wenn ich zu ihr bin gezogen, hernacher wird
sich schon was finden, daß sie mich fort kann schicken. Nein, ich zieh'
nicht hin. Ich bin so schon im Gered'. Die Leut' sind wie die Wölf',
wo so ein arm Lamm von einem Mädle ist, die niemanden angehört
und das sich alles muß lassen gefallen.“

Der Schneider erschrak. „Im Gered'? Aber mit wem denn,
Mädle?“

„Nu mit wem? Ich hab' wohl zwei? Ja, so ist's. Nu kommst auch

du noch. Und weißt's am besten, wer mich ins Gered' hat gebracht. Was hast du mich nicht ruhig lassen sitzen nächstens? Ich hab' gut gefessen, wie ich hab' gefessen. Und nu müßt' ich nicht hören, daß du noch fragst und tust, als wär' ich schlecht und es wären so viel, daß man sich müßt' besinnen, mit wem ich im Gered' könnt' sein."

„Ja, mit mir, Mädle?“ fragte der Schneider und war glücklich, daß ein Mädchen mit ihm im Gerede sein sollte, und zwar ein so großes. Er hätte gar zu gern gehört, was die Leute sagten; er fragte das Mädchen darnach.

„Nu,“ sagte die, „hätt' ich's nur könnt' denken, ich hätt' dich nicht angesehen.“

„Aber so sag' doch nur,“ drängte der Schneider. „Wie sagen denn die Leut'?“

„Und willst auch noch hören, wie du bist?“ sagte das Mädchen schluchzend. „Nu, daß du ein Schlimmer bist, der alle Mädle närrisch macht, und lachst sie hernacher aus. Und nun weißt du, was die Leut' reden, wenn du's nicht gewußt hast, und nun geh. Es sind noch genug Mädle auf der Welt, die du närrisch in dich kannst machen. Ich bin nicht närrisch in dich. Und zu deiner Mutter zieh' ich nicht. Zum besten lass' ich mich nicht halten, von dir nicht und von keinem.“

Der Schneider war überglücklich. Das Mädchen mußte ihm noch einmal sagen, wie die Leute von ihm redeten. „Ich wär' ein Schlimmer? Ich hab' noch kein Mädle närrisch gemacht, Und hernacher ausgelacht hab' ich auch keine.“ So sagte er und wollte sich frank lachen, aber in solchem Tone, daß es das Gegenteil hieß. „Um mich ist noch keine frank worden. Und sich was angetan um meinewegen, das hat noch gar keine.“

Aber er war überzeugt, alle Mädchen, die in Luckenbach frank waren, die waren das um ihn. Und er besann sich, ob nicht, seit er ein Bursche war, eine in das Wasser gegangen. Oh daß die Sannel dagewesen wär'! Daß die Sannel dagewesen wär'!

Aber der Hannes hatte, so „ein Schlimmer“ er auch war, doch ein gutes Herz. Die armen Mädchen dauerten ihn alle; aber er konnte

nur einer helfen, der, die ihn am meisten dauerte. Und die schluchzte, daß es einen Härteren hätte erbarmen müssen, als er war.

„Ja, die Leut' haben gesehn, daß du die Abend' her bei mir gefessen hast,“ sagte sie, wenn sie das Schluchzen dazu kommen ließ. „Aber nu kannst du sitzen, bei wem du willst. Ich lass' keinen mehr neben mir sitzen, als wer vor Gott und den Menschen Meiner ist, wo niemand mehr darüber reden darf. So einen am allerwenigsten, wie du bist.“

„Aber, Mädle, was kann denn ich dazu, daß ich so einer bin? Wenn die Mädle närrisch werden, ich hab' noch keine wollen närrisch machen. Guck', und wenn mich eine beim linken Arm zerrt' und eine beim rechten und an jedem Fuß eine und an jeder Haarspitzen ein Schock: du bist mir recht, du bist, wie ich eine brauch'. Und nu rück' zu, Mädle. Du bist mir gut genug. Es gibt ihrer, die noch größer sind und schöner als du; aber wo die Lieb' hinfällt, da fällt sie hin; und ich werd' Deiner und keiner andern sonsten.“

„Ja, und so sagst du jeder. Aber ich bin nicht so dumm wie jede. Ich bin zu gut für deinen Spaß. Und ich brauch's auch nicht. Ich brauch' keinen zu bitten, er soll so gut sein und mich nehmen. Der Müller in Schackicht will mich. Und es sind noch andre, die mich wollen. Ich hab' keinen gewollt, aber nu muß ich ihn nehmen, daß ich aus dem Gered' komm'. Ich hab' meiner Frau aufgesagt und kann morgen gehn. Aber zu deiner Mutter zieh' ich nicht. Der Müller in Schackicht will mir's schriftlich geben, daß er mich nehmen will. Eher mag ich nichts von ihm wissen. Oh, man wird einmal klug. Ich will nicht noch einmal ins Gered' kommen. Und wenn man dann ledig bleibt, da sagen die Leut', man ist nichts wert gewest.“

Der Schneider erschrak von neuem. „Daß dich der Guckguck hätt', Mädle; was ein anderer tut, das tu' ich auch. Frag' nur die Sannel. Ich schreib's heut noch, Mädle. Ich hab' erst gestern früh wieder Tinten'reingetan in mein Tintenfaß, und Papier und Feder hab' ich auch in meinem Kasten. Gewiß und wahrhaftig; aber nu rück' zu. Von dem langen Stehen wird man müd'.“

„Ist's wahr? Und ist's wirklich dein Ernst, Hannesle?“ fragte das Mädchen einmal ums andre. „Nu so will ich dir nur sagen, ich hätt' mich tot geprümt, wenn ich den Schackichter Müller hätt' müssen nehmen. Nicht öpper, weil er garstig wär'. Er ist nicht ganz so hübsch wie du, aber es sind doch nicht viel Bursch' hübscher. Und lang ist er wie eine Stangen und in der Mitten so dünn. Aber siehst du, Hannesle, das kannst du mir nicht übelnehmen; denn lachst du mich am End' aus, so nimmt mich auch der Schackichter Müller nicht. Denn die Bursch' in der ganzen Gegend haben's auf dich. Sie wollen keine nehmen, die mit dir im Gered' ist gewesen. Das tun sie, weil sie's ärgert, daß die Mädle lieber dich wollen haben als sie. Und eine alte Jungfer mag eine doch nicht werden. Siehst du, ich möcht' dich gleich erdrücken vor Lieb' und Freud'. Aber hernach lachst du mich doch aus am End'. Ich greif' dich nicht eher an und lass' mich nicht eher angreifen, bis ich gewiß bin, daß du mich nicht auslachst.“

Und sie hielt ihr Wort. Der Mond hat noch lange auf die beiden geschienen, wie sie dort saßen; er kann es bezeugen. Er hat gesehn, wie der Hannes gleich geschrieben hätte, wäre nur seine Tinte und Feder und Papier auf der Gerbergasse gewesen und nicht daheim im Kasten. Aber noch heute wollte er schreiben, und die Sannel sollte es morgen in der Frühe zu der Schwarzen tragen, sowie sie die Kuh gefüttert. Die, wenn die nur heute dabei gewesen wäre!

Ja, die Sannel! Aber wer weiß, ob sie sich gefreut hätte. Sie war ja gar nicht mehr wie sonst. Hätte sie sich nicht mehr über die Sache gefreut, als sie sich über die Erzählung davon freute, da war sie besser daheim.

Der Hannes wollte heute gar kein Ständchen halten. Er stürmte die Bodentreppe hinan, um nur gleich den Schein zu schreiben, den die Schwarze verlangt.

„Ja, sonst zieht sie nicht zur Mutter,“ sagte er zu der Sannel, die ihm riet, sich vorzusehen oder sich doch nur erst zu besinnen. „Und nimmt den Schackichter Müller, und hernach siß' ich da und das

viert' Gebot ruht nicht, bis ich in die Erdäpfel gangen bin. Aber du bist auch nicht mehr, wie du bist gewesen; dir wär's recht, wenn's nur recht bald all' wär' mit mir."

„Wär' ich nicht mehr so, wie ich gewest bin,“ sagte die Sannel, „hernachen ließ' ich dich gehn.“ Sie streichelte ihn und sagte: „Gelt, Hannes, du sehest dich erst her zu mir auf die Treppen? Wer weiß, ist's nicht mehr oft, daß wir beisammen da sitzen.“

„Möcht' ich wissen, warum?“ entgegnete der Hannes und ließ sich von ihren weichen Händen neben ihr niederziehen. Sie nahm die Lampe, die sie derweilen hingestellt, wieder auf ihren Schoß.

„Guck“,“ sagte sie, „wenn man das Licht da siehtb rennen, meint man auch, es könnt' nicht ausgehn. Ich hab' die Tag' her allerlei solche Gedanken gehabt. Und einmal geht's doch aus. Und es ist gut, wenn man das vorher weiß. Ich hab' dir nichts davon wollen sagen, aber einmal muß es doch sein.“

„Ich wollt', du sagst's gleich, was doch muß sein,“ sagte der Hannes. „Wenn eins so erbärmlich anfängt zu reden, da kann's einem ordentlich angst werden. Sag's doch heraus, was sein muß; du weißt, Sannel, ich erschreck' nicht so leicht. Ich erschreck' nicht, wenn's Rathaus einfällt; frag' nur die Sannel! Ja so, du bist ja selbstn die Sannel. Aber, Sannel, du könntst mir's vielleicht morgen sagen. Und ist's denn so was gar Schrecklichs? Du willst doch nicht gar fort, Sannel?“

„Ich will nicht fort,“ sagte die Sannel traurig. „Ich bin in dem Häusle gewest und bei dir, solange ich mich kann besinnen, und von selber geh' ich gewiß nicht; da brauchst du nicht zu fragen; das weißt du allein. Aber wenn eine junge Frau 'reinkommt, hernach bin ich übrig. Was zu machen ist, das kann eine machen. Und wo ich wüßt', ich verdien's nicht, da könnt' ich auch nicht wohnen und essen. Zumal jezund, wo das lieb' Brot so teuer ist und das Geld so späng. Aber deswegen ist's nicht, daß ich sag', du sollst dir die Sach' mit der überlegen. Sie sagen, wenn man einmal was unterschrieben hat, hernachen ist man sein eigener Herr nicht mehr; da ist einem die eigene Seel' wie versiegelt. Das mit dem Schackichter Müller wird nicht solche

Eile haben, sonst wär' ihr's früher eingefallen. Guck', wenn die Heiteretei hereingekommen wär', da wär' ich ruhiger ggangen. Denn die Heiteretei kenn' ich, und es ist keine Brävere im ganzen Ort; aber von der weiß man nichts. Man weiß nicht, wer ihre Küh' und ihre Ziegen sind. Und wenn sie noch solche Augen hätt' wie die Heiteretei, wo die helle Guttat herausleucht't. Guck', du mußt's nicht ungut nehmen, wenn ich's sag'; aber das sind falsche Augen, die die hat. Die hat zweierlei Gesichter, eins für sich und eins für die andern Leut'. Hannesle, tu', was du willst, nur verschreib' dich der nicht. Und wenn sie den Schackichter Müller heirat't, du kriegst noch immer eine andere, und es ist um so besser für dich. Und du weißt, ich tu' alles, was die Leut' wollen, und tu's gern, aber wenn du auch schreibst, der trag' ich's nicht hin. Sie hat mir nichts getan, und ich weiß nicht warum; aber ich weiß so gewiß, als ich die Lampen da in der Hand hab', mit der rennst du in den Geißgraben, Hannesle."

Der Hannes besann sich nicht gerne. „Wenn man sich über alles noch lang wollt' besinnen,“ sagte er, „da könnt' man vor lauter Besinnen nichts tun. Und das ist schlecht von dir, daß du mir da eine Unruh' machst, daß ich immer denk', ich muß mich besinnen; und wenn ich mich besinn', so nehm' ich sie am End' nicht, und hernach nimmt sie der Schackichter Müller. Da ist eins so schlimm wie das ander'. Und hernachen — was du von ihren Augen sagst, das bildst du dir nur ein. Und das von wegen, daß du denkst, du bist übrig und sollst fort, das ist dummes Zeug. Das ist, als wenn du sagst: die Deck' da oben, die soll fort, oder der Ofen unten in der Stuben. Und wenn's ihr einfiel', das wär' ein Wort von mir; und was ich sag', die tut's. Denn Respekt muß sein im Haus. Und da ist's viert' Gebot nicht dabei. Du kennst mich nicht, wie ich bin. Wenn ich einmal anfang' — nu, frag' nur die Sannel! Und nu sag' nichts weiter; ich halt' mir die Ohren zu.“

Das tat er auch wirklich. Sie stand noch lange vergeblich vor seiner Kammertüre und pochte leise und gab ihm durch das Schlüsselloch die besten Worte. Aber das Heiratsversprechen trug sie nicht hin; der Hannes mußte es durch einen Nachbarsjungen schicken.

Dabei schmollte sie nicht und war in allen andern Dingen so willig, ja noch williger als je.

Die Frau Bügel redete mit der Gerbersfrau. Die war froh, die Schwarze loszuwerden, und sagte, diese könne gehen, wann sie wolle, und wenn es gleich jezo wäre. Solche Gefälligkeit hatte die Frau Bügel von der Gerbersfrau nicht erwartet, und sie hatte ihre Gedanken darüber auf dem Rückweg nach Hause.

„Wenn man eine hat, die was taugt, dann hält man sie fester. Oder man sagt: Sie kann morgen gehn oder übermorgen, ich will mich erst nach einer andern umtun; oder auch: Sie soll erst noch das und das im voraus machen, damit man sich eine Zeit allein behelfen kann. Nu, es wird sich alles zeigen. Und wenn sie die Best' ist, so ist's kein Schaden, daß ich sie erst eine Zeit auf die Prob' nehm'.“

Und nicht lange nach der Frau Bügel kam denn auch die Schwarze in das Haus. Sie brachte einen schweren Koffer mit sich; es war aber nicht alles drinnen, was sie hatte. Das meiste, sagte sie, und das Beste sei noch zu Hause in Schackicht bei ihrer Schwester, der Bäckersfrau.

Die Schwarze hatte ein Bett bekommen in dem Schlaffkämmerlein der Frau Bügel, aber noch war keine Rede davon, daß die Sannel fort sollte. Der Schneider war überglücklich; es kostete ihn Mühe genug, es nicht merken zu lassen. Nur das gefiel ihm nicht, daß er nicht öfter und länger mit ihr allein sein konnte. Die Frau Bügel schien ihn auch für einen „Schlimmen“ zu halten, wie die Schwarze tat. Es schickte sich jederzeit wie zufällig, daß sie die Dritte war. Aber das kam ihm noch zugut', daß das Ding an der Fensterwand aus Rücksicht auf die neue Ankömmlingin in Untätigkeit verfiel. Er wurde ganz übermütig davon. Die Sannel hatte wenig oder nichts mehr zu tun, die Schwarze machte alles, was zu machen war; und es schien, sie hatte daran nicht genug. Die Sannel warf sich es bei jedem Bissen Brot vor, daß sie ihn nicht verdient habe, und aß immer weniger und wurde vor Hunger und Gram ganz blaß. Dennoch tat

sie alles mögliche sich zu freuen, was der Hannes wohl mehr als zwanzigmal den Tag von ihr verlangte. Zeit genug hatte sie dazu.

Die Frau Bügel war in den ersten Wochen fast jeden Tag daran, der Probe ein Ende zu machen, und die Schwarze erwartete das jeden Tag. Sie zwang ihre wachsende Ungeduld und ließ ihren Arger über die Verzögerung mit Zins auf Zins stehen. Wenn sie einmal festfaß, dann wollte sie sich bezahlt machen für all den Zwang, den sie sich angetan; damit vertröstete sie sich zwei ganze Wochen lang. Länger aber ging es nicht. Die Galle trat ihr in das Blut und machte ihr die Hände zittern. Wenn sie allein war, dann ließ sie ihren Zorn an ihrer Arbeit aus. Das Geschirre und das Vieh, Kannen und Gelten, Kuh und Ziege mußten ihn entgelten. Das arme Vieh, das an weichere freundliche Hände gewöhnt war, grämte sich und wurde nicht glatter davon.

Die Frau Bügel, die nichts zu bemerken schien, bemerkte alles. Sie fing an, die Sache zu durchschauen, wenn auch nicht die ganze. Das eine wurde ihr klar, daß die Schwarze sich bei dem Kaffeebesuche verstellt hatte, wenn sie auch nicht begriff warum.

„Aber was hast du nur, Mäde?“ sagte Frau Bügel. „Du siehst die Tag' her aus, als hättest du immer alle die Zäh'n' zusammengebissen und redst kaum, und wenn du redst, so ist's, als wenn dir der Arger die Gurgel verschnüren tät'. Hast du den Arger?“

„Nu freilich,“ entgegnete die Schwarze. „Meine Leut' daheim, wo ich hingehör', da ist so ein alt Fegfeuer, die find't kein End' und kein Trumm. Aber zum besten lass' ich mich nicht haben, das soll sie nur wissen. Ich hab' Geduld, wie sie die Hundertst' nicht hat. Aber wenn mir's zu arg wird, ich will das Trumm schon finden.“

„Ja, sie schicken dir deine Sachen nicht,“ sagte Frau Bügel, „und haben sie schon vor acht Tagen wollen schicken.“

„Ja, ich will doch sehn,“ sagte die Schwarze, „ob ich krieg', was mir gehört. Nu wart' ich nicht mehr lang. Das alt' Fegfeuer weiß nicht, mit wem sie's zu tun kriegt.“

„Nu, ich sollt' deiner Schwester ihre Schwieger sein,“ dachte die Frau Bügel, und es kam ihr in die Hände wie der Schwarzen. „Ich

wollt' dir das alt' Fegfeuer anstreichen.“ Die Frau Bügel hatte das Eigene, daß sie niemand zornig sehen konnte, ohne angesteckt zu werden. Wenn sie jemand auf der Gasse oder sonst zanken hörte, da kostete ihr es Mühe, nicht mit dem Zanker zu zanken. Und sie hätte sich gern über die Schwarze hergemacht, aber es war ihr um die Leute. Das Mädchen war ihr schnell zuwider geworden, vielleicht, weil sie im Anfang zu sehr von ihr eingenommen gewesen war. Vor der Sannel, die sie kannte, von der sie wußte, die war wie eine verschlossene Truhe, zu der sie den Schlüssel hatte, versteckte sie ihre Meinung nicht. Sie hatte auch die falschen Augen der Schwarzen bemerkt. Die Sannel meinte bei sich: „Wenn die Bäs die nur früher hätt' weggekriegt! Nu ist's zu spät. Nu hat der Hannesle sich der verschrieben und ist sein eigener Herr gewest, und seine Seel' ist wie versiegelt. Und ich wollt', ich stürb', denn nu ist doch keine Freud' mehr für mich auf der Welt.“

Das Unerquickliche des Zustandes nahm nicht ab, mit jedem Tag wurde er verbissener. In der Frau Bügel so gut wie in der Schwarzen Herzen hatte sich der Zunder gesammelt; es bedurfte nur eines Funkens, so standen sie beide bald in vollem Brand. Und wo das Schicksal einmal Zunder gesammelt, da weiß es auch einen Funken hineinzuschlagen.

Die Frau Bügel begann daran herumzureden, es sei zu wenig zu tun, und es wären zu viele Leute im Haus. Die Schwarze verstand nur zu gut, was sie meinte. Daß der Schneider nichts vermochte im Haus und durch ihn nichts durchzusetzen war, das wußte sie lange; das hatte sie ihm gleich zum erstenmal angesehen. Und sie war gar nicht die Person, die einen Bollzieher ihrer Laten brauchte. Sie wollte nicht warten, bis man sie gehen hieße.

Und so stand sie eines Morgens in ihrer ganzen Breite vor der Frau Bügel. Und diese schien ihr noch nicht breit genug; sie nahm die gewaltigen Arme zu Hülfe, die sie in ihre Seiten stemmte. Dann sagte sie kurz, als sei sie nicht gesonnen, große Umstände zu machen: „Und wie ist's nu? Wird nu einmal ein End'? Nu bin ich beinah drei Wochen in dem armseligen Häusle. Und ich bin nicht 'reingezogen,

um einem alten Fegfeuer ihre Magd zu sein. Ich will nu wissen, wie ich dran bin.“

Die Frau Bügel stand sprachlos. Dem Schneider auf seiner Brücke kam ein Schauer an vor seinem Schatz. Er hielt die Nadel wie versteint in die Luft.

„Ich will nu wissen,“ fuhr die Schwarze fort, „ob ich werd' zu meinem Recht kommen. Länger zum besten halten lass' ich mich nicht!“

Die Frau Bügel wurde endlich „ihrer Hörner mächtig.“ Sie war nicht die Frau, die sich lange daran herummachen ließ. Das sagte sie der Schwarzen. Die aber versicherte, sie fürchte sich nicht. Sie wußte eine Tolle bei den Hörnern zu packen. Und sie sei in ihrem Recht.

„Das da ist meine Stuben,“ sagte die Frau Bügel, „und da ist kein Recht drin als meines. Und ich will dir zeigen, was da für ein Recht drin ist. Da ist ein Recht drin, daß ich 'nauswerf', was nicht 'reingehört. Ich hab' mir dein Gesicht lang genug lassen gefallen. Du bist meine Magd, und ich kann dich fortschicken, wenn mir's gefällt.“

„In der Stuben da hab' ich soviel Recht als Ihr,“ sagte die Schwarze ruhig, weil sie ihres Vorteils bewußt war. „Und ich frag' nu, wenn das erst' Aufgebot gehalten wird.“

Die Frau Bügel verbiß ihre Wut. So tapfer sie war, vor tollten Menschen fürchtete sie sich. Und die so redete, mußte toll sein. Sie wollte das Fenster öffnen und um Hülfe schreien.

Aber die Schwarze nahm sie bei den Armen und hielt sie fest. Die Frau Bügel war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen. Die Schwarze drückte ihr Fleisch und Knochen zusammen. Solche Kraft hat nur ein toller Mensch. Die Frau Bügel war eine starke Frau und wußte, wie man drücken kann, wenn man nicht toll ist. Das, was sie empfand, ging weit darüber hinaus.

„Nu bin ich die Gesichter satt!“ sagte die Schwarze und freute sich über ihren Triumph. Die Frau Bügel sah nun, daß sie ihr Mann nicht war. „So leid' ich's nicht länger. Es gibt nur ein Gered' unter den Leuten, wenn Brautleut' so lang vor der Hochzeit in einem Häusle beisammen sind. Den nächsten Sonntag muß das erst' Auf-

gebot sein, und den Sonntag über drei Wochen ist die Hochzeit. Und wenn niemand anders zum Pfarrer geht, so geh' ich. Ein End' muß sein."

Die Frau Bügel war nahe daran, selbst konfus zu werden. Die Schwarze sprach wie eine Tolle und sprach doch auch, als wäre sie bei Verstand. Ein zufälliger Blick auf den Schneider brachte sie dem Verständnisse näher. „Der Jung' hat kein gut Gewissen. So ist alles Betrug gewesen. Aber ich will dich, du Nichtsnuz! Da bin ich erst noch dabei."

„Was hast du gemacht, Jung'?" fragte sie ihn drohend.

„Ja, was hab' ich gemacht?" sagte der Schneider voll Angst. „Ich bin doch nu ein Bursch — der von Nachbars ist sechs Jahr' jünger und hat gefreit." Der Schneider war ein geteilter Mensch. Daß er sah, die Schwarze ließ die Mutter nicht über ihn, das beruhigte ihn; und das hatte er ja gewollt. Deshalb hatte er ja die Schwarze hereingeschwärzt in das Haus. Aber zugleich dauerte ihn die Mutter. Daran hatte er vorher nicht gedacht.

„Und da tut der Nichtsnuz noch, als müßt' er dabei sein, wenn er soll frein? Das ist meine Sach'. Da hat so ein Jung' sich nicht drein zu mischen. Das geht dich nix an, wen du sollst frein. Und so schlecht du bist, Jung', für so ein'n Hackstock bist du noch zu gut. Da wird nix. Und die da macht nu ein End' und packt sich. In meinem Häusle ist niemand Herr als ich. Sonst will ich den Polizei lassen kommen."

„Gut," sagte die Schwarze, ohne sich zu rühren. „Und wenn das alt' Fegfeuer da den Polizei nicht läßt kommen, so lass' ich den Polizei kommen. Da ist's, wenn das alt' Fegfeuer kann lesen."

„Lu' ihr ihre Brillen her," wandte sie sich zu dem Schneider. Der gehorchte, vergaß aber nicht, sich in gehöriger Entfernung zu halten. Und das war flug von ihm.

Die Schwarze aber zog ein vielmal gefaltet Papier unter ihrem Halstuch hervor, machte es an ihrer Schürze glatt und hielt es der Frau Bügel vor die Augen.

Die Sannel hatte es dem Hannes wohl gesagt: „Wer so was unterschreibt, ist sein eigener Herr nicht mehr und hernachen ist seine Seele wie versiegelt." Der Schneider fühlte einen Druck auf seiner

Seele, als stecke sie unter einer Siegelpresse. Aber er tröstete sich: „Wenn sie nur einmal sieht, es ist nicht anders, hernach wird sie sich schon beruhigen.“

Das ging aber nicht so schnell. Erst war die Frau Bügel erschrocken, daß ihre Nase all ihre Farbe verlor; dann erholte sie sich und sagte: „Was so ein Jung' schreibt, das ist nix geschrieben. Was so ein Jung' ohne seine Mutter macht, das ist nix und gilt nix. Ich kann einer die Eh' versprechen, denn ich bin eine Frau; aber so ein Jung' kann nix. Und da hat der Zimmermann das Loch gelassen.“

„Ei, ich weiß so eins,“ sagte die Schwarze höhniisch, „wo die Leut' wissen, wenn sie 'neinkommen, aber nicht, wenn sie wieder 'rauskommen. Und das ist im Turm, und da hat der Büttel den Schlüssel dazu. Und wenn einer mündig ist, da gilt's, was er hat geschrieben. Der dort braucht keinen Vormund in den Gerichten, aber Sie braucht einen. Und wenn Sie was schreibt, da muß ein Kurator dabei sein. Und nu will ich ein End' und geh' auf der Stell' zum Pastor.“

Aber noch ergab die Frau Bügel sich nicht, so wenig mehr sie gegen die Gültigkeit der Verschreibung aufbringen konnte. Sie sagte: „Recht so! Und der Jung' kann mitgehn. Aber in mein Häusle soll er mir nicht wieder kommen. Und wenn ich einmal sterb', so vermach' ich's der Sannel. Hat er's ohne mich geschrieben, so kann er auch ohne mich sein, der Nichtsnutz der!“

Die Schwarze lachte. „Ja, so dumm, wie man selber ist, darf man die Leut' nicht meinen,“ sagte sie. „Das Häusle kommt von seinem Vater, und das bißle andere Hab und Gut ist auch von ihm. Und nu ist's alles dem Hannes, und nu fragt sich's nicht, ob Sie mich will 'reinlassen. Nu ist's die Frag', ob ich Sie 'reinlass'. Denn in meinem eignen Häusle lass' ich mir nicht auf der Nasen tanzen.“

Die Schwarze zog sich zum Ausgehen an. Und das tat sie so, daß man auch sehen sollte, sie sei nun der Herr im Haus.

Die Frau Bügel war ganz in sich zusammengebrochen. Sie klagte es Gott und der Welt, wie unerhört ihr mitgespielt würde. Und wie schlecht es sei, sich so durch Lug und Trug in ein fremdes Haus hineinzustehlen.

„Ja,“ sagte die Schwarze und lachte dazu. „Und so ein Schieb-

farrn von einem Häusle war's auch der Müh' wert. Ich hätt' eine Wirtschaft können bekommen, die hundertmal soviel wär' wert gewest. Um solch' Armutei trägt's auch aus, soviel zu reden. Mich hat's sechsmal gereut gehabt. Aber ich hab' einmal meinen Kopf aufgesetzt gehabt. Es ist den Arger nicht wert, den ich hab' einfressen müssen. Aber ich will ihn schon wettmachen; da hab' ich mir die Hand darauf geben."

Der Schneider hörte von alledem nichts. Er dachte nur an den Augenblick, wo die Schwarze hinausgegangen und er hülflos in der Gewalt seiner Mutter sein würde. In der Angst, nur fortzukommen, sagte er: „Ich geh' mit.“ Und da die Schwarze nicht wartete, so lief er, Jacke und Weste, die er noch nicht hatte anziehen können, in den Händen, der Gehenden auf dem Fuße nach.

Ein junger Fürst, der einen Thron besteigt, oder ein neuer Minister pflegt, wie man sagt, alles auf den Kopf zu stellen, was sein Vorgänger auf die Füße gestellt hatte, und was auf der rechten Seite lag, auf die linke zu legen, und umgekehrt. Und vielleicht hat das sein Gutes, wenn der große, ewig schlafende Leib des Alltags, den man Schlendrian nennt, gezwungen wird, seine gläsernen Augen einmal aufzutun. Schaden wenigstens wird es ihm nichts, denn er macht sie doch gleich wieder zu. Und einem Volke, das oft Dreimännerwein trinken muß, ist's sogar nötig, daß es manchmal auf die andere Seite gewendet wird.

Das Schicksal widerfährt aber auch dem kleinsten Häuschen, wenn eine junge Frau ans Ruder kommt. Da darf nichts das alte Gesicht behalten. Ein Beleg war das kleine Häuschen fast am Ende von Luckenbach. Eine Lüre oder ein Fenster aufzulassen, war unter der vorigen Regierung ein Hauptverbrechen gewesen, jetzt versah's eins bei der Regierung, wenn es ein Fenster oder eine Lüre schloß. Die vorige war eben eine Kabinettsregierung, die eine große Scheu vor der Öffentlichkeit trug; die nunmehrige scheute sich weder vor der Öffentlichkeit noch sonst vor etwas auf der Welt.

Zwei Tage lang war ein Rücken von Schränken, Tischen und

Stühlen, ein Hin- und Herlaufen, Herüber- und Hinübertragen, daß Kuh und Ziege unter dem Lärmen nicht wußten, was sie denken sollten. Und ein lautes Schelten und Pantoffelklappen, wovon der Lehm in den Wänden in Angst geriet. Hatte die Schwarze damit beabsichtigt, die Frau Bügel mürbe zu machen, so war ihr die Absicht gelungen. Die Schwarze fuhr in dem Häuschen umher wie die wilde Jagd, und die andern Bewohner hatten an nichts zu denken, als ihr auszuweichen. Der Frau Bügel war jeder anders gerückte Stuhl oder Tisch wie ein Stück von ihrem Herzen losgerissen. Aber wagte sie, ihr Haupt zu erheben, dann redete die Schwarze davon, daß zu viele Leut' im Häusle wären, und die Frau Bügel tauchte wieder unter. Das alte Häuschen war ihr an die Seele gewachsen wie der Schnecke ihr Haus, und wo es angewachsen war, da saß ihr Leben. Wer da durchgeschnitten, hätt' es auch zerschnitten.

Ein Glück für die andern war's, daß die Schwarze meinte, sie habe sich genug geplagt auf der Welt, besonders sich Gewalt genug angetan, in das Häusle hereinzukommen; sie wolle es nun auch genießen. Zunächst begann sie, was sie früher am Schlafen versäumt, nachzuholen. Die Sonne hatte ihr Tagewerk halb vollbracht, wenn die Schwarze ihr anfang. Die Stunden, die sie länger im Bett verbrachte, als eine Hausfrau soll, waren für die Frau Bügel das am Tage, was der Pfaffenschnitt an einem Gänsebraten ist. In diesen Stunden, wo die Sonne des Hauses noch nicht aufgegangen war, stand die Frau Bügel als Mond an des Hauses Himmel. Da schien das Alte wiederhergestellt, und die Frau Bügel regierte wie früher; nur daß diese Regierung sozusagen auf den Strümpfen ging, um die Schwarze nicht zu wecken. Da war auch die Sannel heiterer als sonst. Diese hatte wieder die ganze Arbeit auf dem Halse, und das war ihr eben recht. Die Schwarze behandelte sie, als wär' die Sannel ihre Magd, und plagte sie, wie sie nur konnte. Aber die Sannel übersah das. Sie war ja nun nicht mehr übrig im Hause. Sie mußte nun wenigstens nicht mehr hungern; sie hatte wieder den Mut zu essen, weil sie ihr Essen wieder verdiente.

Der Hannes hatte sich eine andere Lust dabei gedacht, wenn er

mit dem großen Mädchen über die Gasse zum Pastor gehen würde, das Aufgebot zu bestellen. Es war ihm dazu nicht leicht, mit der Schwarzen Schritt zu halten. Wer die beiden daherkommen sah, lachte. Einer fragte: „Nu, Mäde, wo willst du mit deinem Schneider hin?“ Andere riefen: „Mach', Hannes! Häng' dich an ihre Schürze, sonst reißt sie dir aus!“ Der Schneider ärgerte sich nicht darüber. Er war solche Reden gewohnt. Er sah sich um und fragte mit den Augen: „Nu, ist das eine?“ Er sah, wie sie in ihren Herzen meinten: Hätt' man das dem „Jung“ zugetraut, daß er sich an so eine macht? Die Eitelkeit kam wieder über ihn, und er vergaß für den Augenblick, daß ihn seine Mutter dauerte, und daß er an seinem Schätze und seinem Glückstraume irr geworden war.

„Seht nur, wie klein der Schneider ist,“ lachte ein Gassenjunge dem Paare nach. Der Hannes sah zurück und sagte stolz: „Und nimmt doch so eine große Frau!“

Zu Hause war es anders mit ihm. Nicht, daß er sich nicht über die Größe seiner Braut gefreut hätte. „Aber,“ sagte er zur Sannel, „das viert' Gebot, das hat's auf mich abgesehn. Ich möcht' nur wissen, was ich dem vierten Gebot hätt' getan. Nu ist die Mutter noch schlimmer, wie sie sonst ist gewesen, und Meine liegt in ihrem Bett. Wenn ich's Meiner sagen tät', die litt's gewiß nicht. Aber nu dauert mich wieder die Mutter, und da bin ich wie zwischen Tür und Angel. Wer weiß, was Meine der Mutter tät', wenn sie's wüßt!“

„Und das ist auch recht von dir,“ sagte die Sannel, „deine Mutter hat schon genug von Deiner zu leiden. Ach Hannesle, wenn du nur nicht aus dem Regen bist unter die Traufen kommen, wie die Leut' sagen! Was einmal ist geschehn, davon soll man das Best' reden; aber ich wollt' doch, Hannesle, —! Ich weiß doch, was ich wollt', wenn ich's auch nicht sag'.“

Eines Tags — die Schwarze genoß noch der wohlverdienten Ruhe oder war wenigstens noch nicht aufgegangen am Himmel der Wohnstube und die Frau Bügel glänzte noch bläulich über dem Horizont — pochte es an die Türe, und auf der Frau Bügel „Herein!“ folgte eine

fremde Gestalt dieser Weisung. Das war nicht leicht; denn der die Türe gebaut, hatte offenbar dabei nicht an solche Gestalt gedacht. Es war ein junger Mensch, der das vielleicht dreimal darüber hatte, was dem Hannes am Soldatenmaß fehlte. Dabei war er hübsch gewachsen. Etwas phlegmatisch schien er zu sein; er sah sich erst in der Stube um, und dann sagte er sehr langsam: „Ihr Diener, Frau Meestern.“

Die Frau Bügel erwiderte den Gruß und fragte, was er wolle.

Ebenso langsam wie vorhin sagte der Mensch: „Da unten bin ich einem recht jemütlichen Mädcl bejeinet; die jehört wohl ins Haus?“

„Es wird die Sannel gewest sein“, dachte die Frau Bügel und sagte: „'s kann wohl sein. Wenn Er weiter nix will, hätt' Er sie selber können fragen.“

Unterdes hatte der Blick des Menschen auf dem Schneider geruht, der, sobald er das gemerkt hatte, sich ein rechtes Ansehn gab. „Was das für ein Eulenspiegel ist!“ dachte der Schneider.

Der junge Mensch hatte wirklich etwas vom Eulenspiegel in seinem Gesicht. Die Hauptsache darin war ein gewisses phlegmatisches Behagen, darauf ein Schalk zu sitzen schien, aber ein sehr gutmütiger. Aber vielleicht sahen die blauen Augen nur so schalkhaft aus, weil sie wie aus einem Versteck hervorlugten. Den Versteck bildeten die vollen, nur leise geröteten Backen, die sich beim behaglichen Lächeln in die Höhe schoben. Und dies behagliche Lächeln stand so versprechend und ausdauernd da wie ein freundlicher Gastwirt in der weißen Schürze vor seiner Gasthofthüre.

„Eejentlich komm' ich,“ sagte der Mensch, „als ein Schneiderjeselle, der bei den Meestern herumfracht, ob nicht irjendwo Arbeit für ihn ist.“

„Donner!“ sagte der Schneider in seinen Gedanken und hüpfte unwillkürlich auf seiner Brücke. „Eine große Frau hab' ich; wenn ich noch so einen Gefellen dazu hätt'! Das wär' noch anders wie ein großer Hund!“

Die Frau Bügel hatte eine Ahnung, ein loser Vogel müsse den

Gefellen dahergeschickt haben. Sie sagte barsch: „Wir brauchen keinen. Er kann wieder zu dem gehn, wo ihn hergeschickt hat.“

Der Geselle schien nicht gern zu gehn. Der kleine Meister schien ihm Spaß zu machen; vielleicht war auch das „jemütliche Mädchen“ im Spiel. Oder es erlaubte ihm nur sein natürliches Phlegma nicht, sich schneller nach der Thür umzuwenden, als er tat. Er ergriff eben die Klinke der Stubentür, als die Schwarze im Ofen der Kammerthüre aufging und ihre ersten Strahlen ihn beleuchteten.

Der Gesell dachte: „Sollte das das jemütliche Mädchen sein?“ und wandte sich wieder um, und dasmal etwas rascher. Er sah, er hatte sich getäuscht. Die abermalige Wendung bedurfte eines Vorwandes, und er sagte: „Also es ist keine Arbeit für einen Gesellen?“

Der Schwarzen gefiel der Bursche, und sie mußte ihm zeigen, daß sie hier Herrin war.

„Wo ist denn der Gesell daheim?“ fragte sie.

„Eejentlich,“ entgegnete der Gesell, „in Delitzsch und uneejentlich in Magdeburg. Ich war meiner Mutter nicht lebendig jenug, da sollt' ich in der Fremde lebendig werden. Aber der eejentliche Grund: ich soll mir eine junge Meesterin holen. Sie ist selber aus der hiesigen Gegend und meint, hier wachsen die besten.“

Die Frau Bügel bereute es, daß sie ihn so barsch abgewiesen, und gab durch ein Nicken kund, seine Mutter habe recht und sei eine, die's versteht. Freilich dachte sie nicht an den jungen Wuchs, nur an sich selbst, und da hatte des Gesellen Mutter recht.

In dem unternehmenden Gemüt der Schwarzen aber ging ein Gedanken auf. Nach dem guten Anzug des Gesellen mußten sich seine Leute wohlbefinden. Sie lud ihn ein, sich zu setzen: „damit Er die Ruh' nicht 'nausträgt, und da Er guter Leute Kind zu sein scheint.“

„Es jeht noch,“ sagte der Gesell. „Meine Mutter hat zwei Häuser in Delitzsch und eins in Magdeburg, und das Jeschäft jeht auch nicht schlecht. Vater habe ich keinen nich mehr. Und das Jeschäft führt mein Onkel.“

„Das ist wohl auch ein Reicher?“ fragte die Schwarze.

„Das nich,“ erwiderte der Gesell. „Er ist arm, aber tuchendhaft, und da haben wir ihn jewissermaßen als Vater angenommen.“

„Nu,“ meinte die Schwarze, „es ist just nicht so notwendig, daß wir einen Gesellen einstellen; aber weil der Mensch so anständig ist, kann man's schon machen.“

„Also kann ich kommen,“ sagte der Gesell und empfahl sich höflich. Draußen auf der Treppe schnippte er mit den Fingern. Er besaß die Beobachtungsgabe, die so häufig die Mitgift und die Entschädigung des Phlegma ist. Diese hatte die Lücken der Erzählungen, die ihm von diesem Hauswesen gemacht worden waren, ziemlich vollständig ergänzt. Ein paar Wochen lang, meinte er, könnte er sich wohl den Spasß machen, da Geselle zu sein. Auf den Lohn brauche er nicht zu sehn; denn was er von seinen Umständen erzählt, war nicht erlogen. Er wär' gern dem „jemütlichen Mädchen“ noch einmal begegnet und ging deshalb noch langsamer, als seine natürliche Art war. „Nu,“ sagte er in der Haustüre, „was heute nich ist, das ist morgen. Und pressiert bin ich nich.“

Die Schwarze aber meinte: „Das wär' ein anderer für mich wie der dort. Bin ich da hereinkommen, kann ich auch wohl dort hinein. Der Gescheitst' scheint er nicht. Ich probier's. Der dort und das armselig' Häusle da bleibt mir immer noch gewiß. Aber bin ich nur erst dort drin, dem Unkel will ich weisen, wo er hingehört.“

Der Gesell war eingetreten und hatte besser Wetter mitgebracht. Die Schwarze hatte ihn neckend ausgefragt, was für eine er am liebsten fein würde. Sie müsse wohl tüchtig auftreten können, da sein Hauswesen so groß sei.

„Ja,“ sagte der Gesell, „unser Hauswesen ist groß genug, und eine große Frau wär' nicht übel. Aber nach der Tröße allein frag' ich nich. Jemütlichkeit und Sanftmut hat den größten Reiz für mich.“

Von dem Augenblick an war die Schwarze die „Jemütlichkeit“ und Sanftmut selbst. Aber auch den alten Fleiß suchte sie wieder hervor. Das Zwischenreich der Frau Bügel nahm ein Ende, die

Schwarze stand wieder mit der Sonne auf. Das Haus befand sich dabei nicht schlechter. Ging das Zwischenreich auf Strümpfen, so wandelte die neue Regierung der Schwarzen gar wie auf Handschuhen.

„Siehst du, Sannel,“ sagte der Schneider, als sie zufällig allein beisammen waren, „das hab' ich gewißt. Sie hat's nur übelgenommen gehabt, daß die Mutter sie erst hat wollen probieren. Sie hat mir's gesagt. Aber ich hätt's auch nicht länger mehr so mit angesehen. Denn Respekt muß sein im Haus. Und sie ist mir jetzt noch nicht so recht, wie ich sie will haben. Du sollst dich wundern, Sannele, wie ich die noch zieh!“

Und wirklich tat er das. Je nachgiebiger sich die Schwarze zeigte, desto höher schwoll sein Übermut. Zuletzt mußte sie ihm die Schuhe bringen und die Stiefeln ausziehen. Mit jedem Tag nahm er sich mehr heraus. Und das schien ihr eben recht zu sein. Je mehr er verlangte und je trotziger er auftrat, desto williger schien sie zu werden, desto sanfter und „jemütlicher“ zeigte sie sich.

Der Schneider war glücklich. „Da siehst du, Sannel, was beim Besinnen 'raus wär' kommen. Nu wär' sie in Schacklicht, und das viert' Gebot tät' noch immer mit mir machen, was es wollt'! Sannel, wenn dir einmal was einfällt, besinn' dich nur nicht drüber.“

Die Sannel sagte nichts, aber sie schüttelte bedenklich den Kopf. Der Schneider sah es nicht vor dem großen Hund, an den er dachte. „Eine große Frau, ein großer Gesell, ein großer Hund! Denn aller guten Ding' müssen drei sein,“ sagte der Schneider.

Eins gefiel dem Schneider nicht. Die Schwarze, so sanft, dienstwillig und geduldig sie sich zeigte, wich seinen Liebkosungen aus. Besonders vor dem Gesellen. „Es ist eine Schand,“ sagte sie, „wenn ein fremder Mensch dabei ist.“ Waren sie allein, dann setzte sie ihn wohl auf ihre Kniee und schaukelte ihn, wie man mit einem Kinde tut. Dabei hielt sie ihn so weit von sich ab, daß alle seine Versuche, sie zu umfassen, mißlingen mußten. Wollte er sie küssen, dann hielt sie ihm lachend das Ohr hin; wollte er sich damit nicht abspesen lassen, dann wurde sie wohl ärgerlich und sagte: „Nu laß mich ungeschoren! Spiel' du mit deiner Nadel oder mit deinen Läppl'n; ich

hab' mehr zu tun. Und daß du vor dem fremden Menschen nicht tust, als wenn wir Brautleut' wären! Ich schäme mich sonst."

„In acht Tagen ist unsre Hochzig," sagte der Schneider, „und da erfährt's die ganz' Stadt, wer's noch nicht weiß."

„Damit hat's Zeit," meinte dann die Schwarze. „Damit dann die Leut' denken, man kann's nicht erwarten? Und wenn's erst im Winter wird, das ist immer noch Zeit genug."

Mit dem Gesellen war die Schwarze anders. War sie einmal mit ihm allein, dann klagte sie, was sie im Hause dulden mußte. „Meine Leut' wollen einmal, ich soll den nehmen. Und ich bin so ein dumm Ding, das alles tut, was die Leut' wollen. Hundert Mädele an meiner Stell' täten's nicht."

„Jewiß," sagte der Gesell, „jewiß. Ich hab's manchmal für mich jedacht."

„Nu, ich kann's immer noch machen, wie ich will. Ich bin immer so ein sanft Mädele gewest. Mein Fräule hat oft gesagt: Du mußt's einmal gut kriegen, du verdienst's. Aber Wort' sind Wort', und es geht doch, wie's will." Sie seufzte tief.

Der Gesell mußte etwas von der Natur der Sannel haben. Er seufzte mit. „Was noch wird," sagte er, „das kann man so genau nicht wissen. So was kommt manchmal wie vom Himmel jefallen."

„Ja, wenn ich hübsch wär'. Nach der Sanftmut, da fragen die Männer heutzutag nicht."

Der Gesell zuckte dann die Achseln; aber nicht zu der Schwarzen Mangel an Schönheit, sondern zu der Torheit der Männer heutzutag.

„Nu, wenn Sie nicht hübsch sind! Da weiß ich nich. Aber so 'ne Troßmutter ist nich auf den Kopf jefallen. Und — und — mir hat so was jeträumt. Ich jlaube, ich bin nich umsonst in das Haus da jewiesen worden. Es jehet manchmal wunderbarlich in der Welt."

Mehr war mit allen Künsten nicht aus dem Gesellen zu bringen. Und es gab keine Kunst, die die Schwarze nicht anwandte. Sie äugelte, strich sich an ihm herum, hatte immer etwas an ihm zurechtzurücken, seufzte und wurde so „jemütlich", daß dem Gesellen hätte Angst werden können. Er mußte ihr von daheim erzählen. Dann ließ

sie in Gedanken ihre Ungeduld an dem armen „Unkel“ in Delizisch aus. Und die Ungeduld wurde manchemal zum Zorn, daß ihr die Hände zitterten und sie sich in ihrem Herzen an dem Gesellen selber vergriff. Hatte sie ihn nur erst, dann wollte sie ihn schon aus seiner Ruhe herausjagen, die sie jetzt so sehr ärgerte. Die Schwarze ließ sich nicht zum besten halten. Und doch schien er es darauf anzufangen.

Jetzt war in der That der Schneider der Herr im Hause. Viele Tage vergingen, und man hörte ihn nicht auf der Gasse schrein: „Respekt muß sein im Haus!“ Die Neugier, wie das kommen möge, führte ihm manchen neuen Kunden zu. Bald hatten er und der Gesell, wie man sagt, alle Hände voll zu tun. Die solchergestalt den Haushalt in der Nähe gesehn, konnten nicht genug erzählen, was es für eine Lust sei, dem kleinen Meister und seinem großen Gesellen zuzusehen. Sie erzählten allerlei Geschichten, wovon sie Zeugen gewesen sein wollten. Da hieß es, der Schneider steige, wenn er mit dem Gesellen reden wollte, jederzeit auf die Brücke, um dabei auf ihn herabsehen zu können. Einmal habe der Schneider gefragt, warum der Gesell die Hand ausstrecke, sooft er mit ihm rede. Der Gesell habe gesagt: „Na, 's wär' doch schade um den juten Meester, wenn er herunterfallen täte. Die Brücke ist hoch, und da ist's, damit ich zurreifen kann, wenn er jetorkelt kommt.“ Der Schneider sei zornig geworden und habe im Eifer des Scheltens dem Gesellen mit der Elle vor der Nase herumgefochten, das Gleichgewicht darüber verloren und sei wirklich in die Lappen unter der Brücke gefallen. Der Gesell habe phlegmatisch gesagt: „Na, hab' ich's nich jesagt?“ und gerufen: „Aber, Meester, wo liegt Er denn eejentlich? Unter den jrünen oder jelben Lappen da?“

Die Bemühungen der Schwarzen um den Gesellen waren zu handgreiflich, als daß sie nicht hätten bemerkt werden sollen. Der Frau Bügel erregten sie einen harten Kampf. Wenn auch das Häuschen nicht mehr das ihre sein sollte, so fühlte sie doch des Häuschens Ehre als die ihre. Und sie wäre gewiß zu deren Verteidigung aufgetreten. Aber klug, wie die Frau Bügel war, dachte sie: „Wenn's der Schwar-

zen gelingt, wird man sie los". Und weil sie es wünschte, so glaubte sie, der Schwarzen werd' es gelingen. Soviel Verdruß es ihr auch machte, daß die Schwarze in solchen Reichtum hineinkommen sollte, und so gern sie das gehindert hätte. Darum hielt sie sich ruhig, tat, als sähe sie nichts, und sagte auch dem Schneider nichts davon, der in seiner Eitelkeit wie taub und blind war.

Auch die Sannel hätte in ihrer Unschuld vielleicht nichts gemerkt, wäre sie noch so beschäftigt gewesen als sonst. Vielleicht war auch, ohne ihr Wissen, Eiferfucht im Spiele und machte ihr die Augen, die sonst so geneigt sich zeigten, überall nur Liebes und Gutes zu sehen, schärfer. Der Schneider mußte mancherlei Andeutungen von Fremden hören. Einmal sagte er zu der Sannel: „Die Leut' wollen mir was zu Gehör reden. Das merk' ich, denn dumm bin ich nicht; was, Sannel?“

Die Sannel war zu ehrlich, die Meinung, um die man sie fragte, zu verschweigen. Aber, wie sie gewohnt war, den Hannes in allem bei sich zu rechtfertigen oder wenigstens zu entschuldigen, sagte sie eifrig: „Nein, du bist ein gescheiter Bursch, Hannesle. Und wo die Leut' meinen, es ist Dummheit, da ist's manchmal nur zu große Guttat bei einem.“

„Nu, du redst doch auch beinah wie die Leut',“ sagte der Schneider. „So daß es klingt, als tatest du was damit meinen und wolltest doch nicht sagen was. Was die Leut' haben, das weiß ich; das ist nix als der reine gelbe Neid. Es darf nur einer ein glücklicher Kerl sein, da sind sie gleich da; und was der best' Rock ist und von der Nadel weg, da soll's verschossen sein, und die Knopflöcher sind nicht recht umnäht, und die Taschen sind zu klein, und sollt's nur der Henkel sein, als wenn der nicht lang könnt' halten. Der Gesell, das ist ein talketer Kerl, und ich weiß auch, was eine an einem Burschen mag. Vor so einem brauch' ich mich nicht zu fürchten, und sie müßt' nicht ein Narr sein in mich. Ich bin doch ein Kerl; was, Sannel?“

„Ja, das schon,“ entgegnete die Sannel. „Aber es hat eins das lieber und das ander' das. Und der Gesell ist schon einer, den ein Mädle liebgewinnen kann. Und nu hat er drei Häuser und ist ein

reicher Mensch, und das ist doch auch nichts Gerings. Und wem's um ein Häusle zu tun ist, dem sind drei lieber wie eins. Und wenn er die drei kann haben, da läßt er das einzig' stehn! Nein, Hannesle, du mußt nicht so ein Gesicht machen."

„Wenn ich das wüßt! Sannel, wenn ich das wüßt', Sannel, der Gesell tät' mich dauern. Aber wenn einer in der Wut ist, hernachen fragt er nach nichts.“ Der Schneider fragte nicht, ob's der Luft weh tat, die er mit Fäusten schlug, als hätte sie drei Häuser und ein Mädchen könnte sie schon liebgewinnen.

„Aber es ist dumm Zeug. Sie ist die Liebetät selber.“

„Ja,“ sagte die Sannel, „seit der Gesell da ist und hat gesagt, er wollt' eine Frau aus unserer Gegend, und es müßt' eine sanfte sein, da ist sie auf einmal sanft geworden. Ach, ich wollt', Hannesle, ich wollt' um deinetwillen, der Gesell nähm' sie; aber ich denk' nicht, daß er sie nimmt. Es wär' gut für dich, Hannesle, es wär' besser für dich, wenn dich's auch erst ärgern tät'.“

„Nordsapperment, und daß dich der Guckguck hätt', Sannel! Nu wird's schrecklich. Solch' eine Geschichte' hat noch nicht im Schackichter Kalender gestanden, wie das eine wird. Weißt du, wie die, wo das Bild davon ist dabei gewest.“

Der Sannel wurde es bange. „Ach Gott, Hannesle, du hast doch nichts Schlimms vor?“

„Wenn einer einmal so weit ist,“ sagte der Schneider, „hernachen hört alles auf. Sannele, ich weiß noch nicht, was wird; aber wenn's wird, hernachen wird's was Schrecklichs. Du weißt nicht, was ich für einer bin, wenn ich anfang'. Wenn ich anfang', hernachen hat's aufgehört. Frag' nur die Sannel! Und erschreck' nicht, Sannel, wenn's wird!“

Die Sannel tat, was sie konnte, ihn zu besänftigen; es war vergebens. Er lief nach der Wohnstube. Die Sannel eilte nach, aber die Thür war hinter dem Schneider ins Schloß gefallen. Die Sannel klinkte vergeblich; es ging nicht auf. Sie wußte nicht, ob sie rufen sollte. Sie lauschte in ihrer Angst am Schlüsselloch, aber sie hörte nichts.

Der Geselle war allein in der Wohnstube gewesen. Er saß und nähte. Der Schneider lief zur Brücke und schwang sich hinauf.

„Nu ist's aus,“ sagte der Schneider, „nu ist's aus!“

Der Gesell griff phlegmatisch in seine Tasche und brachte sein Schnellfeuerzeug hervor. Er betrachtete den Meister verwundert.

„Das, was aus ist,“ sagte der Schneider gewaltig, „das kann nicht wieder angezünd't werden.“

„Ja,“ sagte der Gesell, „der Meester hat seine Pfeife ausjeraucht. Ich dachte, sie wär' ihm bloß ausgegangen. Nu, da ist zu helfen.“

„Ja, von wegen,“ sagte der Schneider mit schrecklicher Stimme und schien mit der Faust auf den Deckel seiner Pfeife zu schlagen; aber eigentlich schlug er auf den Gesellen. „Wem da die Pfeifen nicht ausgeht! Aber ein End' will ich machen. Meine Braut, das ist meine Braut! Weiß Er das?“

„Ach, der Meester ist doch nich jar eifersüchtig?“ fragte der Gesell. „Die Müh' braucht der Meester sich nich zu geben.“

„Ich kann mir soviel Müh' geben, als ich will,“ sagte der Schneider außer sich. „Ich bin der Meister, und Er ist mein Gesell. Ich lass' mir nicht vorschreiben, was für eine Müh' ich mir soll geben. Ich geb' mir eine Müh', was für eine ich will. Und das geht keinen Menschen was an, geschweig' meinen Gesell. Und wenn Er nicht still ist, so ist mir's nicht zu viel, ich schmeiß' Ihn zur Tür da 'naus.“

„Na,“ sagte der Gesell phlegmatisch, „ich hätte doch jemeint, das wär' dem Meester zu viel. Er müßte jedenken, es auf zweimal zu machen.“

Der Schneider focht mit beiden Händen in der Luft. Der Geselle hatte bemerkt, dem Meister war die Pfeife wirklich ausgegangen; er hatte ruhig ein Hölzchen in Brand gesteckt, ein altes Stück Kleidermaß angezündet und hielt es dem Meister auf den Tabak. Während dieser seine Pfeife mechanisch in Brand setzte, aber mit schrecklichen Gesichtern andeutete, daß deshalb der Friede noch nicht geschlossen sei, fuhr der Geselle fort:

„Na, und ich dächte, der Meester hätte mir einen bessern Jeschmack zujetraut, als daß ich mich um das alte schwarze Jeschöpfle sollte

bemühen. Da kann der Meester ruhig sein. Das kann keinem vernünftigen Menschen ins Gehirn kommen, wo so ein jemütliches Mädchen zujeen ist. Ich bin weit herumgekomen, aber so hübsch hab' ich noch keine gesehn wie die Sannel da bei Ihm im Hause; das müßt' ein ander Frauchen jeben."

Dem Schneider ging zum zweitenmal die Pfeife aus. Er vergaß seinen ganzen Zorn über einem neuen Gedanken. In dem Lichte eines heirathbaren Mädchens hatte er die Sannel noch gar nicht gesehen. Der Gesell, wußte er, wollte sich eine Frau holen. Es kam ihm die Angst, er möchte die Sannel wollen, und diese Angst zeigte ihm mit einem Blicke, was er bis jetzt nicht gesehen. Die Sannel wuchs ihm wie durch Zauberei in einem Nu von einem kleinen Mädchen zu einer mannbaren Jungfrau auf, die heiraten konnte; und in dem Entzücken des Gefellen sah er erst, wie schön die Sannel war.

Der Geselle schien etwas von dem zu merken, was in dem Schneider vorging. Er sagte: „Na, nu wird der Meester doch auch auf die eifersüchtig sein! So groß und stark der Meester ist, aber zwei für einen sind doch zu viel.“

Die Schwarze war dahinter gekommen, daß die Sannel dem Gefellen gefiel. Nun waren wieder zu viel Leute im Haus, und die Sannel erhielt den Befehl, ihre Sachen zusammenzupacken und zu gehen. Das gab einen harten Strauß. Der Schneider hätte die Sannel nicht gehen lassen, auch ohne das neue Licht, das ihm der Geselle aufgesteckt. Dafür wollte er den Gefellen fortschicken, und die Schwarze wollte ihn behalten. Der Kampf brach erst, als nach dem Feierabend der Gesell in die Herberge gegangen war, wo er schlief, in volle Flammen aus. Nun konnte die Schwarze die Klauen zeigen, die sie unter den Sammetpfötchen der Verstellung verborgen.

„Und das leid' ich nicht,“ sagte der Schneider, „und der Gesell muß fort. Da ist ein Wort wie hundert.“

„Ja,“ sagte die Schwarze, „ein Wort von dir ist nir, und hundert sind auch nir. Der Gesell bleibt da, und ich will sehn, ob mir eine in meinem Häusle soll bleiben, wo ich nicht will haben.“

„Respekt muß sein im Haus!“ schrie der Schneider. „Und eh' die Sannel 'raus soll, da kannst du ehnder gehn.“

Die Schwarze schlug auf ihr Halstuch, auf die Stelle, wo das Heiratsversprechen steckte. „Respekt?“ lachte sie; „wenn du mich nicht täßt dauern! Du willst mich ziehn? Weil ich dir die Schuh' hingetragen hab' und hab' dir die Stiefel ausgezogen? Denkst du denn, es ist mir was an dir gelegen?“

„Und hast dir doch Müh' gegeben, bis du mich hast gehabt,“ sagte der Schneider. „Ja, da hast du anders gered't, du falsche schwarze Kat'. Weißt du noch, auf der Bank in der Gerbergassen? Und du hättest verdient gehabt, ich hätt' dich lassen sitzen und ich wär' so gewesen, wie du da hast gemeint. Und nu willst du's mit dem Gesellen machen, wie du's mit mir hast gemacht!“

Die Schwarze sah ihn verächtlich an. „Du bist auch der Kerl danach, daß du dich mit dem Gesellen vergleichst. Und die möcht' ich sehn, die du hast lassen sitzen. Und meinst du denn, wenn ich den Schackichter Müller hätt' können haben, ich hätt' dich genommen? Und wenn ich nicht dein Häusle hätt' gewollt? Dich nähm' keine andre mit dem Häusle, geschweig' gar ohne. Da nähm' eine hundertmal den Gesellen, und wenn die Kleider nicht fein wären, wo er auf dem Leib hat, als dich mitsamt deinem Häusle. Was denkst du denn? Denkst du denn, daß dich ein Mädle mag? Und die müßt' was anders im Gesicht haben, wo die Augen sind. Denkst du denn, dich nähm' eine, die sich was aus den Leuten macht? Wo die Jungen hinterdrein schrein, wenn man mit dir über die Gass' geht, und die Leut' bleiben stehen und lachen! Und denkst du denn, ich hab' dich für einen Mann angesehen? Da wollt' ich mir lieber einen aus der Schule holen; da sind größere und stärkere als du. Und bildst dir doch ein, man soll Respekt haben? Die Kat' möcht' ich sehn, die Respekt hätt' vor dir, und wär' sie erst sieben Tag' alt. Und wenn das Kägle seine Klauen her austut, da läufft du davon wie ein Schneider. Und nu läßt du mich gehn und bist froh, wenn der Gesell mich nimmt und du wirst mich los. Du sollst sehn, wie dir's geht, wenn du machst, daß der Gesell was merkt. Bei Tag sollst du auf deiner Brücken schwitzen,

und die Nacht steck' ich dich in den Kleiderschrank. Da kannst du die Mäuse verjagen und schrein: Respekt muß sein im Kleiderschrank!"

Damit ging die Schwarze hinaus und schlug die Thür als Siegel unter ihre Rede.

Als später die Sannel hereinkam, um Abschied zu nehmen, fand sie den Schneider vor einem Stuhle knieen. Seine Arme lagen auf dem Polster und sein Kopf auf seinen Armen. So hatte er schon lange gelegen. Die Sannel sah an der Bewegung seines Kopfes, daß er schluchzte. Sie kniete neben ihm nieder und wollte liebevoll sein Gesicht aufheben. Er ließ es nicht geschehen!

„Sei gut, Hannesle,“ sagte die Sannel wie eine Mutter; „steh auf und sei gut!“

„Ja, daß du mich auslachst,“ schluchzte der Schneider. „Die Jungen schreien hinter mir her, und die Leut' bleiben stehn und lachen. Es ist kein Mädle, wo mich mag, mich armen Bursch.“

„Du wirst dir doch nicht so was lassen weismachen?“ sagte die Sannel und weinte vor Mitleid. „Und kannst denken, ich lach' dich aus?“

„Nu, bist du nicht deswegen kommen?“ schluchzte der Schneider. „Du bist falscher wie alle.“

„Ich bin kommen,“ sagte die Sannel tief bekümmert, „weil ich fort muß. Ich bin so lang in dem Häusle gewesen; es ist mir immer noch, als könnt's nicht sein. Ich hab' nicht daran gedacht bis jetzt, daß es könnt' sein, ich müßt' einmal fort. Ich hab' dir's gesagt, und du hast's nicht wollen glauben, und nu ist's doch.“

„Du willst fort, Sannel?“ fuhr der Schneider mit dem Kopf vom Stuhle auf und hernach mit den Knien vom Boden. „Du willst fort, Sannel? Du willst fort?“

„Ja, ich muß,“ sagte die Sannel.

„Ja, nu gehst du fort,“ schluchzte der Schneider; „es soll auch kein bißle Trost bei mir bleiben. Wenn einer einmal im Elend ist, hernachen hilft ihm keiner, da stoßen sie einen immer tiefer 'nein. Nu wird auch der Ofen fortgehn da in der Stuben und der Keller unter dem Häusle, und hernachen bricht das ganze Häusle zusamm',“

und das ist mir eben recht, wenn mich's nur erschlägt. Aber die schwarz' falsch' Raß' müßt's auch erschlagen, da wollt' ich lustig sein. Das wär' eine Hochzig, wie ich sie möcht! Du denkst, das ist nicht mein Ernst? Oh, ich bin einer — frag' nur die Sannel! Zuhu! Hochzig! Aufgespielt, ihr Musikanten; und nu, Häusle, frach!"

Die Sannel war außer sich, als sie den Schneider so reden hörte. Und er tanzte noch zu seinen Reden und schlug mit den Armen um sich wie besessen.

„Ach, Hannesle, du wirst doch nicht überschnappen?“ rief sie.

Die Angst des Mädchens um ihn tat ihm wohl. Es hing doch ein Mensch an ihm. Er faßte sich zusammen und sagte: „Nein, Sannele, da müssen doch noch andere Püff' kommen. Und du bleibst, Sannele; oder wenn du gehst, geh' ich mit. Die schwarz' Raß' mag das Häusle behalten; ich geh' mit dir, Sannele, ich geh' mit dir!“

„Nein, Hannesle,“ sagte das Mädchen, „das geht net. Siehste, was soll denn aus deiner Mutter werden? Und das arm Häusle, wenn seine Leut' alle weggehn? Und die vom Amt, die werden's auch nicht leiden. Du mußt ans viert' Gebot denken, Hannesle!“

„Das viert' Gebot! Es wär' an den andern neun genug gewest, es hätt' nicht auch noch das viert' gebraucht. Das viert' Gebot, das ist wie ein Kreuz, an das ich geheft't bin gewest, seit ich mich kann besinnen. Und jede Stund' den Tag hat ihren Nagel 'neingeschlagen. Ich hab' müssen geboren werden, damit das viert' Gebot was gehabt hat, womit's hat können spielen wie die Raß' mit der Maus. Wenn ich der Papst wär', ich ließ's 'rausschneiden aus dem Katechismus. Aber wo willst du denn hin, Sannel?“

„Guck,“ sagte das Mädchen, „aber du mußt gescheit sein, Hannesle, und mußt mich ruhig anhören. Jetzt geh' ich zur Unterender Was', die wird mich wohl eine Zeit bei sich behalten. Und der Magdeburger will mich frein. Er will heim, und hernach will er wiederkommen und mich holen. Er hat mir's gesagt. Noch den Tag will er zum Pastor und will's bestellen.“

Der Schneider brach zusammen. Erst konnte er nicht reden. Der Sannel zerbrach fast das Herz, wie er in der Stubenecke auf dem

Boden saß und in seine kleinen Hände weinte wie ein kleines Kind.

„Recht,“ sagte der Schneider, „und da kann er gleich meine Leich' mit bestellen. Das viert' Gebot soll sich verrechnet haben, wenn's hat gemeint, es will mich noch lang türängeln. Geh, Sannele, ich bin nicht böß auf dich. Ich verdenk' dir's nicht. Der Magdeburger, das ist einer, und ich bin keiner. Das ist ein großer schöner Mensch, den ein Mädle lieb kann haben, und das viert' Gebot hat's auch nicht auf ihn abgesehn. Nein, sei still, Sannel, du brauchst nix zu sagen. Ich verdenk' dir's nicht; ich weiß, mich kann kein Mädle lieb haben auf der Welt. Ich hab' immer gesagt, was ich für einer wär', und hab' großgetan, als wenn ich auch einer wär' wie die andern Bursch'. Ganz da drin in meinem Herzen hab' ich's wohl gewußt, daß ich nicht so einer bin geweest. Und ich hab' nur so getan, damit ich's vergessen wollt', daß ich nicht so einer bin. Von Kind an haben die Leut' über mich gelacht, und die Kinder haben hinter mir her gespottet, und ich hab's müssen hören, daß ich nicht bin wie ein andrer Mensch. Und ein Mensch bin ich doch geweest, und ein Mensch hat doch eine Seel' im Leib, und wenn der noch so klein ist und so schwach; und die Seel' verlangt nach andern Menschen, daß sie was auf ihn halten und haben ihn lieb. Mein Vater selig und meine Mutter haben keine Freud' an mir gehabt, und wenn andere haben über mich gelacht, da haben sie sich geärgert, und da war's, als wär' ich schuld daran und hätt's ihnen zum Troß getan, daß ich so klein war und so schwach. In der Schul' ist mir's schlecht gungen. Und hernachen — siehst du, wenn ein junger Bursch einen neuen Rock kriegt, so weiß er sich was und läßt sich drin sehn. Ich bin allemal traurig geweest, wenn ich einen hab' kriegt, und hab' mich mit versteckt, wie ich nur hab' gekonnt. Denn hernachen haben die Leut' auf mich gesehn, und da war's, als hätten sie's vergessen gehabt oder gar nicht gewußt, daß ich so klein war, und sie würden's nun erst weis. Und da ging der Spott wieder vom frischen an. Da hab' ich's wollen vergessen, daß ich so klein bin geweest und nicht wie die andern Leut'. Ich dacht', solange ich nicht dran denk', denken auch die andern Leut' nicht dran,

und hab' getan, als dächt' ich, ich wär' wie die andern Leut'. Aber da haben's die übelgenommen und haben gemeint, sie müssen mich demütigen, daß ich mir einbilden wollt', ich wär' wie sie. Guck', Sannel, die weichst' Hand wird hart, wenn sie immerfort harte Ding' angreift, und so ist mir's auch gungen. Ich bin den Spott gewohnt worden und hab' doch getan, als wär' ich was Rechts. Ganz dadrin nur hat mir's weh getan, und das hat nicht aufgehört, weh zu tun, wenn ich hab' gedacht: ich kann nix dazu und warum hat mich der lieb' Gott nicht größer und stärker gemacht. Manchmal ist mir's gewesen, als wär' er wie die Leut' und hätt' selber seinen Spott an mir, und hätt' mich so gemacht, damit die Leut' über mich sollten spotten. Und da ist mir's nur wohl gewesen bei dir. Siehst du, Sannele, all die Freud', die ich gehabt hab' auf der Welt, die ist von dir kommen. Und der lieb' Gott wird dir's vergelten, was du hast an mir getan. Und vor dem lieben Gott bin ich auch nicht schlechter, als die andern Leut' sind."

So sprach der Schneider aus seiner Ecke. Die Sannel war neben ihn gekniet und wollte ihn immer unterbrechen, aber er litt es nicht. Nun er fertig war, begann die Sannel.

„Aber Hannesle,“ sagte sie und legte ihre Hände wie betuernd auf seine Kniee. Das war nicht nötig. Die Sannel brauchte niemand zu versichern, sie meine es, wie sie rede, der sie hörte und sah. „Aber Hannesle,“ sagte die Sannel, „du denkst dir's nur, daß du so ewig klein bist, wie du meinst. Und es ist ja gar nicht wahr. Wenn ich sagen tät', du wärst mir drum nicht vorkommen wie die andern, ich müßt's lügen. Der Gesell ist ein guter Mensch, und ich hab' gedacht, wenn ich nicht bei dir und in dem Häusle da kann bleiben, so ist der Gesell mir lieber wie ein anderer. Aber nicht wie du. Und wenn ich nur da könnt' bleiben, mir wär's doch tausendmal so lieb. Dort wo er her ist, sind die Leut' anders wie bei uns, und ich bin fremd, und da in dem Häusle bin ich von Kind an gewesen. Siehst du, Hannesle, du bist schlecht, daß du mir nicht willst glauben. Ich hab' keinmal daran gedacht, daß du so klein bist, und wenn ich daran gedacht hätt', das hätt' nichts geändert. Und bist du klein, so ist

mir's eben recht, daß du so bist. Und da gefielen mir eher die andern Leut' nicht, daß sie nicht so sind wie du, geschweig', daß du mir nicht sollst gefallen, weil du anders bist als die andern Leut'. Und wenn dir's so sehr antut, wenn ich den Gesellen nehm', so muß ich's ja nicht. Sei nur gut, Hannesle! Siehst du, auf die Leut' darfst du nichts geben, die wissen ja nicht, wie du bist; aber ich weiß von klein Kind an, wie du bist, und da mußt du nicht traurig sein. Denn, Hannesle, du bist doch gewiß und wahrhaftig ein Mordbursch! Und wenn du nicht den Leuten ihrer bist, so bist du meiner."

Dem Schneider liefen noch die Tränen aus den Augen, aber er lachte so glücklich wie sonst. „Und da heirat' ich doch dich und keine andere,“ sagte er.

Aber das Glück dauerte nicht lang. Denn beifallen mußte es ihm doch wieder, daß er sein eigner Herr nicht mehr war. Er meinte, die Sannel sollte den Gesellen recht bitten, die Schwarze zu nehmen. Wenn er die Sannel so liebhave, tue er es vielleicht. Aber der Zauber, mit dem die Schwarze ihn geblendet hatte, war in alle Winde verweht; wie er jetzt sah, begriff er nur zu gut, es werde ihn keiner erlösen.

Eins gab ihm wenigstens nur Erleichterung seines Zustandes. Die Schwarze, die des Gesellen Werbung erfahren hatte, befahl ihm, diesen nicht wieder in das Haus kommen zu lassen. Er mußte ihm den Feierabend in die Herberge bringen. Die Sannel aber erhielt die Weisung, sie solle sich nicht unterstehen, heut oder die nächsten Tage aus dem Haus zu gehen, und sie könne immerhin noch länger bleiben. Die Schwarze wußte nicht, wie froh sie die Sannel machte. Und diese durfte sich wieder satt essen; alle Arbeit lag wieder auf ihr. Wäre die Schwarze aus dem Häuschen zu bringen gewesen, kein Haus auf der Erde konnte sein Glück mit dem des Häuschens messen.

Aber die Schwarze war noch da. Und sie war schwärzer als je. Wie ein Sturmwind fuhr sie in dem Häuschen umher; wohin sie trat, ätzten die alten Bretter unter ihrem Fuß. Die alten Balken zitterten unter dem Grimm ihrer Stimme. Ruh und Ziege im Stall

schmiegeten sich ängstlich aneinander, wenn der Sturm vor der Stalltür vorbeibrauste. Das zerbrochene Bodensfenster oben neben Hannes' Kammertür bekam flirrendes Herzklopfen, wenn die But der Schwarzen die Haustreppe herauf- oder hinabfuhr. Wenn die Frau Bügel mit leiser Stimme ihren Gesangbuchvers begann, da raste die Stimme der Schwarzen mit einem „Lott' ist tot“ wie ein durchgegangenes Pferd darüber hin, daß die andächtigen Töne zitternd rückwärtskrochen und sich lange nicht mehr sehen ließen.

Und der Hannes? Er war der unglücklichste von allen unglücklichen Schneidern unter dem Mond. Auf seiner Brücke mußte er sitzen von Sonnenaufgang, bis die Sterne ihre Schlafmützen aufsetzten. Selbst das vierte Gebot, sein ausgemachter Feind von Kind auf, konnte sich des Mitleids nicht erwehren. Es ließ ihm Ruhe. Im Anfang der offenen Tyrannei war er der Schwarzen entflohen und hatte auf der Straße sein: „Respekt muß sein im Haus!“ gerufen. Aber über diesen Geist hatte dieser Spruch keine Macht. Die Schwarze war ihm nachgerannt und hatte ihn heraufgeholt. Nun saß er, ein Miniaturbild verzweifelter Ergebung, auf seiner Brücke. Jeden Stich begleitete ein Seufzer, mit jedem Herausziehen der Nadel zog er den heißen Wunsch aus seiner Seele nach dem Ende seines Elends. Wäre er nicht doppelt gewesen, er hätte umkommen müssen. Den traurigen Schneider auf der Brücke erhielt nur noch der glückliche Schneider am Leben, der in Sannels Herzen wohnte und wußte, das war sein Eigentum, ein Eigentum, das er nicht verlieren konnte wie Häuschen und Freiheit.

Er mußte arbeiten wie eine Mühle oder eine Uhr, die auch niemand fragt, ob sie müde ist und einmal ausruhen will. Die Schwarze dagegen ließ nun alle Arbeit sein, wenn man nicht, daß sie Menschen und Vieh im Hause auf alle Art quälte, für eine Arbeit rechnen will. Stundenlang saß sie bei dem Schneider und warf ihm vor, er habe sie in Elend und Schande gebracht. Und daß sie ihm nun die unverdiente Ehre, die sie ihm erzeigt, nicht umsonst erzeigt haben wolle. Um solch' eine armselige Wirtschaft habe sie sich nicht die viele Mühe gegeben hereinzukommen. Sie wolle in schönen Kleidern gehen und

gut leben; das Geld dazu müsse sie haben; und komme er darüber um, so sei's ihr noch lieber. Hernach könne sie einen Reicheren bekommen oder doch wenigstens einen, der ein Mann sei.

Die Sannel schien eine ganz andere geworden als sonst, und doch war sie eben recht die alte Sannel geblieben. Man konnte es kaum glauben, wie vergessen und verkehrt sie alles machte, wußte man nicht, sie war nur darum so vergessen und verkehrt, um den Sturm von Hannes und seiner Mutter auf sich zu lenken. Und wie seelenfroh sah sie aus, sooft ihr das gelungen war. Sie wußte, des Gesellen wegen, der sich noch im Orte aufhielt, würde die Schwarze sie nicht aus dem Hause schicken; und das machte die furchtsame Sannel so überkühn.

Mit der Schwarzen wurde es immer schlimmer. Der Geselle hatte bei einem andern Meister Arbeit bekommen und hatte gesagt, er gehe nicht eher aus Luckenbach, bis er eine Frau habe. Die Schwarze gönnte die drei Häuser, die sie schon für ihr Eigenthum angesehen, keiner andern. Und als ihr einmal nachts zugetragen wurde, der Geselle habe geschworen, bis morgen längstens müsse er beim Pastor gewesen sein, da kannte sie sich nicht mehr. Der Schneider, seine Mutter und die Sannel mußten sich durch die Hintertür retten. Die warf die Schwarze hinter ihnen zu, daß es weithin scholl durch die Nacht.

In der Frau Bügel war nichts mehr von ihrem alten Mut. Sie hatte ihre Hörner verloren. Sie war so voll Furcht, daß sie sich in dem Hofe noch nicht sicher glaubte. Der Hof hatte keine andere Lüre in das Freie als jene, welche die Sannel einmal aus dem Stegreif gemacht, das halbledige Brett der Verzäunung. Als Frau Bügel nach großer Anstrengung und nicht ohne Schmerzen in dem Winkel angekommen war, sagte sie zu dem Schneider: „Dadran bist du schuld! Verzeih' dir's Gott, du bö's Kind! So geht's, es wird alles vergolten in der Welt. Du hast mich betrogen, und nu bist du's schlimmer wie ich. Aber es geschieht dir schon recht.“

Der Schneider war so in Verzweiflung, daß er das vierte Gebot vergaß. „Und Euch auch,“ entgegnete er. „Wer hat mich denn dazu

bracht, daß ich's hab' getan? Ja, Ihr habt recht, Mutter, es wird einem alles vergolten. Guckt, Mutter, da habt Ihr mich dazu bracht, daß ich hab' müssen durchkriechen, und nu müßt Ihr selber durchkriechen, so lang Ihr seid. Ihr red't davon, wie ich bin gewest; aber wie Ihr seid gewest, davon red't Ihr nicht. Und wenn Ihr anders wärt gewest, da wär' ich auch anders gewest. Nu seht Ihr's, wie mir's gewesen ist. Gelt, nu mögt Ihr auch nicht ins Haus? Und Ihr tåtet auf der Stell' einen recht Starcken heiraten, daß er Euch nur gegen die dadrin hälft', die wild' schwarz' Raß'. Gerad so ist's mir gangen. Und je ärger Ihr gewest seid darin gegen mich, je unlieber hab' ich 'neingemöcht und hab' am Häusle und meiner Arbeit meine Freud' verloren und bin lieber in den Wirtshäusern gewest als daheim bei Euch. Aber ich wollt' doch, es wär' noch so. Wenn ich Euch in Euern alten Tagen so dahaußen muß sehn stehn, und Ihr seid Euer warm Bett gewohnt, da stößt mir's das Herz ab in meinem Leib. Und ich wollt' lieber, Ihr tät't mir noch den Wirtshausteufel austreiben und ich riss' Euch aus auf die Gass'. Ach, was das für eine schöne Zeit ist gewest, wo Ihr mir habt wollen den Teufel austreiben und ich hab' auf der Gass' geschrieen: ‚Respekt muß sein im Haus!‘ Aber das wird nicht wieder werden, solang ich leb'.“

„Ja,“ sagte die Frau Bügel, „es kommt einem einmal, wo man in sich muß gehn. Und das ist nun bei mir kommen. Und du dauerst mich nu in mein eigen Elend hinein. Aber guck', wenn ich auch unrecht hab' gehabt, ich hab's gut gemeint. Und wenn uns der lieb' Gott von der dadrin hälft', so sollt's nicht wieder werden, wie's gewest ist. Ich hab' den Teufel aus wollen treiben aus dem Häusle und hab' ihn 'neingetrieben. Und nu wollt' ich lebenslang nicht wieder 'nauflangen an die Fensterwand. Ich weiß nu, was dabei 'rauskommen ist. Und wenn uns der Himmel von der dadrin befreien tät', die Sannel müßt' Deine werden, und keine andere auf der Welt. Eine bessere sieht die Sonn' nicht, so weit sie scheint. Aber wo ist sie nur hinkommen?“

Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt. Und so war

es jetzt mit der Sannel. Und sie kam glänzend wie Mondenschein; der Hannes und seine Mutter konnten es nur vor der finstern Nacht nicht sehen. Die Sannel war voller Hoffnung.

Sie hatte bei der Unterender Base zu essen geholt, denn von Mittag her hatten sie alle gefastet. Die Schwarze hatte den Küchenschrank verschlossen, und die andern hatten zusehen müssen, wie sie selbst sich die teure Butter fingerdick auf das Brot gestrichen; aber zu essen bekommen hatten sie nichts.

Auf dem Weg von der Unterender Base war sie dem Gesellen begegnet. Der hatte sie gefragt, ob sie ihm noch immer einen Korb geben wolle. Und als sie das bejaht, hatte der Geselle wissen wollen, wie sie nur noch in dem Häuschen bleiben möchte. Sie hatte ihm nun alles erzählt, wie es mit ihr und dem Hannes stand und wie die Schwarze in das Häuschen gekommen und daß man sie gern loswürde, wenn man nur wüßte auf welche Art.

Der Gesell hatte sich „jewundert“; er hatte „gemeint“, so was wie dies Heiratsversprechen müsse umzustößen sein. Wofür gebe es sonst Advokaten in der Welt? Er hätte die Sannel gern zur Frau gehabt; was nicht sein sollte, da müßte man sich trösten. Morgen gehe er von Luckenbach fort, und es sei ihm lieb, daß er ihr vielleicht noch einen Dienst erweisen könne. Die Advokaten könne man noch immer befragen; er wolle erst etwas anderes versuchen. Es sei billig, daß die Schwarze in ihrer eigenen Schlinge gefangen würde. Er wollte sogleich zu der Schwarzen gehen; vorher teilte er seinen ganzen Plan der Sannel mit.

Der Plan war nicht leicht auszuführen. Das Schwerste daran, die Schwarze zu überzeugen, der Gesell habe es von Anfang nur auf sie gemeint. Des Meisters wegen, der ihn sonst fortgeschickt haben würde, hab' er sich gestellt, als stäche ihm die Sannel in die Augen. Aber seine Verstellung sei vergeblich gewesen, der Meister habe ihm doch Feierabend gegeben. Er, der Geselle, sei nun bloß deshalb in Luckenbach geblieben, um der Schwarzen vielleicht zufällig einmal zu begegnen, da er nicht mehr in das Haus gedurft. Nun aber sei er in seine Heimat gerufen worden, er müsse morgen aus Luckenbach;

er könne sie nun nicht anders sprechen als im Hause, und so habe er es doch gewagt, gegen des Meisters Verbot hereinzukommen.

Endlich war die Schwarze doch überzeugt worden, und nun hatte der Geselle darauf gedrungen, sie müsse noch heute aus dem Hause. Er könne es nicht im bloßen Gedanken leiden, daß das sanfte Wesen länger geplagt würde von den armseligen Schneidersleuten; die seien nicht wert, einen solchen Diamant nur eine Stunde lang zu besitzen.

Aber wenn nun die Schwarze auch bereit sich zeigte, das Häuschen zu verlassen, solange sie des Schneiders Versprechen noch besaß, war nichts gewonnen. Der Geselle zeigte sich so eifersüchtig, als es seinem Phlegma möglich war. Er wollte nicht dulden, daß sie etwas von dem Schneider behielte. Er habe von einer Eheverschreibung gehört, die müsse er haben, eher gehe er nicht. Die Schwarze war klug genug, erst das Papier gänzlich zu verleugnen, dann zu tun, als wisse sie nicht, wo sie es hingebracht. Sie suchte und suchte und fand es nicht. Es sei das kein Wunder. Sie habe es nicht begehrt, und da der Schneider es ihr aufgedrungen, keinen Wert darauf gelegt.

Der Geselle erzählte dabei von daheim, und wie es da werden sollte, wenn sie erst Mann und Frau wären; er fragte sie nach ihrer Meinung darüber. Die Schwarze schmolz zusehends in der Vorstellung künftiger Herrlichkeit, aber das verwünschte Papier fand sich dennoch nicht.

So müsse sie ihm, sagte der Geselle, eine Bescheinigung geben, daß er sicher sei, sie ändere während seiner Abwesenheit nicht ihren Entschluß. Wenn er nun wiederkäme, sie abzuholen, und fände sie als des Schneiders Frau! denn dergleichen sei in allen Romanbüchern und Liedern zu lesen; und wenn er sie so fände, dann wäre es sein Tod. Dagegen wolle er sich und, was er habe, ihr verschreiben. Und er sagte das nicht nur, er tat das wirklich. Die Schwarze zerfloß in Sanftmut und Gemütlichkeit; und als sie des Gesellen Heiratsverschreibung hatte, da fand sich denn endlich auch die Verschreibung des Schneiders. So geht es, wenn man recht angelegen sucht; da liegt die „Sachen“ mitten da, und man sieht sie nicht. Man wendet alles um und um, nur eben das nicht, was man finden will.

Der Gefelle versprach in dem Schein, sie zu heiraten, sobald er wieder hierher zurückkäme; und das sollte in längstens vierzehn Tagen geschehen. Nach einem zärtlichen Abschiede ging der Gefelle in die Herberge zurück, siegelte da die Verschreibung des Schneiders in ein Paket, das er an die Sannel adressierte. Dazu schrieb er nur, das solle sein Hochzeitsgeschenk an die Sannel sein.

Der Schneider, seine Mutter und die Sannel saßen unterdes im Winkel und aßen unter Hoffnung und Furcht, was die Sannel herbeigeholt hatte; dann machten sie gute Vorsätze für die Zukunft auf den Fall der Befreiung, Vorsätze, denen sie, wie ganz Luckenbach bezeugen kann, bis heute treu geblieben sind.

Endlich hörten sie die Hintertüre gehen und die Schwarze die Nacht laut fragen: „Wo nur die Schneidersleut' hingangen sind?“ Ihre Stimme war so sanft, wie sie noch nie gewesen. Sie hatte, ohne es zu wissen, noch die Maske vor, die sie des Gefellen wegen vorgebunden. Aber es war auch etwas Vornehmes in ihrem Tone; jede Silbe klang nach den drei Häusern in Delitzsch und Magdeburg. Der Schneider verstand, was das bedeutete; er sprang auf und gab der Sannel den ersten Kuß, was sich umso leichter machte, da die Sannel noch saß. „Zeitlebens glücklich!“ sagte er, „und den Sonntag wirft uns der Pastor zum erstenmal von der Kanzel!“

Die Frau Bügel war nicht so schnell zum Hoffen. Aber als sie in die Stube kamen und die Schwarze reisefertig auf ihrem Koffer sitzen sahen, da wagte auch der Frau Bügel Nase zum ersten Male wieder in dem ganzen Glanze ihrer Farben zu schimmern. Die Schwarze tat sehr vornehm. Sie schickte die Sannel nach Leuten, die ihren Koffer in den Gringel tragen sollten. In Magdeburg, da brauche man nur aus dem Fenster zu rufen, und es kämen Leute, mehr als man brauche. Aber sie brauche da — in Magdeburg nämlich — garnicht zum Fenster hinauszurufen, da hätte sie der Leute genug im Haus.

So dienstwillig die Sannel immer gewesen war, so rasch hatte sie noch keinen Befehl ausgeführt, als den die Schwarze ihr jetzt gegeben. Und auf dem ganzen Wege lachte sie und weinte vor Seligkeit.

Die Träger kamen, und die Schwarze nahm einen herablassenden Abschied. Vielleicht komme die Frau Bügel einmal nach Magdeburg. Da solle sie nur unter dem Tore fragen, oder wo sie sonst wolle; alle Leute in Magdeburg könnten ihr sagen, wo der Schwarzen Haus stehe. Und vielleicht finde sie es auch, ohne zu fragen; es sei leicht zu erkennen an den steinernen Männern, die vor der Türe ständen. Und auch ohne die Männer sei es zu finden, denn es habe vier Gestocke und in jedem nach der Straße zu vierzehn Fenster. Und sie selber sei auch nicht stolz.

Den Tag darauf kam das Paket von dem Gesellen. Der Schneider zerriß sogleich seine Eheverschreibung in drei Stücke. Es war gut, daß er sie wieder in seinen Händen hatte. Die Eheverschreibung des Gesellen hatte weder Jahreszahl noch Datum; es hieß darin, er werde in längstens vierzehn Tagen hierher kommen, aber ein Ortsname stand auch nicht dabei. Als die Schwarze länger als vierzehn Tage gewartet, und ohne daß der Geselle zurückgekommen, und der Schneider mit der Sannel schon zum zweiten Mal aufgeboten war, ging sie mit dem Papier zu einem Advokaten, und hier erfuhr sie, daß daraufhin nichts zu machen sei. In vollem Grimm rannte sie nun in das Häuschen, ihr altes Recht geltend zu machen. Sie tat, als hätte sie des Schneiders Verschreibung noch unter ihrem Busentuch, und führte sich in dem Häuschen ein, als wäre sie noch gar nicht daraus hinweggezogen. Aber der Schneider zeigte ihr die Fäden des zerrissenen Papiers, und die Frau Bügel suchte ihre abgelegten Hörner wieder hervor und gabelte den ungebetenen Gast dermaßen hinaus, daß er nicht wiederkam.

Aber man muß der Frau Bügel zu ihrer Ehre nachsagen, daß sie die Hörner in der nächsten Viertelstunde wieder ablegte und sie seither nicht wieder aufgesetzt hat. Sie hatte das auch nicht nötig, am wenigsten gegen ihren Sohn und ihre Schwiegertochter.

Das Leben in dem Häuschen ist nun wie das Häuschen selbst; es ist ein kleines bescheidenes Leben, dafür aber auch keine Leere darin. Es ist voll von unten bis oben, und nichts darin, was nicht glänzte von Reinlichkeit und in Widerstrahl des innern Glückes seiner Be-

wohner. Und dabei liegt jedes Kleinste, wie und wo es soll. Auch das äußere Glück der Familie ist im Wachsen; aber das kann noch lange wachsen, ehe die Sannel in Verlegenheit käme, wo sie allen Segen unterbringen will. Denn sie hat das Geheimnis in der Hand, wenn nicht im Kopfe, einen kleinen Raum zu einem großen zu machen durch Ordnung und durch zweckmäßige Verteilung. Auch an lebendigem Segen fehlt es nicht, und der Schneider ist glücklich; der Älteste verspricht, wächst er so fort wie bisher, ein Bursch zu werden, dem nichts am Soldatenmaße fehlt. Die Jüngeren tun ihm aus Kräften nach. Der Schneider ist ein anderer geworden und befindet sich wohl dabei. Seit er nicht mehr groß sein will und nach Großem begehrt, scheinen die Leute vergessen zu haben, daß er klein ist. Von dem Tage an, da die Schwarze das Häuschen verließ, hat der Schneider seinen Zauberspruch nicht mehr gebraucht. Die Sannel ist noch immer die alte, der ganze Unterschied gegen sonst, daß sie nicht mehr sagt: „Du bist doch ein Mordbursch“; jetzt sagt sie: „Du bist ein Mordmann, Hannesle!“ Und es erinnert wie an eine Sage der Vorzeit, wenn der Schmied oder sonst einer einmal den Spruch bringt: „Respekt muß sein im Haus!“

Vorlagen, Entwürfe und Lesarten

Bei der Herstellung dieses Bandes wurde der Herausgeber von seiten des Goethe- und Schiller-Archivs durch M a r h e e r unterstützt.

Die Heiteretei und ihr Widerspiel.

1. Handschriften.

Eine Handschrift der ausgeführten „Heiteretei“ hat sich nicht erhalten. Nachforschungen im Redaktionsarchiv der Kölnischen Zeitung, in deren Feuilleton die Erzählung zuerst erschien, blieben erfolglos. Aus einer Reihe von Druckfehlern des Erstdruckes, die aus charakteristischen Eigenarten von Ludwigs Schrift sich erklären, scheint hervorzugehen, dass der Druckerei das Originalmanuskript des Dichters vorlag. Die bedrängte Lage Ludwigs, der zugestandenemassen mit dieser Novelle eine baldige Aufbesserung seiner Verhältnisse erhoffte und diese Nebenarbeit kaum einer nochmaligen Abschrift gewürdigt haben mag, sowie der Umstand, dass der Erstdruck gegen das Ende hin einmal eine halbe Spaltenzeile unbedruckt lässt, die der Setzer im Manuskript offenbar nicht entziffern konnte, sprechen ebenfalls für diese Annahme. Auch die Handschrift des „Widerspiels“ ist verloren gegangen. Für die Herstellung des Textes kommen in Frage folgende:

2. Drucke.

- E:* Die Heiterethei. Eine Kleinstadtgeschichte von Otto Ludwig. Erstdruck im Feuilleton der Kölnischen Zeitung vom 5. Dez. 1855 bis 31. Dez. 1855 (Nr. 337—355, 358—362) und vom 1. Jan. 1856 ab.
- A:* Die Heiterethei und ihr Widerspiel. Zwei Erzählungen von Otto Ludwig. I. Theil. [Auf dem folgenden Blatt:] Die Heiterethei. Geschrieben im Jahr 1854. [Text S. 7—402. S. 403 neues Titelblatt:] Aus dem Regen in die Traufe. [Text S. 405—524.] Frankfurt a. M. Verlag von Meidinger Sohn und Comp. 1857. Da das Ganze als I. Band einer geplanten, aber nie weitergeführten Folge von thüringischen Erzählungen erschien, weist die Buchausgabe den links vom Haupttitel stehenden Nebentitel auf: Thüringer Naturen. Charakter- und Sittenbilder in Erzählungen von Otto Ludwig. I. Band. Die Heiterethei und ihr Widerspiel. Zwei Erzählungen von Otto Ludwig. Frankfurt a. M. 1857. Verlag von Meidinger Sohn und Comp.

Dieselbe Buchausgabe von 1857 findet sich auch gedruckt mit dem links stehenden Nebentitel: Salon-Bibliothek deutscher Originalromane.

Zweiter Band. Die Heiterethei und ihr Widerspiel von Otto Ludwig. Frankfurt a. M. Verlag von Meibinger Sohn u. Comp. 1860.

Als Grundlage der Buchausgabe diente offenbar ein Exemplar von *E*, das von Ludwig selbst durchgesehen und für den erneuten Abdruck mit geringfügigen Änderungen (s. Lesarten) versehen wurde.

3. Entwürfe zur Heiteretei.

Bei dem vorübergehenden Interesse, das Ludwig der „Heiteretei“ entgegenbrachte, wird es verständlich, dass sich in dem ausgedehnten Nachlass verhältnismässig wenig Zeugnisse der Arbeit an dieser Erzählung finden. Die folgenden Entwürfe stehen in einem mässig starken, von beiden Enden her beschriebenen Heft in Hochoktav (Goethe-Schiller-Archiv I 14, S. 42—57), das auch Entwürfe zum „Kandidaten“, zum „Neuen Donquichote“ u. a. Novellen sowie Gedanken zu einer Umarbeitung des „Erbförsters“ enthält. Die Handschrift zeigt die Orthographie der Zeit, zahlreiche Korrekturen und nachträgliche Ergänzungen sowie sehr kleine, z. T. schwer lesbare Schrift. Das Ganze ist von Ludwigs Hand als erledigt mit senkrecht über die Seiten gehenden Tintenlinien durchstrichen. Zum Abdruck kommen sämtliche Skizzen mit Ausnahme einiger weniger unlesbarer Partien, namentlich am Ende. Der Abdruck folgt den allgemeinen Prinzipien der Ausgabe (s. Gesamtvorwort im I. Band). Er stellt eine wörtliche Wiedergabe dar, die nur der leichteren Übersicht halber an einigen Stellen Absätze einfügt. Die Widersprüche in der Namengebung (Heitertei und Heiteretei, Hanns und Fritz) u. a. erklären sich aus der offenbar über eine längere Reihe von Wochen hingehenden Niederschrift.

Klöße [?].

Sensenhammer.

Die Heitertei, die die Männer verhöhnt.

Das wird erzählt einem jungen Burschen, der da heiraten soll und nicht will, einem Hauptschläger, nebst ihren guten Eigenschaften von einer Werberin; er freut sich unbändig; die Mutter selig, meint schon, es ist richtig, wie er sich pußt pp.; aber ihm ist's bloß darum, sich mit ihr zu boren; sie erkennt keinen Mann über sich.

Er läuft ihr nun überall hin zu Gefallen; sie hat gehört, was er will und weicht ihm aus. Daß es wirklich Liebe von ihm ist, weiß sie nicht. Er läßt um sie werben; da's ihre alte Mutter wünscht, denn sie ist brav — sie sagt wohl hügig alles ganz und gar abends ab, und morgens dann sagt sie: ich will das und das tun, als hätt' ihr nie jemand was davon angemutet und es fließe aus ihren eigenen Gedanken und Überlegungen. Die Werberin hat gesagt, er habe nichts Ables gegen sie im Sinn.

Sie werden zusammengebracht und der gegenseitige Übermut explodiert in einigen Kraftversuchen. Er bezwingt sie; sie wird ihm gram. (Sie hat ihm mehr Müh' gemacht als irgend ein Bursche. Er sinniert herum.) (Er verliebt sich gerade in sie. Läßt er sie nun einmal ihn bezwingen? Hat er sich schon das erstmal bezwingen lassen wollen? aber der Kampf brachte Hitze? Oder bezwingt sie ihn und Bedauernis macht sie liebend?) Das zweitemal wehrt er sich gar nicht und wird so hingeschmettert, daß nun die versteckte Liebe mit dem Bedauern durchbricht, verliert einen Finger? wird zum Soldaten untüchtig; sie nimmt ihn nun gleichsam zum Erfaß, um nur ihre Neigung nicht gestehen zu müssen. Für ihn der Verlust ein Gewinn; kann nicht mehr prügeln. Der Ruhm eines Schlägers macht ihm keine Freude mehr.

Oder Hanns ein Stillvorsichhin, aber von hahnebüchener Kraft. Um sie zu bekommen, denn sie ist scheu wie eine Gemse und will namentlich keinen Mann, der körperlich stärker, da sie die Klößeprügelei täglich vor Augen hat. (Hanns geht bei irgend einer Gelegenheit in sich und wandelt seinen Entschluß, sich mit ihr zu messen und ihr womöglich alle Rippen zu brechen, in den, sie zu heiraten. Findet er graue Haare — da ist sein Vater ordentlich geworden und seine Marotte, es gerade so zu halten wie sein Vater) läßt er nun fort, sie mit Kleinmachen ihrer Kraft herauszufordern; seine Bemühungen, sie zum Streite zu reizen, in dem er sich besiegen lassen will, sehen furchtbar aus, so daß ihre Verwandten ihn als einen Attentäter verklagen; er tut ihr das Bitterste an.

Sie kann ihn wohl leiden, und hätt' ihn wohl ohnedas genommen. (Die Hauptursache, daß sie ihn nicht will, weil er so stark und sie durch ihrer Mutter Schicksal gewarnt); seines Freundes P. P. kluger Rat oder sein eigener. NB. Der muß allemal raten, Hanns findet den Rat außerordentlich, mach'ts aber allemal anders, worauf jener: ha nu, mer kann's a so gemacht, voller Ruhe und immer der Überzeugung, daß Hanns all sein Glück seinem Räte verdanke, obgleich der nie einen befolgt. Sie, die sich ordentlich in den Tod hinein verfolgt meint und sich wirklich stärker, aber ihm nicht weh tun mögen, nimmt endlich auf's Äußerste gebracht, die Sache an. Hanns purzelt vehement hin und scheint von sich. Beratung zwischen den Freunden; wie er dort liegt und schnaubt wie ein Vulkan, teilweise von wirklichem Schmerz, zum Teil aus Schein, winkt er mit schrecklich matter Geberde, der Freund soll sein Ohr an seinen Mund legen und sagt ihm sehr behaglich: Gut', die Sach' is gut. Während er nun krank zu sein scheint und auch, wenn auch nicht so sehr, ist, als er scheint, kommt zuweilen ein Huhn hereingeflogen, die die Heiterkeit heimlich hereinläßt. Sie macht sich jetzt nämlich ein Gewissen daraus, besonders da sie hört, daß er nie wieder so werden wird, daß er ordentlich arbeite wie sonst; der Vater, zu dem sie geht, um ihn auszufragen, — in der Meinung, er kenne sie nicht, — mach'ts sehr arg. (Ist das so seine Weise. Er wird dran glauben müssen, weil er nicht zu mir pp.)

Er ist 40; da ist sein Vater ordentlich geworden, sein Vorbild, von dem er

seine Großmutter sich erzählen läßt, und findet keine Freude mehr an dem Junggesellentreiben, will seiner Großmutter (Er hat keine wirklichen Verwandten, drum kein Medium und schämt sich, verliebt zu scheinen und vielleicht einen Korb zu bekommen, das bringt ihn zu solch verkehrtem Tun) folgen, die ihn in der Verehrung seines Vaters aufgezogen hat, und heiraten, aber wen? da er nun, um recht seinem Vater zu folgen, seine Mutter genommen hätte. Die war frisch und stark pp., wie stark? Die Erzählung von der Heiteretei paßt ganz auf sie. Bei Anhörung ihrer übrigen Tugenden kommt ihm der Gedanke, sie zu heiraten; bei der Karrengeschichte regt sich aber plötzlich seine alte Kauflust und die Großmutter erstaunt, daß er nicht ans Heiraten, sondern ans Kaufen denkt. Und doch ist das eben Liebe in ihm. Es ist ihm, als wär' er dann aller Sorgen enthoben, wenn er sie einmal recht hingeworfen; er muß immer lachen über das prächtige Mädchel! Hei! einmal der zu zeigen, was Mannsein ist. Er sieht sie einmal und vergißt das Boren; besonders wie er hört, sie werde keinen nehmen, der stärker als sie; sie denkt aber nicht, daß es so einen gibt. Den Hanns? sie macht ihn schlecht; sagt's rund einmal für allemal ab. Die Base, die sie kennt, kommt von der Seite bei; er gefällt ihr schon; sie habe selber daran gedacht, aber aufdringen lasse sie sich keinen, und wenn er den Mond als Kappentroddelel hätt'. Sie wolle lieber in die Welt; ihr sei nicht bang.

Der Freund ist der: wie ist die Welt so groß. Einer Heirat auszuweichen, ist er fort. Er erzähl't, um Hanns' Sorgen ein Ende zu machen, die Heiteretei könne seinetwegen in die Welt gehn. Mit der „Welt“ ist jeder gleich da, aber wenn sie einer einmal sieht, da wird ihm anders. Wie er sich im Anfang gegen den Begleitenden mutvoll stellt, ja desperat; wie er dann, allein in der Welt vor den fremden Menschen und den Bekannten in gleicher Furcht, sterben will, dabei ein Stück Zottelkuchen um das andere frist, (Wie er einmal Halt gemacht, wird's ihm wie einem, der baden wollte und nicht gleich rasch ins Wasser ging. Mit dem Glockenton rufen ihn tausenderlei Erinnerungen pp. Er träumt dazu Dinge von schlimmer Bedeutung. Jetzt zieht er dem Vater die Strümpf' aus — ja oha; er geht in die Welt. Geht wieder zehn Schritte, dann setzt er sich zurücksehend. Bekannte Stellen; nun aber auf einmal ist ihm alles fremd.) Wie er das Umkehren bei sich rechtfertigt, abends bei der Mutter wieder anlangend, sich erst noch ein Stück Zottelkuchen geben läßt. Das Essen in der Welt ist gar nicht so für seinen Magen. (Aber sein Übermüdigtum. Hat was vergessen; ein Gottesfinger). Nunmehr solltest du bleiben. Das Mädchel doch gar nicht so schlimm. Aber sie ist so, drum will ich wieder fort. Das Wort wird nun anders erklärt. Aber warum habt ihr das nicht gleich gesagt? da wär' ich gar nicht auf den Gedanken gekommen. Nun ich's aber einmal gesagt hab' — (Er tut immer noch, als wär' ihm die Welt nichts) Nun wird der Sache ein Mäntelchen gegeben. Der Freund erzähl't's aber so, als hätt's wirklich an dem Mißverständnis gelegen. Seine Mutter habe ihm schreck-

liche Dinge von der Welt vorerzählt; wenn er nicht gefolgt, war ihm mit der Welt gedroht worden. (Er hat ihnen nun wieder damit gedroht; da hat er selbst in seinem Desperat- und Heroischsein alles vergessen, aber nun er drin ist, fällt ihm ihr Jammer ein; so hätt' se net gefletscht, wenn ich tot war; ja 's is besser tot als in die Welt. Die Welt war ihm schrecklich, wie aber andere hinausgehen und wiederkommen, ist's ja doch nicht so schlimm, da wird er förmlich übermütig. Aber ein Kamerad ist da u. da. Die Katter will in die Welt. Das is net die eigentliche Welt, die ist nach Rastebach zu.) In die Welt? Die Katter? will se? will? in die Welt will se? hm. Eigentlich ist sie ja aber schon drinn; denn wo sie wohnt, das ist ja weiter als der Freund war. Das ist aber nicht die rechte Welt; denn dort ist alles wie bei uns, aber dort über den Wald hinaus, da sieht die Sach' anders aus, da kommt e'n a Grausen eben (die Mutter froh, daß er wiederkommt. Der Vater just abwesend, erfährt garnichts davon. Es wird ein Scherz daraus gemacht).

Hanns ist wirklich liebeatmend und wünscht manchmal, sie bring' ihn um, aber seine Bemühungen deshalb zu ungeheuerlich und der wahre Liebeschmerz, den er fühlt, gibt seinem Tun erst den desperaten Anschein. Er ist seines Lebens satt, aber mit einem gewissen Phlegma und raucht und trinkt Bier dabei. Einmal, wie sie in der Nähe seines Wehrs, als wollt' er sie ins Wasser werfen.

Wie sie mit ihrer Mutter bei seiner Großmutter zum Besuch ist, hat er sich geflüchtet und wird nicht sichtbar; er guckt mit seinem Freunde zum Fenster hinein, da kommt ihm der andere Gedanke; er will ihr nichts tun. Sie mit der Mutter heimgekehrt, erfährt nun erst seine Drohung; glauben sie nicht, bis seine Nachstellungen beginnen, erst gelinde, dann immer desperater und sie selbst endlich in der Desperation es mit ihm aufnimmt. Eh' er seinem Freund sein Leid klagt, muß allemal erst die Pfeife gezündet und das Bier vorhanden sein.

So, wie er ihm kundtut, daß das bisherige Leben ihm nicht mehr gefällt. Bei der Erzählung schnippt er mit den Fingern pp.; der Wase Entsetzen, wie er nicht aufs Heiraten, sondern aufs Prügeln sehnsüchtig erscheint. Sie weiß nicht, daß das eben Liebe ist, sondern entweicht voll Angst, er möge auch mit ihr boxen wollen und sagt seinem Fräla Sack und Sähl auf; 's tät ihr schrecklich leid, daß sie dem Glaz von dem Mädla gesagt hatt'; wenn er ihr was tu', hab' sie's auf ihrem Gewissen. Darüber dörfst' er nett erschred', su is der Wirt ämol; er mach't's ämol nett annerscht. Da ist er jener gar ein Ungeheuer und sie läßt nun allerlei vermuten, fragt einmal eine andere, ob keine Kinder wegfämen dort. Sie möcht' kä bisla Wurst dort aß'. Wenn nun der Wirt sich in der Heiterkeit Segend zeigt, werden abends die Kinder gezählt. Die Wursche pp. machen eine Art Patrouille.

Er hat dabei mit dem Hund gesprochen und die unvernünftige Kreatur hat a gleich gewist, was er will und hätt' lieber gleich gebissen. Er hat sie gefragt, ob sie wohl stark genug, den Sultan vom Stellen abzuhalten.

Heiteretei gibt gleich in der ersten Scene einem, der ihr scherzend um den Leib greift, eine Ohrfeige.

Ihrer Schwester, die verführt worden, verbietet sie die Thür, zieht aber deren Kind wie eine Mutter auf. Auch deswegen will sie keinen Mann, weil sie fürchtet, „der werde das Kind vertreiben oder nicht gut behandeln“. Sie mag keinen starken Mann, weil sie gesehen, wie ihr Vater ihre Mutter mißhandelt hat, und sie will alles, wie sie's will „und damit ist's gut“. Alle, die zugehört haben, wie sie den Dicken hinwarf, läßt dieser dann zur Hochzeit, damit sie bei der Wieder-Ehrenrettung seiner Stärke zugegen sind. Er ist nicht meiner Mutter Mann und will auch meiner nicht werden, eine Redensart, die nicht zu genau zu nehmen ist.

Wie sie einmal dem Kinde etwas nicht schaffen kann, geht sie zu dessen Vater und nimmt vor seinen Augen etwas weg. Der möchte sie heiraten und macht das Kind zur Ursache, das sie manchmal bringen soll; sie sagt, er sei's nicht wert und das Kind sei ihr. So brauch' ich ihm auch nichts zu geben. Das leuchtet ihr ein; sie wirft das Genommene wieder hin. Sie will ihr eigener Herr sein!

Erst, wie sie sich verfolgt meint, sieht sie, wie ein einzeln Mädchen verlassen ist, und weint bitterlich. Denn es (ist) nicht bloß ums Kämpfen, sondern auch, wie's einem Mädchen ausgelegt wird. Und über ihr Wesen wird ohnehin genug skandalisiert. Sie sei roher wie der rohste Bursch; sie möge keiner. „Und ich will auch keinen! Auf mich sind sie einmal erbittert!“ So ist's den Leuten nicht recht, und wenn ich anders wär', wär's auch so.

Nun leidet auch ihr wenig Vermögen. An dem haufälligen Häuschen baut sie selber herum. Was sie tut, wird bespöttelt. Sie tut, als wär's ihr gleichviel, ja macht's noch auffallender, aber es tut ihr doch weh. Und sie hat niemand, dem sie's klagt; das Kind versteht's ja nicht.

Er ist ebenfalls allein, hat weder Mutter noch Schwester, daher ist er gegen Frauen scheu und weiß weder Mittel noch Weg zu ihnen. Daß sie ihn um den Finger gebracht, das wird ihr sehr verdacht; sie muß das hören.

Es soll ihr zugetragen werden, er sei gar nicht mehr stark; das ist ihm doch nicht einerlei, aber er läßt's.

Die Leute führen, da sie wissen, daß er sie verfolgt, das weiter aus, als hätt' er gedroht, ihr einen Schaden zu tun am Leibe, Rippen zu brechen pp., also, meint sie, als ein Reicher die Armut auch ihrer Arbeitsfähigkeit zu berauben. Da wird sie zuletzt desperat und will ihm nicht mehr ausweichen; am liebsten stürbe sie, damit so alle Sorge aufhöret.

Die Verfolgung Hannsens ist eben schuld, daß die Heiteretei nichts mehr verdient; in diesen Nöten lernt sie den Wert eines Mannes kennen.

Weiß sie gar nicht, warum ihr Hanns aufpaßt? Argert sie zuletzt nun wiederum, daß Hanns für schwach gilt. Alle Welt weiß nun, daß Hanns sein Glück im Schlagen pp. nur dem Vorurteil seiner Stärke verdankt. Deshalb ihre Freude

bei der Hochzeit, wo ihr Hanns' Kraft schon einen ängstlichen Rückfallsgedanken erpreßt. Sie weiß vielleicht bis zum Ende nicht [bricht ab]

Die Freundlichkeit, mit der Hanns das Kind behandelt, gewinnt sie vollends. Er nimmt's, da sie ihre Scheu immer noch nicht bewältigen kann, mit sich und sagt, wenn sie beim Kinde sein wolle, müsse sie bei ihm sein.

Wie sie glaubt, ihn kaput gemacht zu haben, da ergreift sie's mitten in ihrer Sieges- und Rettungslust, wie sie hört, daß er dem Kinde so lieb gewesen; (das ist er bis jetzt allein außer ihr. Sie weiß gar nicht, wie sie dran, bis die Erklärung). (Sie erfährt ganz allmählich, daß er nichts Böses gewollt, ja das Gegenteil, dann aber auch, daß er nun die Reiche will. Sie meint, das kann nicht gut werden, wenn er's nur beizeiten einsähe; die passen gar nicht pp. Ausführung, warum. Endlich ordentlich vergnügt. Nicht wahr, Peterle, so dumm kann er garnicht sein. Ich könnt' wenigstens keinen Respekt vor ihr [ihm?] haben.) [Noch späterer Zusatz:] (Ich bin nur froh, daß er mich hat. Er hält' mich gedauert.)

Sie spricht mit dem Kinde und das scheint ihr zu antworten, so daß sie sich vor ihm schämt und es auf andere Dinge bringt. NB. Es redet noch so, daß man aus seinen Tönen alles heraushören kann. Dazu hat sie Angst, wie eine andere kommt, daß das Kind verraten wird, was sie ihm gesagt.

Wie Hanns zum erstenmal nach seinem Lager vor ihrem Häuschen vorbeigehend mit dem Kinde spricht, so ruft das: Hanns! Hanns: „Er spricht schon meinen Namen.“ Heitererei: Was ihr auch denkt. Voll Scham. Hier nun affektvolles Spiel mit dem Kinde, wenn er's wegnimmt: Sag' Peter! Das kann er nicht. Und sie verlegen (weil sie glaubt, es verrät noch mehr) endlich ihm das Kind aus der Hand reißen will und der verwundete Finger wieder blutet pp., großer Schmerz (den er vielleicht nur heuchelt), wie sie nicht weiß, was tun und den Wankenden (er ist noch angegriffen) samt dem Kinde balanciert, das ihre beiden Köpfe zusammenfaßt. Sie nimmt ihn endlich doch herein, tut alles mögliche. Das Kind verursacht den ersten Kuß, lacht vor Freude und jagt sie dadurch in die Küche. Hanns nimmt das Kind, es soll sein sein; vielleicht lebt er nicht mehr lang (ich muß heiraten, da ist's versorgt, ein braves Mädcl.); er will etwas haben, das an ihm hängt, sich freut, wenn er heimkommt, (was ihm fehlt, seit er sein altes Leben gelassen.), ihn erbt. Wie so, was sie liebt, fort will, ist ihr das Stübchen verleidet, was Hanns haben will, ist's ja eben, was sie immer mutig erhalten. (Ja, auf dich hatt' ich gerechnet, wenn du mich nicht magst, muß ich das Kind doch dalassen.)

Vielleicht sollt's bloß eine Liebeserklärung sein, was ihr als Verfolgung zuge tragen wird; sie reißt aus pp.; er kann's nicht vorbringen; wenn er am Häuschen, schließt sie zu.

Hanns wird, so plötzlich hingeworfen und demzufolge krank, nun erst auf sie böse, schämt sich pp.; er weiß auch nicht, wie das kommt und hält's für ein-

gewurzelten Haß. Nach seiner Krankheit braucht er doppelt eine Frau und will auf die reiche eingehn; da führt ihn sein Weg dort vorbei.

So hat jedes das andre für seinen Feind angesehen. (Endlich Aufklärung, was sie eigentlich voneinander gewollt.) Will er sie erst bloß als Magd haben?

Die Heitererei, ein frisches kräftiges Mädchen, das keinem eine Antwort schuldig bleibt und halb im Übermut ihrer Kraft, halb infolge von Erfahrungen des Mißbrauchs männlicher Kraft (am eigenen Vater) nichts von Männern wissen will. Nach dem Tode der Eltern ist sie der Hausvater, ihre Schwester, die von einem Manne, der sie verlassen, ein Kind hat, schiebt sie in Dienste und versorgt selbst das Kind. (Auch das Kind Ursache, daß sie nicht heiraten will. Mit der Schwester spricht sie nicht mehr.)

Ihr Spott und Hohn über die Männer bekannt. Sie hat ein einschneidend (?) Wort dem Hanns gesagt oder sagen lassen, der, ein großer Schläger, nun mit dem dreißigsten (?) Jahre dies sich zu Gemüt nimmt und nun ein neuer Mensch wird.

Der Kontrast zwischen seinem Ruf und ihm selbst. Wie man ihn nicht begreifen kann und ihm allerlei Motive unterschiebt und er selbst die schwere Aufgabe hat, die alte Wagenspur zu vermeiden und noch nicht gleich den Schwerpunkt gewinnt, gleichsam selbst noch nicht weiß, wie er mit sich daran, weil's die andern nicht; deshalb die vermeidet und meist allein vor sich hingehet und sinnt, gleichsam der neue Mensch in ihm auf sich selbst. Er läßt halb aus Scham niemand in sich hineinschauen. Eines Mädchens Wort soll das getan haben an ihm? Weil das auf der Heitererei Wort folgte, so bringt auch die Meinung diese beiden Dinge zusammen, aber verkehrt. Heitererei hat gesagt: sie fürchte sich weder vor Hanns noch sonst einem; Hanns hat die Heitererei öfter aufgesucht, ist aber, sowie er noch Menschen in der Nähe sah, wieder umgewandt und hat nicht getan dann, als wär's ihm um die Heitererei. Daß er nach dem Worte der Heitererei vielleicht auch noch einen Korb bekommen sollte, und zwar, daß es andere Leute wußten, kann er nicht ertragen.

Er sucht sie nun immer auf, wo er sie allein glauben kann; das befremdet die Leute und einer meint, er müsse sich rächen wollen, weil er Zeugen vermeide; (Gefragt ist's ihm nicht unlieb, daß man seine Liebe für Haß hält und er läßt sie dabei.) Das kommt an das Mädchen selbst, die ihm nun überall ausweicht, nun doch beginnend „den Mann“ zu fürchten und also anzuerkennen. (Das spricht der Schneider in einem Wige aus.) Er wird nun ein förmlicher Wegelagerer; wo er weiß, daß sie vorbeikommen muß und ihm nicht von Weitem wird ausweichen können, da pflanzt er sich stundenlang vorher hin; (Frage von Kameraden, seine ausweichenden Antworten;) sie erfährt's aber meist durch das Mitleid der Leute, die sich des frischen Mädchens gegen ihren Verfolger annehmen, zumal da Zufälligkeiten, z. B. daß er beim Schmied ein Messer mitnimmt; daß er den Vater fragt: wo ein Armbruch am wenigsten gefährlich.

(Vergleichen Reden werden gleich gemerkt.) (Daß er gesagt, er wolle ihr einen Schaden tun am Leibe, Rippen brechen. Deshalb hat sie nicht das Herz, auszugehen und eine Arbeit vorzunehmen, wo sie ihm in die Fäuste kommt; das bringt sie mit herunter; sie muß ja aber arbeiten! Daß er, als ein Reicher, sie um ihre Arbeitsfähigkeit bringen will, ist ihr schrecklich. Sie will ihm endlich aus Desperation nicht mehr ausweichen; am liebsten stürbe sie, damit so alle Sorge zu End'.)

Die darauf gegründeten Vermutungen kommen natürlich alle als Gewißheit zu ihren Ohren und sie wird immer mehr gewahr, daß ein Weib doch kein Mann. Sie nimmt sich zuweilen vor, ihm zu stehn, aber es geht doch nicht; mit Schmerzgrimm über Verfolgung und daß sie sich eingestehn muß, selbst das stärkste Weib sei kein Mann, macht sie dann große Umwege und erleidet mancherlei Schaden dabei — auch wohl, aber selten, Spott, der aber desto tiefer schneidet. (Von dem Schneider, der sie umfaßt, und dem Hanns ihren Ausspruch erzählt.)

Einmal ist sie schon dem Stege am Teich nah, auf dem Hanns Posten gefaßt, sie abwartend; ein Spottvogel hinter ihr; sie kann nicht wohl mehr umwenden. Da wird sie verzweifelt; sie rennt auf ihn zu, um den Vorteil des Angriffes zu haben und rennt den, der sich nichts versehen und auch keine Gewalt brauchen will, mit großem Schwung um, flieht darauf. Unterwegs kommt ihr der Gedanke, weil er in den Teich (Wach) gefallen, er könne ersaufen, ja, er könne schon ersoffen sein. Sie sieht ihn schon heimgebracht, begraben; (Mitleid tiefstes) dazu sich als Mörderin angegeben worden sein. [Dazwischen auch: sie habe sich nur ihres Lebens gewehrt.] Sie kehrt wieder um, flieht wieder, denn man kann sie ja festnehmen, bis sie heimkommt und bemerkt, daß sie etwas verloren. Dieser Verlust bringt sie herunter. (Aber die ganze Nacht fühlt sie ihn nicht aus Angst.)

Eine Erleichterung, wie sie hört, er ist nicht ertrunken (wiewohl sie sagt: es wär' ihm recht gewesen); wiederum Erschwerung: er hat im Falle seine Hand verstaucht, muß den Bader haben; von dem erfährt sie's unter Vorwänden; wird einen Finger verlieren. Und nun den Umschlag der öffentlichen Meinung; jetzt ist er der Bemitleidete, sie die Verfolgerin; nun erst die Unweiblichkeit begriffen. Man hat sie für ein gutes wildes Ding gehalten, aber sie ist ein Unmensch; ihn, der nur mit ihr reden wollen, hat sie umgeworfen und vielleicht arbeitsunfähig gemacht. Arbeitsunfähig von ihrem Standpunkt aus bedacht. (Einer hinterbringt ihr das mit schadenfrohem Mitleid.) Nun kommen auch die Folgen des Verlustes. Selbst Polizei kommt ihr. Ihr frisches Mundwerk, mit dem sie meint, die Sache zu enden (als wär's des Polizeiers Sache) bringt ihr Arrest, den sie aber, in Berücksichtigung ihrer Arbeit, später soll antreten können. Mehrere Fälle, wo sie als Weib nichts gilt. In der Schenke räsonnieren die Leute, ein Mann könnte dort darauf antworten. All dem zufolge bekommt sie zuletzt keine Arbeit mehr. Gewitterregen machen Lücken im Häuschen, die sie möglichst verstopft

(Holunder). Ein Wolkenbruch holt eine ganze Wand. Drin sitzt sie nun, jedem Vorübergehenden sichtbar, innerlich sterbend, äußerlich frisch und die Alte, mit kecken Antworten auf den Spott der Vorübergehenden, ja sie sitzt aus Trotz dort. (So will ich's, und damit ist's gut.)

Unterdes ist Hanns wieder ziemlich hergestellt, der sich nun seinerseits schämt, daß es heißt, (Er schämt sich, wird nun selbst böse, kann aber nichts tun, hält ihr Wesen für eingewurzeltten Haß) ein Mädchen hat den ehemaligen großen Schläger so hergerichtet. Er muß den Spott der alten Schlagkameraden hören, und es ist gut, daß seine Hand im Verbande, er würde vielleicht wiederum der alten Gewohnheit anheimfallen. Daß die Heiteretei so gegen ihn, das schmerzt ihn aber mehr.

Ihr Schicksal dauert ihn. Eine Kerndrohung von ihm hilft vielleicht, und das Mädchen sieht, nun erst recht beschämt, was ein Mann ist. (Sie besinnt sich, wie er ausgehnt auf dem Steg und es kommt ihr nun vor, der Arm habe nicht gedroht, auch seine Absicht sei nicht so böse gewesen. Sein „Annedorle!“ Mit allerlei dergleichen reizt sie sich zum größten Mitleid und dadurch zur Liebe. Wenn er sie haßte, hätt' er sie nicht verteidigt und gelogen, er wär' selber ins Wasser gefallen. Es könnte auch Stolz oder Scham gewesen sein; sie glaubt's aber gern anders, das fragt sie das Kind. Es liegt ihr ordentlich was daran, herauszubekommen [zwei Halbzeilen Randbemerkungen unleserlich].) NB. Die Leute glauben nun zuerst, er hat nichts Böses gewollt, dieselben, die vorher, begreifen nun nicht, wie man gute Menschen so in Verdacht bringen kann. Die Heiteretei begreift nun auch nicht, wie sie glauben können. Der Einfluß der öffentlichen Meinung. (Auch daß er am Sterben pp., ist alles Vergrößerung und nicht wahr; selbst der Finger zu kurieren.) Sie wird wild, daß nun dieselben, die sie gereizt, nun strafen, und alle schon vorher wollen gesagt haben: „es sei nichts daran“. Sie läßt vielleicht die Leute. Sie ist wirklich des- sperat und aufs äußerste gebracht. Seht Ihr, sagt der Vormund, wenn Ihr einen Mann hättet!

NB. Die Nachricht wieder sich gipfelnd. Wirklich aber war es so gewesen: „Er ist aus dem Wasser geholt worden. Er hat gesagt, er sei selbst hineingefallen, aber der Schneider, der sich nachgeschlichen, hat's gesehn und erzählt's als heimlich, weil er keinen Gerichtszeugen am Ende abgeben mag.

Daß er mit ihr reden wollen, sie zum Weibe haben, der Reiche die Arme. Aber er hat mir ja gedroht. Die oder der hat ihn beobachtet und erklärt nun, wie ihre Äußerung ihn geändert. Das schmerzt sie wieder wohlthuend. Wenn sie ihm nur nicht just die Finger verdorben hätt'; es wird ihr bald so ausgelegt, wie erst von ihm gefabelt wurde, als hätte sie ganz vorsätzlich [bricht ab]

(Äußerlich affektiert sie immer noch Übermut und zwar, weil erkünstelt, übertrieben.)

Sie macht die Türe zu, als wär' sie nicht zu Haus. Der Polizeier predigt durch

die Wandlücke, sie nimmt keine Notiz davon. Der Polizeier, ein gutmüthiger Kerl, dem sie imponiert und der ihr nicht weh tun will.

Sie jagt ihn fort; wird zitiert; will nicht kommen, mit Gewalt bedroht oder Steuer. Die Strafe ihres Murrens wird ihr geschenkt, weil sie ein Frauenzimmer. Was ist denn nun ein Weib, wenn man's nicht einmal der Mühe wert hält, ihr was übelzunehmen? Sie muß einen Vormund annehmen. Der belehrt sie: Ja, ihr seht die Sache eben an wie ein Frauenzimmer pp. Drauf hat sie allemal eine Antwort, aber innerlich. Sie erfährt nun auch, daß Hanns, zugerichtet wie er sei, eine Frau um so notwendiger brauche, deshalb die und die Reiche nehmen wolle. Aber das kann nicht gut tun! Die, wenn er's nur noch zeitig einfäh!

Sie reißt das letzte von der Mauer selber ein, damit nicht Armut daraus scheint und aus Troz. Das wird ihr sehr verdacht. Vielleicht deshalb Handel mit dem Polizeier und Vormund. Ich hab' mir's selber so gemacht, weil mir's so gefallen. Überall gleich einen Trumpf. Das gibt auch Gelegenheit, sie zu warnen: Das füt ein Frauenzimmer ohne Mann eine bedenkliche Wohnung. Es soll mir nur einer kommen. Ja, es kommt aber nicht darauf an, was Ihr tut, sondern was man Euch zutraut. Gelegenheit macht Diebe, deshalb meinen die Leute, wo eine Gelegenheit ist, da wird sie auch benutzt. Da sollen die Leute eine Mauer vormachen, (daß sie's nicht mehr sehn). Ja, den Leuten liegt's nicht dran, daß jemand nicht schlimm wird; ist's aber schlimm oder gilt's dafür, so machen sie sich darüber. Neden doch schon manche, das wär' Euer Kind, weil Ihr Euch so damit plagt. (Sie braucht was für das Kind und geht zu seinem Vater, der sagt ihr all das.)

Er erfährt (auf dem Wege zur Braut?) (auf dem Wege, die Brautchaft in Wichtigkeit zu bringen) was sie von ihm geglaubt und warum sie ihm so begegnet. Er geht hin und will's von ihr selber hören; sie, lang verspottet, meint, auch er will das, und weil sie's schmerzt, ist sie um so hahnebüchener in ihrem Vogelhaus. Dazu die Eifersucht wegen der Reichen; sie weist sein Anerbieten eines Logis ab. Hier sei's prächtig; wenn's das Wetter nicht, hätte sie's noch selbst so gemacht. Er will weiter, da ruft das Kind: „Hanns —“ „Willst du was?“ „Ich?“

Nun tritt aber der andere Faktor ihres Charakters auf. Ihre Mutter war arm gewesen; hat manche Vorwürfe hören müssen.

Das Kind ihr Trost, das sie auch von einer Verzweiflungstat abhält in seiner Unschuld.

Unbewußt hat sie oft „Hanns“ geseufzt; es ist das erste Wort, das das Kind dadurch hat sprechen gelernt. (Nein, sie erzählt ihm vom Fritz und wie das Kind den Namen nachsprechen will, übt sie's.)

Nachricht von einer Werbung Hannsens und Annahme seitens einer Braut, die nicht in seine Wirtschaft paßt. Sorge deswegen — daß er sie nehmen könne

oder wolle, fällt ihr nicht ein, nachdem sie ihm so mitgespielt, und daß sie ihn nicht haßt, wie er doch daraus glauben muß, kann sie ihm ja nicht sagen. (er würd' es nicht glauben.) Denn seit sie seinen Finger ruiniert, ist sein Wohl und Bestand ihre Sorge, an dem sie sich dadurch versündigt, indem sie seine Erwerbsfähigkeit beschränkt. (Die Leute sagen, du hättest mir aufgeräumt; aber ich kann's nicht glauben, das wär' mir lieberlichem Hund pp.)

Hanns geht vorbei und will zu der Reichen, da ruft ihn das Kind und er kommt; sie in größter Verlegenheit, weil er denken kann, sie hat's veranlaßt, deshalb fast grob. Er redet mit dem Kinde und merkt, daß dies weiter nichts sprechen kann, Wie das kommt? Er ist nicht so gescheut, daß er erriete. Sie sagt, des Nachbars Kater heißt so. Ob er mit dem Finger noch arbeiten könne. Auf das „Ja“ fühlt sie sich sozusagen frei von seinem Haushalte. Wie nun der Bund geschlossen, freut sie sich nur, daß er sie hat. (Zulezt ärgert sie oder schämt sie sich, daß Hanns für schwach gilt —, denn sie will natürlich einen Mann haben, vor dem alles Respekt hat, — und die Leute meinen, nur die Meinung, er sei stark, nicht er selbst habe sie besiegt. Ja, manche rühmen sich, ihn bezwungen zu haben. Sie reizen ihn vorsätzlich. Er kehrt sich nichts daran, aber bei seiner Hochzeit kommt sie vielleicht selbst auf den Gedanken. Ein Bekannter agiert sie mit dem Schiebkarren. Keiner, auch sie selbst nicht, kann ihn heben, als Hanns das ganz ruhig tut. Das ganze Städtchen sieht zu. Er selbst war gleichmütig bis die Leere [so] ausgefüllt.)

Seiner Kraft gesunkener Kredit, auch die etwaigen Folgen, daß seine Frau, sich stärker fühlend als er, sie übergreifen [?] könne, aufgehalten, die Schiebkarrengeschichte am Ende, die er aber mit keinem Wort weiter begleitet, und sie freut sich nun herzlich darüber, daß er so stark und gesteht ihm, daß das nun erst sie vollkommen glücklich mache, daß sie nicht der Mann sein zu müssen vor-
aussehe.

Gemeindetag oder dergleichen.

Erstes Gespräch tut ihre Ansicht dar, der Männer Tadel von oben herab und Spott mit frischen anzüglichen Worten aus dem Felde geschlagen. Ihr fällt die Komödie ein. Auf dem Hinweg muß sie nun den Triumph der Männer über die Frauenkraft hören; angekommen, ihr Sieg und lachendes Davonkutschieren. Hanns kommt und vernimmt die Auserung (über schlechte Anwendung seiner Kräfte und daß sie sich für stärker halte) der Heiteretei über ihn; seine Drohung, er wolle ihr zeigen. Verabredung zu einer Schlägerei auf dem Heimweg. Abschied. Ein Schneider, dem sie am schlimmsten mitgespielt, heßt Hanns, ihr zu zeigen pp.

Die Erzählung verläßt das Mädels nicht; was Hanns betrifft wird erzählt (?) oder doch nicht?

Nicht sentimental.

Die Auserung über Hanns; die Wirtin meint, der Hanns sei ein Mann für sie; der brauche solche Frau. Nun schildert spottend die Heiteretei sein ganzes Tun. Er sieht auf das Mädchen. Ja, um Skandal herbeizuführen.

Es ist weltbekannt, daß es allemal am Gründer Markt regnet. Gut, daß es Mittel gibt. Darunter auch Einkehr in den Gasthof, der so recht als Mittel dazu gemacht. Weg, Pfützen gebildet, kleine Sümpfe. Verschiedene Attitüden der Heimeilenden; 2. der im Wirtshaus. Lachen draußen. Die Heiteretei. Manche freuen sich. Einer, der kein Glück auf dem Markt gehabt, mürrisch pp., hat seine Frau zu fürchten und kehrt deshalb ein. Der Schneider steht noch unter seiner Mutter; ein dritter hat eine eifersüchtige Frau, daher alle drei keine Freunde der Weiber. Die Dinge angegeben, auf die der Heiteretei Erwidierungen sich dann beziehen. Bei der Männerkritik schildert sie die drei. Einer, ein anderer so, daß geendet wird und gelacht.

Wiße über ihr Trinken; daß sie soweit zum Biere gehn pp. (Wieten ihr Begleitung an. Da könnt' dann auch einer fragen: wer führt denn nun eigentlich den andern.) Tritt an ihren Tisch oder geht geschlagen fort; die Wiße aus den Familienverhältnissen. Einleitung eine Beschreibung der Wirtshäuser einer Gegend. Ohrfeige einer, der sie um den Leib faßt, der hernach ein Hauptspötter.

Bei den Wißen über die Weiber und ihre Schwächen, namentlich Gebrechlichkeit, wird sie rot. Und doch sind sie vermessen, wollen aus Faulheit alles auf einmal tun. Dazu paßt ihre Klage. Ihr möget sagen, was Ihr wollt, wenn ich nur meinen Schiebkarren aus dem Dreck hätte. Nun triumphieren jene (Nichtig! sagt ich's nicht) und hänseln sie auf dem ganzen Hinweg mit dem Steckenbleiben. Einer nach dem andern, homerisch, jeder bringt's etwas weiter. Der Schneider sieht's zuletzt für Schabernack an; um sie zu hänseln, jezt erst draufgeladen. (Freilich, sagt sie, sechs Schneider hab' ich draufgeladen, wenn ich das Tuch lüfte, jagt sie der Wind in alle pp. Dabei hebt sie den Schneider weg und fort geht's. Bewundernd und doch giftig sehn sie nach und hören ihr Gelächter noch von weitem.

Ihre Heiterkeit ihr vorgeworfen. Vielleicht, wenn ich einer von Euch wär', wär' ich's auch nicht. Schilderung böser Weiber pp. Daß sie sich vor keinem Manne fürchte, das muß sie hernach wieder hören, wenn's zum Schiebkarren geht. Da solltet Ihr eigentlich zusammen heiraten, der — Friß und du, vor Euren Kindern müßte sich der Kirchturm fürchten. Nun, daß sie nicht heiraten wil und des Friß Charakteristik aus ihrem Munde. (Es wird die Pfeife mit bemerkt; es wird ihm keiner mehr stark genug sein. Ungleichheit im Arbeiten. Ihm fehlt was, was ihn zu Haus hält. Was? Gretle? So ein Ding wie Ihr. Na, mit den Weibern hält er's gar nicht. Mutter früh gestorben, keine Schwester pp. Mir fehlt aber kein Ding wie er. Sie läßt keinen guten Leisten an ihm. Dazu Kritik über die Männer, deren Erwiderung ihre Familie beleuchtet, worauf sie mit ähnlicher Beleuchtung der Familie jener dient. Darauf Kritik der Frauen,

an die ihre Klage sich reiht. Hinweg; die Männer übermütig im Triumph, sie kleinlaut. [Randbemerkung:] Es war doch sonst besser!

Erst muß ihre Frische einem gefallen haben, ehe von ihr erzählt wird; nur einiges, das den Männern Anlaß gibt.

Dann kommt Fritz, den seine Kameraden aufziehen, (daß er nicht zugeschlagen. Es war kein Feind seiner wert. Er hat sie aus Ärger zuletzt bloß hinausgeschoben, hätt' sich geschämt, seine Hand aufzuheben) wegen seines Simulirens und Studierens. Der Schneider erzählt ihm der Heiteretei Kritik, worauf Fritz aufbegehrt mit einer Drohung; er fühlt bereits die Wahrheit, mag sie sich aber noch nicht gestehn. Die Äußerung trifft auf einen fast bereiteten Boden. Dazu der Heiteretei starke Lat. Wer weiß, ob du's mit der aufnimmst. Auch von der Seite kriegen sie ihn heran. Jetzt hat er vollen Zorn. (Die Kameraden zornig über die Rolle, die sie in Heiteretei's Reden gespielt, hegen an ihm. Sie sollte einmal ihren Mann finden. Diese ihre Gedanken halten sie dann für Fritzens. Auch von der Seite kriegen sie ihn heran. Jetzt hat er vollen Zorn.) Trinkt und droht im Ärger pp. Auf dem Nachhauseweg denkt er immer an die Kritik; immer mehr einzelnes leuchtet ihm ein, gegen das andere wehrt er sich noch. In Zeit von einigen Tagen — kommt aus der Arbeit ins Sinnen; dann fährt er wie im Zorne über den Reifen pp. her, — das aber immer schwächer. Wenn er nicht eine Frau kriegt, wie ich eine wär', wird nichts aus ihm. Er macht das und das verkehrt; pp. Erfahrungen, die er macht, zeigen ihm, daß alles trifft. Daß und wie er betrogen wird, wie die ihn auslachen, die, wie er meint, vor ihm zittern pp. Er kommt dahinter; erst war er wild auf die Wahrheitslagerin und höhnt über das „eine Frau wie ich eine wär'“. Jetzt sieht er ein, sie hat recht; aber das „ich mag keinen Mann pp.“ ist ihm ein Hindernis. Die Kameraden kommen ihm alle wie Schufte vor, sie erweisen sich dem Prüfenden alle, wie die Heiteretei vorausgesagt: er hat nur Vertrauen zu ihr, aber er schämt sich vor einem Korb, „und sie denkt so von mir“. Wenn [?] einen Korb, nachdem alle ihre Äußerung gehört. Nun macht er Ursache, ihr zu begegnen. Die Aufmerksamkeit, die seine Aenderung rege gemacht, bemerkt er wohl, aber just, da er die Kameraden läßt, ist ihm ihr etwaiger Spott doppelt schwer. Unterwegs: was er ihr sagen will, die Einleitung; er sicht dabei in die Luft; dazu das scheue Umsehn, das Umkehren pp.; er sieht aus wie einer, der was Schlimmes vorhat. Das alles wird vergrößert und mit Anschlag von Zufälligkeiten ihr beigebracht; in Warnungen will jedes seine Teilnahme, in Prophezeiungen seine Vorhersicht beweisen pp. (Und was für Geschichten? Solche, die der Heiteretei Phantasie erfüllend, sie immer mehr im Entsetzen bestärken. Sie sagt zwar, sie fürchte sich nicht vor ihm, aber sie tut's doch. Daß er so ihr tun will, die ihm nichts getan, für eine Rede, die ihm nutzen konnte; in der Frage: was sie ihm getan, in der steten Beschäftigung mit ihm wird er die Ausfüllung ihrer Seele; wenn sie ihren Irrtum einsieht, treibt nun die Gewohnheit, an ihn zu denken, ihr Werk fort.) Die allgemeine Stimmung

für die Heiterkeit, selbst Leute, die ihr sonst nicht gewogen, nehmen die Natpartei Heiterkeit gegen Frit; die nun wirklich Wunder glauben muß, das vor ist, weil selbst diese. Sie lassen sie früh nicht fort ihrem Brote nach (Vorzeichen, haben geträumt, Kartenschlagen), einer bringt ihr Suppe. Frit beobachtet erst jetzt seine Nachbarn, zwei junge Eheleute, und wird auch von gemüthlicher Seite gezogen, denkt sich die Heiterkeit als die Frau pp., sie sieht ihr ähnlich — wie Eifersucht. Er darf sich niemand vertrauen wegen Hohns. Wie er krank pp. Oder vertraut er sich nur einem, der's dann, wie es heißt, er wird sterben oder ist schon tot und glaubt, jener hat sich aus unglücklicher Liebe (Korb) selbst ins Wasser gestürzt, weitersagt. Nachher erst wird durch den Schneider bekannt, was Frit aus Stolz und aus Liebe nicht sagt. Also: nicht Frit selbst hat sie angeklagt? Nein, er hat gesagt, er wär' gestolpert beim Weidenschneiden. Das tut ihr wohl und weh: das hat er zu den Gerichten gesagt. Des Schneiders Gerücht hat er widersprochen: was das Publikum nicht glaubt und einen Zorn auf die Heiterkeit schöpft, weil sie dem so guten Hanns das getan. Vorher hat sie gemeint, den Leuten unrecht getan zu haben, wie sie alle so liebevoll; nun ist's umgekehrt; sie wird verfolgt, keine Hülfe gegen das Wetter geleistet, keine Arbeit gegeben pp. ihr noch allerlei zu Tort getan, z. B. die Polizeigeschichte, wo einer ein längst vergessenes Recht auf ihr Häuschen oder dergleichen geltend macht.

(Sie räumt noch manchmal auf, nachts heimlich beim Frit, mit immer wärmerer Anhänglichkeit an die Sache.)

Nach der Katastrophe sieht die Stadt erst, (nun großes Lob) welch braver Kerl er immer war, wie man ihm Unrecht getan; was man ihm bei Gelegenheit des großen Brandes dankt, seine Aufopferung für Ganzes und Einzelnes und trägt dies, in die Form von Vorwürfen gekleidet, der Heiterkeit vor, die gar nicht die sei, solch einen braven Jungen aufzuwägen pp.

(Es fehlt ihm nichts als etwas, was ihm lieb ist im Haus, weil er nicht mehr ausgeht; so ein Ding wärt Ihr. Aber mir fehlt kein Ding wie er.)

Auf dem Heimwege vom Wirthshaus kommt sie dem Frit und seinen Kameraden in den Weg, die sie tüchtig hänseln; im Zorn fordert sie ihn heraus, er und die andern begegnen ihr als einem Mädchen mitleidig verachtend, (da ihm ohne hin niemand stark genug) sie liest ihm die Leviten, was er könne, nichts Gescheites. Er droht ihr, wird vielleicht von ihr abgehalten durch besonnenere Freunde; sie hält's doch auch für besser, sich zu entfernen; er droht ihr nach, (während andere hehen) eine gefährliche Drohung. Vielleicht fragt er sie neckend: Ich suche eine Frau. Willst du meine Frau werden? Oh wenn du doch so eine hättest! pp. Immer mehr geneckt, beweist sie ihm, wie besser er führe; erstlich wegen Erziehung seiner Person, dann wegen übriger Einrichtung seiner Sachen. Bei der Gelegenheit hält sie ihm seine Freude an den unwerten Schmarozern vor, die ihn eben begleiten; wie sie ihn um seiner Kraft willen erheben pp., die Art, wie er sich

von ihnen benutzen und ausziehen läßt, vielleicht einige Beispiele, daß sie ihn dann auslachen und wie sie sodann von ihm reden. Seine Schwächen alle schmerzlos. Endlich, daß, wenn sie noch ärmer und heiraten möchte oder müßte, sie einen nicht haben möchte, der nicht sein eigener Herr und so viel Herren habe, denen er's rechtmachen müsse, als es dumme Jungen gibt. Daß er unnütze Dinge mache, nur um zu zeigen, er sei, wie sie ihn lobten, während sie ihn auslachen. Sie hegen ihn wie einen Hund auf den, der ihnen nicht behagt und er denkt Wunder, was das. So, nu bin ich fertig. So ist's, und damit ist's gut. Die Betroffenen hegen an ihm, wundern sich, was er sich gefallen lasse; darin scheine sie doch recht gehabt zu haben. Denn so was hätt' sich kein Schweinejunge sagen lassen, ohne ihr das Maul zu dreschen. Aber die Kraft der Wahrheit hat ihn so getroffen, ihn (er denkt auch jetzt an das Hegeln), dem kein Mensch etwas Unangenehmes zu sagen das Herz hat, daß er ordentlich innerlich wie ein auseinandergenommenes Uhrwerk vor seinen eigenen Augen liegt und nicht weiß, wie ihm geschieht. Das Hegeln und die Scham gewinnt ihm erst, wie sie fort, wieder ein Stück des alten Zustands und die Drohung ab. Aber es ist ihm die Decke gefallen. Es fällt ihm tausenderlei ein, was er nicht bemerken wollte, was aber nun Belege gibt zu der Heiteretei Predigt. Weil sie, wie sie ihm sagt, sogar seine Hitze und nachherige Neue mißbrauchen und er sich selber nicht recht traut, will er ruhig zu Werke gehn. Er war lang das wilde Wesen satt, aber ihr Lob dafür war er gewohnt und trieb jenes um dieses willen. Von ihnen hängt er noch immer so weit ab, daß er nicht das Herz hat, ihnen offen zu sagen, er wolle sich ändern. Immer zwickt's ihn noch, was sie sagen werden. Und die Heiteretei selbst. Er weiß nicht, ob, was er jetzt macht, nicht ebenso von ihr würde verhöhnt werden. Erinnerung wie vor seiner Großmutter Tod alles so vollständig gewesen und nun fehlt alles; er hat vieles, als notwendig von der Haushälterin verlangt, gekauft, vielleicht dasselbe mehrmal, aber es ist nicht da pp. Er sieht mählich: er ist von allen mißbraucht worden, hat daher nicht den Mut, sich an jemand zu wenden; auch die Mädchen haben ihm geschmeichelt und ihn so benützt; nur die Heiteretei. Komischer Kontrast der inneren Schwäche und Hülfslosigkeit mit seiner äußeren Überkraft. Er braucht innerlich eine Stütze; die sieht er bloß in der Heiteretei. Er ist in seiner gutmütigen Schwäche.

Wie Kinder zanken sie sich; er hält am Schiebkarren und will ihn neckend nicht vorbeilassen.

Der Ton der Erzählung humoristisch.

Die Figuren borniertest, naivest; ihnen ist alles heiliger Ernst, (sie sind voll Selbstgenügens), aber der Poet erzählt die Dinge mit gemüthlicher Ironie, mit drolliger Wichtigkeit, mehr komisches Epos als Idyll.

NB. Seine Entwicklung und Befehrung durch ihr Wort kommt erst, nachdem er von ihr niedergeworfen ist. Sein Benehmen mit dem Schiebkarren muß zu

den Erzählungen, die ihr Angst machen, passen. Der Leser kann sich seine eigene Meinung bilden aus den Tatsachen und den Auslegungen derselben durch die Leute. Seine Gestalt wird geschildert, sein Tun schildert sie selbst; auch sein Alter gegen das seiner jungen Begleiter, die ihn doch schon täuschen.

Die in der Schenke räsonnieren eben über die Weiber. Sie geht darauf ein, traurig tuend. Nach dem vergeblichen Bemühen der Männer. (Sie hat was darauf getan. Ja, sechs Schneider!) Der Schneider bekommt seine Ohrfeige, wie er die sich nach dem Schiebkarren Bückende umfaßt, da sie ihm nun just mundrecht und er schon lang so etwas ausgeführt hätte, war sie ihm nicht zu groß. Sie fort und begegnet dem Frit, da er ihren Schiebkarren aufhält, muß er hören, (und nun hielt sie ihm vor) was ihm den Mund aufsperrt und fahren lassen läßt. Fort geht's. Heim. Schilderung. Kind. Alte. Siege. Andern Tages pp. Nachrichten. Frit sei außer sich. Ein Gerücht um das andere, immer eins ausführlicher und schlimmer. Zufälligkeiten. Aufsuchen dazu. Warnungen (sogar einmal von einem Kinde). Ihr wird's immer gewisser, ängster. Doch kein Mann. Des Schneiders Hohn endlich. Sie rennt den Frit um.

Grimm. Allmählich Verstehn und Erfahrung, weil er aufmerksam. Du wärst glücklich, wenn du so eine hättest wie mich, aber ich möchte dich nicht und wenn pp. Das erste leuchtet ihm ein und scheint ihm die einzige Hülfe; das zweite macht ihn vorsichtig. Aberdies Scham, seine Aenderung zu gestehn, aus Furcht vor dem Lachen über die Ursache. [Einige Zeilen nachträgliche Einfügungen sind nicht zu entziffern.]

Sie sieht ganz im Anfang, wie es Frit geht; er dauert sie; sie möcht's ihm sagen; aber wer weiß, was er dächte! Sie nimmt den Karren wieder auf. Er hat meine Mutter nicht gefreit und will auch mich nicht. Das Mannesvolk denkt gleich pp. An der Werkstatt vorbei, die nicht einmal zu. Sie räumt heimlich auf und schließt. Darauf begegnet sie ihm selbst pp.

Hinweg, sie hat weiter als das Fest. Da hat sie was zu laden, muß der Männer Prahlen hören. Wie sie rückwärts vorbei, sind sie noch da. Da macht sie ihren Spaß. (Sie reden ihr zu Gehör von des Weibes Schwäche. Ohrfeige des Schneiders.)

Weiter findet sie die Unordnung in der Werkstatt, räumt auf. Dabei denkt sie, wie's der Frit haben könnte. Drauf begegnet sie ihm und hält ihm alle seine Fehler vor. [Von einigen weiteren am unteren Rande der Seite zusammengedrängten Zeilen sind nur Bruchstücke lesbar.]

4. [Disposition zur Heiterkeit.]

1. Kap. 1. Szene. Schiebkarrengeschichte, Aeußerung über Hanns. Weite Exposition.
2. Kap. Hanns mit einem moralischen Kagenjammer. Rückblicke. (Abschied kommt

ihm sentimental vor und widert ihn an. (Ins Wirthshaus.) Ein neuer Zustand will sich bilden. Ueberdruß an seinen Kameraden. Aeußerung Heiteretei's über ihn, fährt ihm erst, wo er sich selbst betäuben wollte im alten Sauerteig, in die Nase, weil er die Wahrheit schon fühlt; er kann's nicht los werden und trotzdem, daß er zum Troste es noch schlimmer machen will und deshalb Vorbereitungen getroffen, kommt's nicht zur Ausführung, weil er nüchtern geworden ist. Seine Umkehr. Die alten Wurzeln abgerissen und noch keine neuen getrieben. Das Alte widerwärtig, aber eine Leere. Beobachtung der Rückkehr, die nun auf einmal zeigt, was ihm fehle. Nacht voll Träume.

3. Kap. Heiteretei erfährt Hanns' Zorn und Drohung, weicht ihm aus.

Zuerst ist er wütend über das Wort; je öfter er es überdenkt, desto wahrer scheint es ihm. Wenn er nun wüßte, ob sie's aus guter Meinung für ihn oder nur zum Hohne gesagt hätte. Diese erste Wut und eine Aeußerung derselben ist mit in der Kombination der Leute.

Seine Bemühungen, mit ihr zu reden, aber allein; am besten, sie wär' selber nicht dabei.

Kombination über Hannsens Auflauern, Drohung und Aenderung. Ihr Ausweichen und Glauben an die Kombinationen. Mitleid mit ihr. Sie wirft ihn hin. Verlust. Bange Nacht.

4. Beim Bader, da Gerüchte. Umschlag der Meinung. (Unglück. Sie sieht immer mehr ein, daß ein Weib einen Mann haben muß. Neigung zu Hanns, Sorge um ihn und sein Hauswesen. Trotz gegen außen. Verzweiflungseinfall.)

(Das neue Leben bringt) neue Bedürfnisse. Er ist nun viel zu Haus und da ist's ihm nun einsam; das treibt ihn in die Natur. Eine Frau und Kinder: das kommt wie eine ungeahnte Entdeckung; wie er den Empfang eines Nachbarn sieht (der hat gut ordentlich sein), erkennt er's mit süßem Schrecken. Zunächst, da der Heiteretei Wort an seiner Aenderung schuld, liegt's nah, daß ihre Person mit ins Spiel kommt. (Seine Liederlichkeit meist eine Folge davon, daß er keine Frau hat. Sozusagen aus Langeweile und Ungenügen an seiner Häuslichkeit treibt er alles.)

Nachricht von Hanns' Werbung. Hanns. Das Kind. Hochzeit. Meinung der Kameraden. Schiebkarrengeschichte.

Wenn er am Häuschen pfeift oder sonst, schließt sie zu.

Er fühlt auch, daß ihm sein Verlangen seltsam stehen müsse und er vor dem witzigen Mädchen nicht die beste Figur spielen werde. Hat weder Mutter noch Schwester; mit Frauen weiß er deshalb nicht umzugehen. Ein Geselle macht die Köchin. Bett macht er sich selbst pp. Er entflieht förmlich seiner Stube.

Alles voll Rat und Unwillen und doch tut niemand etwas Zweckmäßiges. Es wird ihr geraten, zu heiraten. (Den ehemaligen Schatz ihrer Schwester, der sie

haben will, wie sie mit dem Kinde dort) oder die Hilfe des Gerichts anzusprechen. Damit sie sagen, ein Weibsen wär' nichts und könnte sich nicht helfen.

5. Entwürfe zum Widerspiel.

In einem Skizzenheft in Hochoktav (Goethe-Schiller-Archiv I 6, S. 11 bis 16, 18—19), das auch Entwürfe zur „Neuen Undine“ u. a. Novellen enthält. Sehr kleine, namentlich bei den Korrekturen und späteren Einfügungen oft schwer zu entziffernde Schrift. Das Ganze ist ebenfalls mit senkrechten Tintenlinien als erledigt durchstrichen.

Aus dem Regen in die Traufe.

Der Held der kleine Schneider aus der Heitererei. Er leidet unter der Tyrannei seiner Mutter. Ein gutes Wesen, das den Schneider liebhat, dem er ein ganz artiger und tüchtiger Bursch erscheint, das ihm seine Renommistereien glaubt (und sich freut wie mannhaft), obgleich es alle Tage sehen kann, wie es mit seinem Mut beschaffen, ihm aber, der übermütig große Anforderungen an eine Frau macht, zu gering ist, namentlich zu klein — ein Knirps — trotzdem daß sie bedeutend länger als er. (Er will alles groß. Daß er klein ist, fällt ihr nicht auf; sie sind miteinander aufgewachsen. Sie vergleicht nicht, eher hätten ihr die großen Männer missfallen.) Die Heitererei gefiel' ihm schon, wenn nicht so arm; aber der Gedanke kommt ihm, diese könnte ihm eine Wehr gegen die Mutter werden. Sie mag ihn nicht; da sagt er sich alle ihre Fehler her und beschließt, sie nicht zu heiraten. Aber der Gedanke, in einer großen kräftigen Frau eine Dämpferin seiner Mutter zu gewinnen, bleibt ihm. Nun ist eine Verwandte elternlos geworden. Er hat den Gedanken, sie zu heiraten und läßt's an seine Mutter bringen, daß diese ihm aufträgt, ihr zu schreiben, sie soll zu ihnen ziehn. Sie hat kein Geld, der Mutter wär' eine solche Frau schon recht für den Sohn. Die Mutter wird gewarnt, das Mädchen sei rasch und stark — das weiß der Sohn eben — aber die Alte, ihrer Kraft bewußt, fürchtet sich nicht. Sie meint sogar, es sei gut, wenn die Schnur ihr nach ihrem Tode den „Jung“ sofort in Ordnung hielte; denn der brauch' es, der Nichtsnuß. Nun kommt sie angezogen. Wie sich die Weiber gegenseitig mit den Augen messen und überzeugt sind „die ist ihr Mann nicht“. (Heirat trotz der Sannel Warnung.) (Nach der Hochzeit die Klauen allmählich heraus.) Da bricht die Kampflust bei der Jungen aus. Gelegenheit (Vorwand) gibt der Jung'; die Junge nimmt ihn in Schutz. Er taucht nun auf und wird übermütig, zettelt allerlei Händel an, wobei die Junge immer mehr die Oberhand gewinnt. (So, daß die Alte zuletzt selbst nicht sie aus dem Hause bringen kann, so zermacht ist sie.) Der Schneider will sie heiraten, trotz des Mädchens, die klüger als er, (aber immer ihn klüger und tüchtiger haltend immer

naiv sich unterordnet) die Folgen voraussieht. Die Junge hat bisher ihren Spasß mit ihm gehabt; er hat sich ihr gegenüber, die ihn für ein Kind achtet, fühlen gelernt; er hat sich sogar zeitweilig etwas herausgenommen gegen sie; sie hat sich's lachend gefallen lassen, und er sagt sogar zu dem Mädchen, die Junge sei ihm zwar nicht ganz recht; er wolle sie sich aber schon ziehn. Das Mädchen, das ihn übersieht, hat ihn dennoch gern; sie ist naiv genug, ihm sogar zu glauben, er werd' es, wie er ihr sagt, wie er's machen werde. (Er ist ein Wilder. Ihr gefällt er so.) Nun aber, da die Alte ruhig ist und keinen Kampf mehr annimmt, hat das Temperament der Jungen nicht mehr genug zu tun; sie macht sich nun über den bisher geschonten und daher übermütigen Schneider her, der schon beginnt, „sie zu ziehn“. Nun lächerliche Situation; die Junge spielt ihm schlimmer mit als die Alte vorher. Mit dieser hat er's durch seinen Übermut auch verborgen; es geht ihm nun von beiden schlecht. In eigenen Sachen mag sie's mit der Jungen nicht aufnehmen.) Die Alte rafft sich wieder einmal zusammen, und der Kampf geht auf neutralem Boden, dem Schneider, vor. (Die Alte befiehlt, die Frau das Gegenteil, wie er's nun machen mag; jede will, daß er nur ihr gehorche; jede fürchtend gehorcht er beiden und wird von beiden gestraft.) In ihm necken, reizen und schlagen sie sich. Er steht nun oft an der Tür und lauscht; er gerät auf der Flucht vor der einen der andern in die Hände; sie lassen ihren Zorn über sich an ihm aus. Er wird sehr gedemütigt; (weint zuweilen laut vor der Sannel) das Mädchen zeigt nun ihre ganze Liebe, die er nun allmählich erkennt. Es sind viele komische Situationen zu erdenken, wie sie ihn versteckt und mit einfältiger List zuweilen in noch schlimmere Lage bringt. Ihr Mitleid und ihre Liebe vom schönsten Wasser. Sie ist bis jetzt unangefochten geblieben, weil ihre Anspruchslosigkeit so groß. Nun wird sie trotzig, um die Gewitter von ihm abzulenken. Noch im Anfang der Peripetie kommt ein Gesell oder dergl., der der Jungen zu gefallen scheint. Da wird der Schneider eifersüchtig und das Mädchen hilft ihm auch hier. Sie hat kein geschlechtlich Bedürfnis; ihre Liebe ohne Neidbeimischung. Gegen sie renommiert er, wie er den Nebenbuhler ablaufen lassen will und die Untreue strafen, die seine erotischen Ausbrüche wie Kindertollheiten lachend erwidert. Es schließt vielleicht damit, daß die Junge den Gesellen heiratet und die Alte, um nicht noch solch eine Schnur zu bekommen, die Leutchen vereint. (Der Gesell will eigentlich die Sannel; da merkt der Schneider erst, daß er sie lieb hat. Sie schlägt ihn aus.)

Wie geknickt daheim, wie aufrecht draußen. Die Ökonomie gibt manchen Vorwand zum Kneipenlaufen und Nichtstun. Die Brücke, wo der Gesell auch, wird eine Freistatt; die Junge, der er gefällt, mag sich nicht vor ihm wild erzeigen, ist, wenn sie Frühstück pp. bringt, hold und süß auch mit dem Schneider, der auch hier gleich wieder in Übermut gerät, um sich vor dem Gesellen zu zeigen, ihr befehlend und mit ihr scherzend, von oben herunter. (Er denkt, er hat gesiegt.) Die Sannel öffnet ihm die Augen und nun wird er eifersüchtig. Die Mutter fürchtet

den Leumund und treibt daher ihre Despotie so heimlich als möglich. Die Junge aber scheut sich vor niemand, (bis die Liebe sie bändigt, jagt sie beide heraus. Nemesis.) Daher siegt sie der Alten ob. Eifersucht des Schneiders; er läßt seinen Haß auf alle Weise gegen den Gesellen aus, wo der nicht dahinterkommen kann, was der Schneider hat. Er droht schrecklich mit Mord und Selbstmord vor der Sannel, die sich darüber ängstet. (weil sie ihm glaubt, er ist hitzig.) Er lernt arbeiten, weil er hinter der Brücke sicher ist; er lernt einsehn, daß nur die Sannel eine Frau für ihn, die einzige, die ihn für einen Mann hält.

Auf dem Nachhausewege von Reid reibt sich der Schmied, um seinen Arger über die Demütigung durch die Heiteretei auszulassen, am Schneider, hält ihm vor, was man von seiner Untertänigkeit daheim sage, er exponiert den Zustand; der will's nicht Wort's haben, versteckt sich hinter die Pietät. Schmied sagt: Ich wüßt' ein Mittel. Wenn ihr eine Frau kriegen könntet wie die Heiteretei. Nun tut er, als hab' er aus Schonung den Karren nicht aufgehoben, dem Mädcl einen Spaß zu machen. Das hat nun auch der Schneider, der nun renommirt, aber von etwas vom Schmied, das wie Herausforderung klingt, eingeschüchtert wird und einwendet, der Schmied habe Frau und Kind. Ja, Eurer Mutter wär' sie immer Manns genug. Ihr solltet werben. Schneider lacht, denkt aber: Ja. Ja, sagt der Schmied, Ihr habt schon einen Schatz. Die Sannel bei Euch im Hause. Wie sie dahingekommen. Die hat ein Aug' auf Euch. Der Schneider: wer nicht? (Ich kann keine brauchen, die man im Bettstroh verlieren kann. Das wär' wunderbar, wenn einmal Mann und Frau [bricht ab]) Wen er alles haben könne, wenn er nur wolle. Die Sannel brav und hübsch. Schneider: aber zu klein. Schmied: Ja, sie wird kaum einen halben Kopf größer sein als Ihr. Dann ist sie ihm auch nicht galant genug; kann nicht repräsentieren. (Was er von einer Frau verlange. Na, wenn Ihr so groß wärt als Eure Ansprüche und Gedanken.) Er bekomme, wie er sei, überall noch eine andere. Sie gehen auseinander. Der Schneider bis an sein Haus trotzig. Da wird er klein. Er kriecht durch ein Loch. Er ist länger ausgeblieben, als seine Mutter erlaubt. Die Sannel hört ihn mit dem leisen Ohr der Liebe. Sie hat die Tür immer leise aufgemacht, damit die Alte, die im Bette, nichts merke. Auf der Bodentreppe setzt sie das Licht versteckt. Der Schneider hat ihr viel vorzurenommieren, was er getan. Sie glaubt es und bewundert ihn. Seine Frau zu sein! das ist schimmernd. Er bringt nun das mit Heiteretei; die ihm zwar in manchen Dingen nicht gefällt. Verstehst du, (aber) so eine Frau muß ich haben. Sie begreift's mit einem Seufzer. Sie will die Gelegenheit machen. Verabredung, was sie der Alten sagen wollen. Jetzt hören sie eine Stimme und reißen beide aus. Die Alte singt, weil sie nicht schlafen kann, ein Lied und spricht scheltend laut mit dem „Jung“. Schneider: (Nun soll einer sagen, er habe nicht Courage und sei nicht mannhaft.) Wenn ich nur wollte, aber das vierte Gebot. Sannel bittet, er soll sich ja nicht fortreißen lassen. Er läßt sich doch beinah; er dringt immer weiter; sie hält ihn beim Schoß. Aber er spricht

immer leise. Jetzt ist's, als stände die Alte auf. Schneider: Sag', ich lieg' im Bett. Versteckt sich hinter einen Backtrog. Mädchen lügt; Alte legt sich wieder; (der Jung' sei wohl erst heimkommen). (Nu, er soll's schon kriegen.) Schneider feierlich: Das vierte Gebot. Darin zeige sich der Mann, daß er sich selbst beherrsche. Beide zu Bett, weitersinnend. Der Schneider vergißt seine Angst vor dem Morgen über der Heiterkeit und seinen Gedanken. Sie malt sich als seine Frau. Aber ich bin ihm zu klein. Ja, wenn ich nur wenigstens im Haus bleiben darf, wenn die Heiterkeit hereinzieht. Sie träumt, sie sei so groß, stark und mutig wie die Heiterkeit und der Schneider heiratet' sie. In seinem Traum ist die Sannel dabei, ja sie muß, es ist ihm, als mache ihm seine Größe erst dann Freude, da er sie in ihrer Bewunderung liest.

Er ist im Herzen wirklich tapfer, aber seine Kräfte halten mit seinem Mute nicht Schritt. (Und wie ich mich vergessen wollt' und hab' mir selber weisgemacht, ich wär' doch einer, da haben die andern Leut' gemeint, ich wär' noch übermütig und haben [bricht ab]) Er ist auch großmütig. Er muß trotz seiner Schwächen kein verächtlicher Kerl sein. Auf einer Seite sogar tragisch, besonders seit er in Sannels Gegenwart von der Jungen die Wahrheit hören muß. (Das tut die Junge, wie sie sich nicht mehr verstellt, da der Gesell die Sannel haben will.) Ach all das ist's ja eben; das närrische Zeug hab' ich ja nur gemacht, um zu vergessen, daß ich so klein und schwach bin. Was kann ich denn dazu. Von Kind an hab' ich's hören müssen, daß ich nicht bin wie ein andrer Mensch. Ich hab's aber vergessen wollen und da ist's noch immer schlimmer geworden. Ich hab's auch gefühlt, aber ich dachte, wenn ich nicht dran denk', denken auch die andern nicht daran. Und eigentlich war mir's nur wohl bei dir; (Der Mutter Zucht hat ihm das Haus zuwider gemacht) allemal hab' ich nur an dich gedacht; deinetwegen wär' ich gern groß und schön gewesen und nun gehst du auch und heiratst einen andern. Sannel: Wer sagt's denn? Nun der Gesell, der ist wie eine Tanne, so wie ihr Weiber die Männer gern habt. Sannel: Ich mag ihn nicht. Ich hab' nie daran gedacht, daß du klein bist und du bist's auch nicht. Und wenn du's bist, so mißfällt mir's nicht. Da mißfallen mir eher die andern Männer, daß sie nicht sind wie du. Auch die Alte hat Schutz von der Sannel gehabt. Der Gesell bringt erst die Junge aus dem Hause. Heiratet er sie in der Gewißheit, sie zu zwingen? Oder sonst. (Die Schlimme hat ihn aber kuriert, auch außerhalb; er hat keine Ursach' mehr zu rodomontieren [?]. Alle Welt weiß es. Verheiratet bleibt er hübsch zu Hause.)

Oder heiratet der Schneider. Ursache: zwei ledige junge Leut' — (sie ist arm); die Alte lacht, aber die Junge — nicht mehr so jung, in den Desperationsjahren und der Schneider (nicht arm) doch besser als gar keiner — (die Junge will nur unter die Haube) hilft dazu, wiewohl sie den Schneider wie ein Kind behandelt. Die Alte lacht erst, aber da das Mädchen fort will, gibt sie's zu. Die Alte ist mit dem Mädchen zufrieden, (taxiert sie wie eine Kuh) sie ist etwas stösig, aber

vor der Alten pakt sie ein, (man muß sie nur gleich bei den Hörnern fassen.) Die Alte ist ihrer Sache gewiß. Nun, sowie sie die Frau, nun tritt ihre wahre Natur täglich mehr hervor, zunächst gegen die Alte, die sie fertig macht; nun gegen den Schneider. (Reden voneinander wie von Kühen in solchen Redensarten.)

Der Schneidergeselle — den Schneider betrachtet sie nicht wie ihren Mann, wenn er schön tun will, heißt sie ihn arbeiten — verändert sie. Sie will nicht so vor ihm erscheinen. Es ärgert sie, daß so ein Ding tun will, als wär' er ein Mannsleut'.

Wie der Gesell um die Sannel wirbt, wird die Frau eifersüchtig und versteckt nun nichts mehr. Die Sannel schlägt ab und der Gesell befreit das Haus von dem Drachen. Nemesis. Wie sie sich hinein geheuchelt, so wird sie nun herausgelockt von dem Gesellen, der den Schneider befreien will. Weil sie meint, der Gesell wird sie heiraten, willigt sie in die Scheidung. Er reißt fort, daheim alles richtig zu machen, und kommt nicht wieder.

Der Geselle: Geh, Kleiner, und frag' deinen Vater, ob er einen Gesellen braucht. Ja, sagte die Meisterin. Sie schämt sich; aber der [bricht ab] deshalb hat er sich erst um die Sannel nicht bemüht, weil sie ihm zugetan war. Dadurch verlor sie ihren Preis. (Er hat sich aber gedacht, sie wird dableiben; sie war ihm so gewiß wie der Ofen. Nun sie fort soll und sie wird doch fort müssen. Daß sie dem Gesellen so wohl gefällt, zeigt ihm erst, daß sie hübsch. Sie sagt: wenn ich im Hause bleiben kann, bleib' ich ledig. — Da hat aber der Gesell noch eine Handhabe mehr, sie zu zwingen.)

Die Mutter sieht nun selber, wie's unter solcher Zucht ist, und läßt's, besonders da die Sannel ihr vorstellt, sie wird ihn dadurch erst wieder in die Wirtshäuser treiben. (Und die Sannel hat auch der Mutter manche Hilfe geleistet. Die sanfte Sannel wird zum Helden für die beider- und zu einem noch „bösem Stück“ (?)) Es tut ihm wohl, daß sie sich um ihn ängstigte.

(Seht Ihr, Mutter, das habt Ihr an mir verdient! Ihr habt mich nicht geehrt [?]. Im vierten Gebot sollte auch stehen: Du sollst d. Sohn [bricht ab] Auch Sannel erfährt einen psychologischen Prozeß. Ihre Bewunderung wird durch seine Geständnisse ruiniert; aber nun zeigt sich ihre Liebe desto größer. (Sie hat ihn lieb, nicht seine Gedanken — eben seine Hüßlosigkeit.)

Trotzdem. — Mitleid. Auch daß der Gesell ein schöner Mensch sei. Das wird ihr durch die Reden klar. Er verspottet den Schneider und sucht ihn vor ihr lächerlich zu machen. Da gibt sie den Korb.

Der Hannes ist kein Heuchler vor der Sannel. Darin besteht eben das Naive seines Charakters. Es ist ihm immer, wie er spricht. Er hat Mut, bis die Gefahr kommt, oder wo er keine sieht. [unleserlicher Satz]

Das weiß der liebe Gott, sagt er selber, siehst du, ich hab' Mut wie einer, ich könnt' einen Berg umreißen, aber wenn ich sie kommen hör'. Und fürcht' mich doch sonst vor keinem Menschen; siehst du, es könnten jetzt hundert kommen; aber

es muß sein, weil sie meine Mutter ist. Das viert' Gebot: — du sollst, betet sie, die Hände unter der Lampe gefaltet.

Wenn die Alte singt und jammert, dann singt die Junge einen Nutscher und lacht; der Schneider zittert.

Des Gefellen Bewerbung zeigt ihm erst, wie hübsch die Sannel ist.

Plastisch. Der Schneider lernt sie an Ort und Stelle kennen. Sie weiß, die Alte sucht eine Frau für ihn. Nun wird's incarminiert [so]. Die Sannel soll helfen, tut's vielleicht oder ist sie hier nicht dazu zu bringen, wenigstens, seit sie sie gesehn.

Erst wie der Schneider früh ankommt. Die Sannel hört oder hat, daß die Alte die Heiteretei leiden kann. Nun Typus solcher absichtlich zufälliger Begegnungen, kürzest — und gehörige Abfertigung. Wie sie mit dem letzten kommt, da war der Schneider aus und beruhigt sich, da er die Junge gesehen hat, schwarzäugig, unterseht. Da ist die Heiteretei eine Rute dagegen oder sieht wenigstens so aus. Sie ist complaisant gegen den Schneider, der bringt's dahin, daß sie zum Kaffee eingeladen wird. Die Alte gewarnt. Wie sie einander messen. Die Junge klug, zeigt sich rasch genug, aber nicht zu rasch. Macht die Alte Proben? Schneider fidel; Sannel warnt instinktmäßig.

Die Sannel macht ihre Sache gar pffiffig.

Der Schneider mag von nichts mehr wissen. Die Heiteretei könnte doch helfen. Sag' nur. Und die Mutter wär's gewiß zufrieden. Sie will so eine Frau für dich. Nun so geh! Aber mach's pffiffig! Er wächst wieder, sodaß, als Sannel bedenklich sagt: Ja, wild ist sie, und ich weiß nicht pp. der Schneider wieder: eben pp. (Denn die Mutter ist nun eine Zeitlang ruhig. Er will sie schon ziehn.)

Die Junge ist ein wildes, eigensinnig rücksichtslos kurzstirnig Wesen. Die kurzgestirnten Küh'. (Sie kann eigentlich die schwarzen Kühe nicht leiden, sie haben alle was vom Gottseibeius.) Die Schwarze angelt ihn vielleicht wie eine Art Melusine am Bache. Mietet sie sich ein, weil sie weiß, Frau Bügel sucht eine solche Frau? Tut erst schön mit ihm, nach ihrer Art wild und sich losreisend. Ihr Naturell besiegt immer ihre Finten. Ihr Gedanke wär' eigentlich gewesen, den Schneider zu kriegen und in eine Einrichtung hineinzuheiraten, so daß sie der Alten sich fügte. Nun kommt der Gesell. Nun gefällt ihr der; sie will aber gewiß gehn, keines fahren lassen. Hat ihr der Schneider die Ehe versprechen müssen. Eher geh' ich nicht hin. Denn hier sitz' ich gut. Vor Gericht wird nun die Verschreibung gelten, denn der Schneider ist mündig. Sie hat nun ihrer Meinung nach die Leute in Händen, behandelt nun alles nach ihrer Art.

Heiteretei schlägt ab. Der Schneider ist bereits gefangen. Trotz Sannels Warnungen; da sie der Alten gefällt beim Besuch, den die Unterendner Wase negotziert, und sie gegen den Schneider fallen läßt, sie habe nichts dagegen, daß [?] schriftliche Heiratsversprechen hat, kommt sie, eher nicht; denn guck', ich kann den guten Dienst nicht um nix aufgeben. Nun erst mild, dann präsentiert sie den Schein, um zu zeigen, die Alte könne sie nicht loswerden. Den Schneider be-

handelt sie nun wie einen Jungen. Sie würde eilen mit dem Dringen in die Hochzeit, aber der Geselle kommt. Sie hat nun eine Zwickmühle.

Den Schneider fürchtet sie nicht. Wenn der Gesell sie nicht nimmt, hat sie immer noch den Schneider, gibt sich aber keinerlei Mühe um den und seine Leute; sie steht auf ihrem Schein, sie sind ihr gewiß.

Nun ist's natürlich, daß der Schneider zwischen die zwei Frauen kommt; durch den Schein, den er ohne ihren Willen gegeben (Die Junge sagt: er ist alt genug. Er ist mündig.), hat er's auch mit ihr verdorben. Deshalb nimmt ihn die Junge erst in Schutz. Ihre Eifersucht auf die Sannel läßt sie dann am Schneider aus, der darin fest bleibt, daß sie nicht fort soll. Die Alte hat Sannels Mutter versprochen und sie ist nicht ohne Vermögen. Die Junge will sie forthaben. Sannel opfert sich für den Schneider zwischen zwei Feuern.

Die Brücke ist ein Schutzort, merkt der Schneider bald, der wieder übermütig wird. Sannel öffnet ihm die Augen; nun wird er außer sich an seiner Ehre. Die Junge will vor dem Gesellen nicht so schlimm erscheinen.

Wie der Gesell nun aber um die Sannel wirbt, da hört diese Ötöne auf. Zugleich tut nun der Schneider einen Blick in sein Herz, daß er die Sannel nicht lassen kann. Wenn sie ihm Ruh schaffen kann durch ihr Gehn, will sie gehn. Aber ihn hat sie lieb. (Er ist ganz vernichtet und gesteht's ein, er sei kein Kerl wie der Gesell. Sannel tröstet ihn.)

Wenn alles flüchtet — der Gesell schläft auswärts. Der Schneider wird bald gewahr: während der Arbeitszeit ist sie vernünftig, nach dem Feierabend geht ihre Arbeit erst los, ohne zu wissen und zu denken warum; denn der Gesell scheint ihm garnicht ein besserer Kerl als er. — Da sagt er zu seiner Mutter: das kommt vom vierten Gebot; das habt ihr um mich verdient. Und ihr seid schuld. Ihr habt mich in die Schenke gejagt. Sie meint, wenn die nur fort, sollt's anders sein, und die Sannel seine Frau.

Der Gesell ist nicht leidenschaftlich, sondern phlegmatisch stark. Er grämt sich nicht, daß er die Sannel nicht kriegen soll; daß die Junge dem Schneider so schlecht mitspielt, ärgert ihn. Er will den Schneidersleuten helfen. Ein Göttinger oder ein Leipziger. Er macht sich an die Junge, aber sie schon versagt. Er kann nicht trauen, solange sie das Papier in den Händen hat. Sie geht übrigens schon mit dem Gedanken, was sie anders machen will an ihm, wie sie ihn beherrschen will, wenn er Lügen von seinen Verhältnissen erzählt. Mit dem will ich schon fertig werden. Sie herrscht schon dort, hat den Onkel verjagt; sie gibt ihm das Papier, weil er sonst nicht trauen kann, abreisend. Er reißt, schickt ihr dann, da's nichts werden könne, das Papier wieder, aber bloß die Unterschrift; sie soll sich das noch einmal pp.

Nun wird sie ausgetrieben.

Also: Wie sie abends allein beisammen, beginnt der Schneider.

Heitererei abgeschlagen, des Schneiders Bekanntschaft. Schilderung.

Die Unt.-Bäse muß negoziieren (nicht als wenn's vom Schneider komme) die Junge zum Kaffee am Sonntag. Warnung. Sie messen sich. Bäse hat's dem Schneider schon gesagt. Die Junge zimpherlich. (Alte wär' es nicht unzufrieden; will's überlegen. Könnte sie in die Probe nehmen.) Sannel warnt. Dennoch weiß die Junge dem Schneider den Schein abzdringen. Eher geht sie nicht. Sie hat keinen Dienst, kann aber einen guten haben, den sie nicht riskieren will. (Auch Heiratsgelegenheiten, die den Schneider erst recht erpicht machen und üppig, da sie ihn guten Partien vorzieht. Sie will in eine Einrichtung hinein und wo sie regieren kann.)

Zieht ein. Szene: Messen sich. Es kommt bald zur Szene. Die Alte will sie fortjagen. Sie präsentiert ihren Schein. Schneider von der Mutter bedroht, von der Jungen geschützt.

Der Schneider geschickt, bekommt viel Arbeit. Ein Geselle, der durch sie angenommen wird gegen die Alte, (der Schneider selbst, weil der Geselle groß. Was fehlt nun noch, große Frau, großer Geselle; noch ein großer Hund.)

Die Junge duldet des Schneiders Zärtlichkeit nur halb, er ist ihr ein Kind. (Sie macht sich auch über ihn.) (Die Mutter dauert der Schneider doch.)

Der Geselle erzählt öfter von seinen Umständen. Die Junge regiert schon im Geiste. Das bewegt sie hauptsächlich. Die Junge ist mild, besonders so lang er da. (Die Mutter mag sich ebenfalls vor dem Gesellen nicht kompromittieren. Beide merken, daß das Andere sich was gefallen läßt.) Schneider triumphiert; meint gegen Sannel, er hat's durchgesetzt. Er fängt an, sie zu ziehn, weil sie nicht widersteht, wird immer kühner gegen sie und triumphierender gegen die Sannel. Die Liebkosungen weist sie aber als dummes Zeug ab, besonders vor dem Gesellen, wo sie fremd tut, besonders wenn er die Hochzeit beeilen will.

Die unbewusste Beobachtung der Eifersucht kommt hinter den Grund. Das Aufschieben. Schneider: Zwar die Leut' sagen, Mädle zieren sich, um erzwungen zu werden, und er will sie zwingen. Nun wird er selbst scharfsichtig, (begreift erst nicht, wie der Gesell ihm vorgezogen werden kann) außer sich vor Eifersucht, will den Gesellen wegschicken. Quod non sagt die Junge.

Sie will eins gewiß haben.

Gesell zeigt Neigung zu Sannel. Die Junge will sie austreiben. Schneider opponiert vergebens. (Sie soll fort. Schneider wird immer heroischer und tragischer.) Er wirbt. Nun legt die Junge die Maske ab. Großes Gericht. (Sannel opfert sich) Alles flüchtet, wie er fort. (Die Junge sagt ihm die Wahrheit, daß man nicht aus Liebe pp. Schneider kommt von der Eifersucht zum Bewußtsein, daß er eigentlich die Sannel liebhat. Sein Geständnis, das ihm bei der Sannel nicht schadet. Ich will fort, damit du Ruhe hast. Nein! Da geh' ich gleich mit.) Seht Ihr, Mutter, aber eigentlich habt Ihr's um mich verdient. Junge will den Gesellen austreiben. Sannel weist ihn ab. Sie sagt, bei Hanns. Aber was

hat denn die Junge für ein Recht? Den Schein. Der Leipziger phlegmatisch: da wollen wir helfen. Der Geselle fängt die Junge. Wenn sie nicht Braut wäre. Erzählt von seinem [bricht ab] (Die Verschreibung wird wohl umzuwerfen sein; aber sie muß mit ihrem eigenen Feuer [?] gekocht werden. Er will sie mit ihrer eigenen List überlisten.)

Der Gesell wirbt; aber er will kein Narr sein wie der Schneider. Er ruht nicht, bis er das Blatt in Händen hat. Er zerreißt's, wie aus Eifersucht. (Oder aber zeigt er ihr, daß sie darauf nichts machen könne? Zu delikät. Er bewiese ihr, nur Schande.) Sie muß sogar aus dem Hause; weil er eifersüchtig, gibt ihr ein anderes Papier, geht fort und kommt nicht wieder oder die Nachricht, daß er geheiratet hat. In dem Scheine verspricht er ihr, binnen sechs Wochen sie zu heiraten oder sowie er wieder zurückkomme. Aber es ist kein Datum. Von heute an in sechs Wochen.

Wenn der Schneider dem Gesellen etwas zu sagen hat, steigt er allemal auf die Brücke, um auf den Gesellen vornehm herabsehen zu können dabei. Einmal, wie er rutscht, fängt ihn der Gesell (phlegmatisch) und setzt ihn mit einer Hand. Ja, Meister, Er wird wieder heruntertorkeln. Gemüthlich. Er hat die Hand bereit, ihn aufzufangen. (Schneider ärgert sich, daß er ihn nicht aus der Fassung bringen kann. Pseud[ant?] zu: Ich beleidige dich hiermit.)

(Melusine.) Der Schneider erzählt, wie er zu der gekommen, was sie ihm gesagt — aufgeschnitten; man hört, wie sie sich beigemacht hat und auch warum, weil seine Mutter eine Frau sucht für ihn. Das so, daß der Leser es merkt, der Schneider nicht. Er wollte sich neben sie setzen; da kein Platz, nimmt sie ihn auf den Schoß oder sie hebt ihn irgendwo hinauf, wo er nicht selber hinklettern kann. Sie ist sehr von ihm eingenommen; läßt sich ihre Liebe merken; beim zweitenmal, wo sie den Schein will, tut sie fremd. Leute hätten's gesehn. Gerede. Schneider glücklich, daß er im Gerede mit der.

Sie hebt ihn auf und läßt sich von ihm am Kinnbacken küssen.

Ein Mädle, schwarze Haar' wie Pferdehaare, wenn sie auch nicht soviel hat als die Heiteretei, so sind sie desto stärker. Wenn die Heiteretei auch größer, desto breiter, da ist die Heiteretei eine Rute dagegen. Wenn die zehn Jahre von unserm L. . . berg? Erdäpfle gegessen hat, ist sie wie die Balthinessin.

Und Hefentlös, das versteht sie aus dem Fundament.

Vielleicht leitet er nun ein und der Erzähler erzählt die Geschichte. Zuweilen er redend dazwischen aufgeführt oder wenigstens am Ende resumiert er den Eindruck und daß er die Base beauftragt. (Die Mutter erkundigt sich dann: wild und stark und desperat; im Alter, wo die alte Jungfer droht. Noch nicht lange da. Die Herrschaft wär' sie gern los, hat nicht das Herz, sie zu schicken, empfiehlt sie deshalb, weil sie denkt, die kommt im Auftrag wegen einer Magd. Aus einem guten Hause.) (Nachbarin warnt.)

Er ist schon manchmal geworfen worden. Ein Richern. Er hin. Ich? pp. Nun

so will ich wieder gehn. Hat gewiß was Liebs. Da hat man gut machen. Ich muß allein sitzen. Das wär' wunderlich. Ja, die Männer sind mir alle nicht recht. Sie beschreibt den Schneider als ihr Ideal. Nu so einer wär' ich. Geh' Er doch; ich dachte gar. Was sie könne; Abstoßen, Anlocken. Sie weiß ordentlich Feuer unter den Schneider zu machen. Zuweilen recht zärtlich. Aber was geht er sie an. Ich bin recht dumm; ich will hinein. Werbung. Ich bin nicht so dumm. Ja ich weiß schon, so machen's die Bursch'! bis man's geglaubt hat, hernachen.

[Das Folgende bis „Nun Krieg“ gestrichen.]

Beschreibung; dann Erzählung; dann weiter Meldung des Schneiders von der Waise, daß die's ausmachen will, wenigst's in Gang bringen.

Waise tut's.

Erkundigung der Mutter. (Warnung; wild, streng, „scharf“. Nachbarin: kurzstirnige Kuh mit quarren Hörnern, müßte sie absagen.) Einladung. Wie hat's denn die Mutter gern? Er muß alles angeben.

(Die Alte erfreut, die Junge rasch und doch bescheiden und respektvoll.)

Zusammenkunft. Sie tut nach des Schneiders Angaben. Nun die Junge verändert gegen den Schneider. Schein. Warnung der Sannel. (Junge weint und sie dauert ihn. Ihre Mühe auch will sie entgelten lassen. Sie behauptet, sie habe der Alten nicht gefallen.) Sie kommt ins Haus. Die Alte tyrannisiert den Schneider nicht mehr aus Gêne, weil ein Fremdes. Aber die Junge geniert sich (allmählich immer weniger) und macht alles anders als beim Besuch. (Die Alte froh, noch eingesehen zu haben.) Die Junge fragt einmal, wenn's werden soll. Die Alte lacht. Die Junge zeigt den Schein auf. Das Kind kann nichts ohne mich. Ist mündig.

Die Alte will den Schneider züchtigen. Die Junge schützt ihn. [Dazu einige unleserliche Randnotizen]

Nun Krieg zwischen den beiden. Der Schneider findet auf der Brücke ein Asyl. (Er ahnt die Ursache nicht, sucht sie im Respekt vor ihm.) Wie seine Zärtlichkeiten aufgenommen werden. Er wird übermütig, fehlt nur ein großer Hund. Aber er lernt arbeiten. Er will die Junge ziehn, macht den Anfang; sie verbittet sich dergleichen, wenn der Gesell dabei. Schneider will bald Hochzeit; (nun macht sie Vorwände. Zuletzt: wenn ihr's gefällt. Sie spaßt mit dem Gesellen, neckt ihn. Der phlegmatisch.) Sannel durchschaut. Schneider will's nicht glauben; er kann einen Nebenbuhler haben? Er wird's gewahr. (Der Schneider kommt allmählich zum Bewußtsein seines Nichts, besonders durch die Schwarze.) Gesell findet Gefallen an der Sannel. Die Junge eifersüchtig. Sie soll fort. Schneider will sie nicht lassen.

Werbung. Er gefällt schon der Sannel und wenn sie aus dem Hause muß. Nun offener [bricht ab]

Sannel sagt dem Schneider.

Der will's erst nicht glauben. So ein talketer Kerl. Sannel: Den kann einer schon liebhaben. Und es ist ihr vielleicht nur um die Häuser.

Dem Schneider ist's nicht recht, er weiß nicht warum, daß die Sannel das sagt, ein Mädchen pp. —

Die Beweise.

Dem Schneider ist's nicht recht, daß sie ihn unruhig gemacht. Er will den Gesellen wegschicken. Sie zeigt die Klauen. Aber er denkt immer, er ist noch was.

Nun wird der Schneider tragisch. Sannel in Angst.

Sein Benehmen gegen den Gesellen. Der: ohne Sorge, so ein Gescheeche, wenn man so ein allerliebsteß Mädchen haben kann.

Schwarze merkt, daß dem Gesellen die Sannel gefällt. Die soll fort. (Wie der Schneider oben steht. Zwist.) Er will sie nicht lassen. Lieber sie fort. Dho. [?] Predigt.

Geselle wirbt. Schneider außer sich. Zwei sind zuviel für so einen. Und wenn er noch stärker.

Geselle soll fort

Ob sie wirklich fort solle? Ja, wenn's nicht anders, den Gesellen nehmen. Der Schneider tragischst. (Nein, dich heirat' ich. Ja, aber mit uns kann doch nichts werden.) Ich blieb' lieber da, aber auch deinetwegen. Ja, du kannst mich nicht leiden. Der Geselle groß und hübsch pp. vide vorn. Darum sollt' ich ihm nichts tun. Sie tröstet. Er ist tapfer, sie weiß es ja, im Herzen.

Vielleicht, da der Geselle fort, könne sie bleiben.

So ist's. Hausarrest.

Nun offenste Tyrannei. Jetzt öfter: Respekt muß sein als sonst; (aber es hilft jetzt nichts. Sie schleppt ihn einmal hinein; seitdem nicht mehr.)

Alle fliehn. Schneider (halb wahnsinnig;) heroisch, schützt die Sannel, die beiträgt.

Sannels Korb. Der Geselle will helfen. Hilft nichts. Der Schein. Muß umzustossen sein, und wenn nicht, in ihrer eigenen Schlinge fangen. Er will's gleich machen. Nun Schneiders und der Mutter Verständigung.

Die Junge kommt selbst und geht triumphierend. Nun Regenbogen.

Was mit dem Gesellen und der Schwarzen wird. Die will sich wieder hereinstehlen; als hätte sie den Schein noch. Der Schneider zerreißt ihn vor ihrem Angesicht. Sie muß fort.

Weiteres.

NB. Der Schneider macht sich los, wie die Alte ihn schlagen will, und rennt hinaus. Sie nach, außen schreit er: Respekt. Sie gibt ihm Zeichen, er soll herein; er bleibt, bis sie bessere Saiten aufzieht. Dazmal soll's gut sein, aber ein andermal. Er verspricht nun. Dann hinein. Denn mit dem Ruf: „Respekt“ hat er einige Gewalt über sie wegen der Leute. Die Schwarze aber ist rasch, (der kann er nicht entfliehn; und sie sagt: ich hol' dich unten oder straf' dich unten; ich fürcht' mich nicht vor den Leuten wie deine Mutter.) Die Situation ist nun die: Die er geheiratet, springt so mit ihm um und verachtet ihn und will die Sannel fortschicken, die er, wie er jetzt erst merkt, lieber hat als jene und (die er) nicht

fortlassen will. Und er hatte in der Sannel (ohne Mühe) die beste und hübscheste Frau gehabt und die einzige, die ihn trotz seiner Kleinheit liebhat und lieber den reichen hübschen Gesellen fahren ließe, wenn sie bei ihm bleiben könnte, und nun hat er mit großer Mühe die schwarze wilde Kage hereingelockt. Die Sannel konnt' er haben ohne Mühe. Und nun er weiß, er kann ohne die Sannel nicht leben, wo er sie heiraten möchte, weil sie ein mannbar Weib, da hat er sich dem Teufel verkauft. Sannel, was du machst, da besinn' dich nur recht. Und für mich gibt's kein Glück mehr, als daß ich in die Kartoffeln geh'. Und da will ich nicht warten, bis ich muß.

Krieg. Die Junge geniert sich nicht mehr vor dem Gesellen. (Der Schneider am übelsten dran; von beiden Seiten, die Junge wirft ihm sein Nichts vor und was sie ihm für eine unverdiente Ehre angetan und daß sie nun aber auch bezahlt sein will. Hochzeit die nächsten Tage. Dann macht sich seine Mutter über ihn her, daß er die hereingeschmuggelt. Er ist ganz mürb. Sannel stellt sich zwischen ihn und seine Mutter and zwischen die Junge und beide.)

Schneider sieht seinen Irrtum ein und daß er die Sannel nicht lassen kann. Die will dem Gesellen einen Korb geben, wenn sie hier bleiben kann.

(Der Schneider muß arbeiten. Die ärmliche Wirtschaft hat sie satt. Sie sieht dabei und faulenz. Sie hat sich mehr Müh' gegeben schon als wert. Um des Haushalts willen wird sie sich nicht den Krampf anarbeiten. Sie wirft's ihm immer vor, daß er sie in das Elend gebracht. Sie plagt den Schneider, gegen die Alte schützt sie ihn aus Haß gegen die.)

Die Junge jagt den Gesellen fort. Die Sannel kann bleiben. (Eifersucht.) Sannel macht den Sündenbock für Mutter und Schneider.)

Alle herausgejagt. Schneider und Mutter gehen in sich; wenn sie die los wären, sollte Sannel. (Die Alte muß auch durch den Jaun kriechen. Sie kampiert die halbe Nacht im Winkel.) Sannel ruft den Gesellen zu Hülfe, der klug scheint. Exponiert ihm alles. Der Gesell in seiner Gutmütigkeit (Phlegma); hätte sie gern gehabt, ergibt sich aber und macht seinen Plan. (Ich weiß gar nicht, ob so ein Ding nicht umzustosen ist. Es müßte wunderbar fast sein, wenn's ein Advokat nicht sollte umstosen können. Aber es braucht das nicht. Wir in Leipzig sind alle Advokaten.) Er lockt ihr den Schein ab, gibt ihr einen andern, sie muß aus des Schneiders Haus — (scheinbar) Motiv: Eifersucht. Sie zieht triumphierend aus. Hochzeit. Ausgang des Handels der Jungen mit dem Gesellen.

(Du bist schuld, wär' ich nur nicht so kaputt, Jung' pp. Hast du mich so betrogen. Und geschieht dir recht. Schneider: Und Euch auch. Wer hat mich denn dazu gebracht? Seht Ihr, es wird einem alles vergolten. Nun müßt Ihr selbst durchkriechen, so wird alles vergolten.)

Seht Ihr, Mutter, da habt Ihr mich gezwungen, durchzukriechen, und wenn Ihr anders gewesen wäret, ich wär' auch anders gewesen. Nu seht Ihr, wie's ist. Selt, Ihr mögt nun auch nicht ins Haus. Gerade just so ist mir's gegangen. Und

je ärger Ihr gewesen seid, desto weniger hab' ich hineingemöcht, und an der Arbeit hab' ich auch die Freud' verloren. Aber ich wollt' doch, es wär' noch so; wenn ich Euch in Euern alten Tagen so dahausen stehen seh', und Ihr seid Euer warm Bett gewohnt, da stößt mich der Bock. Und ich wollt' lieber, Ihr triebt mir den Teufel noch aus. Ach was das für eine schöne Zeit war, wie Ihr mir den Teufel ausgetrieben habt. Aber das wird nicht wieder, solange ich leb'. — (Na, mein Jung', ich hab' s gut gemeint.) Und es sollt' auch nicht wieder werden, Hannelsle. Ich hab' den Teufel austreiben wollen und hab' ihn eingetrieben. Wenn uns Gott davon befreien tät', ich wollt' lebenslang nicht wieder hinauflangen an die Fensterwand. (Ich wollt' nach keiner Frau für dich mehr verlangen, die dich ziehen tät'.) Und du müsstest die Sannel nehmen, die ist brav wie keine pp. Und die Kuh, wo ich im Stall hab', die kenn' ich, aber die erst hinein soll, da weiß ich nicht, was dazu ist. (Junge nämlich. Und da hat die Sannel an alles gedacht. Sie wagt sich einigemal in des Löwen Höhle. Und wird zuletzt so heroisch, daß sie den Teufel wenigstens vom Stalle abhält, wohin sie sich gebettet. Der Schneider hilft ihr. Siehst du, Sannel, an Mut fehlt mir's nicht. Wär' ich nur so stark, wie der Christoffel war. Die Sannel hat den Gedanken, die Heiteretei zu Hülfe zu holen. Ja, aber wegen des Scheins kann sie's nicht. Schneider: Ich hab' mich dem Teufel verschrieben.) Alles Denken als Bei-sich-Selbstsprechen eingekleidet. Und das alles im Charakter.

Daherein bin ich kommen, dachte sie (warum soll ich nicht, und daß ich auch einen Mann dazu möcht', wer kann mir das verdienen.) Ich will keine alte Jungfer werden. Eine Wirtschafft muß ich haben, wo ich Herr bin. Den Onkel will ich schon zurechtbringen. Das muß so und das so. Und ist's nicht, so ist mir das hier im Haus gewiß.

Die Alte verschließt alles, da macht die Junge mit Gewalt auf oder borgt. Ich werd' keinen langen Prozeß machen.

Die Alte schämt sich, so geleimt zu sein, vor dem Spott der ganzen Stadt. Wenn die Junge den Schlosser holen läßt, sagt sie nichts. Die Junge schreibt auf.

Wenn sie nicht dableiben soll, will sie sich wenigstens erst rächen. Sie wirft alles durcheinander, was die Alte aufräumt, läßt die Thür auf und macht sie wieder auf. Sie braucht frische Luft. Wenn die Alte choralt, singt die Junge, die in ihrer Kammer schläft, einen Hopser. Sie ist alles Übriggebliebene, die andern haben nichts.

Der Schneider überhebt sich gegen die Sannel seiner Weisheit und erklärt's für dummes Zeug, daß sie fortollt'; das wär', als wenn die Dea' fortollt' oder der Ofen. Er schreibt doch. Aber sie trägt's nicht hin.

Die Schwarze muß naiv ein Recht zu haben glauben. (Warum habt Ihr Euch nicht vorgesehn.) Es gibt sich kein Mensch Müh' um nix. Ja, Ihr redet von Euerm Häusle, aber nicht von meinem Arger, (daß ich keins hab' gehabt.) (Ob man so arbeitet oder so. Die Kaufleut'.) (Der Schneider wollt' recht stolz

neben ihr hergehn, hat er sich gedacht, macht's auch, obwohl ihm nicht recht wohl. (Vom Regen unter die Traufe?) Er hatte sich's aber doch ganz anders gedacht.)

Nun ist sie Herr im Haus. Wenn die Alte sich aufstun will, redet sie davon, es seien zuviel Leut' im Häusle. Die Sannel aber schickt sie nicht fort, sondern behandelt sie wie eine Magd. Sie schläft nun lang! Sie hat sich genug geplagt und sich's sauer genug werden lassen hereinzukommen, nun will sie's auch genießen. Ein Gesell kommt; die Alte will ihn fortschicken; nun heißt die Junge ihn sich setzen und redet mit ihm; er gefällt ihr. Wenn der Hannes so wär!

Der Gesell etwas phlegmatisch. Seine Mutter hat ihn fortgeschickt, um lebendig zu werden, und das ist er auch geworden. Dann auch, um sich eine Frau zu suchen. Seine Mutter ist aus der Gegend und behauptet, da nur wüchsene tüchtige Weiber auf. (Es gibt hier brave Mädle. Er wählt wohl eine Feste? Eine Sanfte, Guitarre. Die hab' ich auch gespielt pp., aber [bricht ab]) Sie stehn sich sehr gut. Er macht zuweilen einen trockenen Wisz. Die Schwarze nimmt ihn als Gesellen an. Ein Onkel lebt bei uns. Der ist wohl sehr reich? Nein, er lebt von uns und dirigiert. Die Schwarze sagt: Den will ich schon forttriegen. Bin ich da hereinkommen, komm' ich auch weiter. Sie wird nun sehr gut, auch fleißig. Die Alte traut ihr doch nicht.

Schöntun läßt sie sich vom Schneider, der nun wieder übermütig wird. (Großer Gesell, nun noch großer Hund. Er glaubt, sie hat Respekt, und er fängt an, sie zu ziehn; sie behandelt ihn wie ein Kind.) Sie sagt: Ich hab' alles wollen probieren, weil ich auch probiert worden bin. Aber daß sie Brautleute sind, das darf er nicht sagen. Ich schäme mich.

Auch die Alte möchte wieder eingreifen, da sind aber allemal zuviel Leut' im Häusle. Da ist sie wieder still. (Der Gesell will eine Sanfte.) Da läßt sie sich viel vom Schneider gefallen, um recht sanft zu erscheinen. Der Schneider denkt, er hat sie wirklich gezogen, und geht immer weiter.) Sie wird still.

Wegen des Gesellen, das merkt nicht allein die Sannel. Die Schwarze treibt's derb genug. Sie ist der Schneidersleute gewiß. (Wie der Schneider es endlich glauben muß, will er dem Gesellen sagen. Nein, laß sie nur; so wirst du sie los. Die Alte auch. Nun steht er wieder am Kreuzweg. Schwarze und Mutter und Stoß.) (Die Schwarze macht schon ihre Pläne. Je gewisser ihr das scheint, desto besser wird sie im Haus. Der Schneider will's nicht glauben. So ein talketer Kerl. Der muß ihm dreimal eine Nadel aufheben und tut's lachend pp.) Der Gesell sucht Gelegenheit, mit der Sannel zu sein. Die Schwarze bemerkt es. Nun sind zuviel Leut' im Haus. Sannel muß fort.

Der Schneider erschrickt und findet, da wollt' er lieber, die Schwarze ginge.

Gefelle wirbt, wie er das hört. Schneider in Verzweiflung. Wenn sie fort muß, so will sie ihn nehmen, aber sie blieb' lieber da. Der Gefelle meint: solcher Stellgaul [Stallgaul?] und so ein hübsches Mädchen. Das macht dem Schneider die

Augen auf. (Die Schwarze tut ihm auch die Augen über sich [auf]. Er demüthigt sich vor der Sannel, fällt nur manchmal in sein „Ich bin einer, fragt nur die Sannel.“ Ach Gott. Nein, Sannel. Ja, ich weiß allein, was du bist pp. Tröstet ihn schön.) Nun schickt die Schwarze auch den Gesellen fort; die Sannel aber muß bleiben und soll nicht mit ihm reden, das schicke sich nicht für ein sittsames Mädchen.

Nun offne Tyrannei. (Thür und Fenster offen; Lott' ist tot und Tanz, während die Alte einen Choral singt.) Schneider zwischen zwei Feuern. Sannel opfert sich doppelt. Schneider muß sehr arbeiten. Die Alte wird so müth gemacht, daß sie selbst dem Schneider nichts tut.

Einmal müssen sie alle Reißhaus nehmen. Sannel bringt Proviant pp. Betten, Stroh pp.

Schneider und die ganz zermachte Mutter versöhnen sich. Die Sannel begegnet dem Meißener, der da meint, das Ding müsse umzuwerfen sein. Wie er sich darein ergibt, daß ihn die Sannel nicht mag, phlegmatisch, aber gutmüthig helfen will. Er will sie in der eignen Schlinge fangen und tut's. Sagt, wie er's machen will (?) Ganz kurz; bloß — —

Die Schwarze kommt selber heraus. Sie sollen wieder in ihr Häusle. Sie möge garnicht dableiben und habe sie bloß züchtigen wollen, daß sie den Gedanken fassen konnte, sie zu Hannes' Frau haben zu wollen. Sie spricht von ihren Häusern pp. und dem Onkel, den sie abtun will, und läßt sich ihren Koffer von zwei Trägern fortbringen, tut sehr vornehm und spricht sogar etwas Meißnisch.

Der Schneider macht einen Satz.

Na du jemüthliches Mädchen.

Der Geselle macht den Galanten bei der Schwarzen; er hat bald weg, was sie will. Des kleinen Meisters Eifersucht macht ihm Spaß. Sie läßt sich von ihm auf den Schützenhof führen, und der kleine Schneider muß folgen. Er hört allerlei Wiße. Denkt aber, so ein talketer Kerl und ich. Die Sannel tut ihm vollends die Augen auf. (Meister, ich begreiß' Ihn nicht.) Auf das jemüthliche Mädchen hat er's gemünzt. Er beobachtet sie und sagt bei seinem Abgang zum Schneider, er begreife nicht, wie er so ein Gescheeche genommen, da er ein so braves und hübsches Mädchen in der Nähe gehabt, wie er keins gesehn, soweit er gekommen. Neue Eifersucht. Nun kommt die Eifersucht der Schwarzen.

6. Lesarten.

Unserem Abdruck der „Heiteretei“ ist *A* zugrunde gelegt. Da diese Buchausgabe von 1857 *E* gegenüber eine Reihe freilich nicht allzu bedeutender Änderungen aufweist, die offenbar von Ludwig selbst bei der Korrektur des Neudruckes vorgenommen wurden, stellt *A* die Fassung letzter Hand dar. Jedoch wurden einige in *E* zweifellos besser belegte Lesarten übernommen sowie offenkundige Druckfehler, unter Rechenschaftsangabe im Lesarten-

verzeichnis, beseitigt, dagegen stilistische Inkonsequenzen Ludwigs wie die auftretenden Doppelformen „nu“ und „nun“, „hernachen“ und „hernacher“ u. a. beibehalten.

4,6 Strides darauf] Strides. Darauf *E* 29 Rückwege] Rückweg *E* 5,31
 Morgenschmied] Morgenschmied *E* immer so 6,7 Jahre] Jahr *E* 27 zur
 zu *E* 7,31 Drange] Drang *E* 8,19 vorhin] vorhin *A* vorhin *E* 23 Schei-
 tel] Scheiteln *E* 9,15 Morgenschmiedin] Morgenschmiedin *E* immer so
 11,6 heute morgen] heute Morgens *E* 23 nahe] nah *E* 12,4 fühlte er]
 fühlt' er *E* 16,23 ein so] so ein *E* 18,5 dort] fehlt *E* 19,10 Hemden-
 ärmeln] Hemdeärmeln *E* 16 von] fehlt *E* 34 noch] und *E* 20,2 judte]
 judt' *E* 8 (Lehrling)] fehlt *E* 21,18 Scheune] Scheunen *E* 21 Reid]
 Rid' *A* Reid' *E* sonst immer Reider Wittin 22,12 (Kirchweihe)] fehlt *E*
 18 und] bis *A* und *E* 34 Hemde tragen] Hemde tragen *E* 23,11 in dem]
 im *E* 24,32 Gelbschnäbeln] Gelbschnäbeln *E* 25,6 viele] viel *E* 21 nun]
 nu *E* 26 Wucht] Wut *E* 34 in dem] im *E* 26,9 Benedictus] Eras-
 mus *E* Dittes] Aß *E* immer so 28 in] fehlt *E* 29,6 anderes] ander *E*
 30,34 andern] anderen *E* 33,17 Er warf sich klappernd auf eine Bank] Er
 warf seine langen, mageren Beinkleider mit den Unbedeutendheiten, die sie ent-
 hielt, klappernd auf eine Bank *E* 34,31 fünf] vier 32 bemerkte] merkte *E*
 35,7 Getränk] Getränke *E* 36,3 wenn] folgt nochmals wenn *E A* 38,6 nun]
 nu *E* 40,4 seine] seinen *A* seine *E* 42,12 steinerne Christoffel am Rathaus]
 steinerne Hirt an der Mädleschul' *E* 44,25 als] folgt wie *E* 30 hatte]
 hätte *E* 45,32 selig] fehlt *E* 46,15 Huster] Husten *E* 20 waren] war *E*
 48,25 Weiber] Weiher *A E* die Konjektur schien notwendig, da die Form
 weiher für wehe nirgends belegt ist. Freilich will auch Weiber im Munde der
 Annemarie nicht recht passen 27 anß] an das *E* 49,13 Baltineffin
 schwang] dazwischen aber *E* 32 so] fehlt *E* 50,9 Mädlen] Mädeln *A*
 Mädlen *E* letztere Form sonst immer 54,12 feinen] seine *A* feinen *E* die
 Einzahl schien in Rücksicht auf Z. 8 geboten 55,12 Nun?] Wo? *E*
 56,1 hätte] hätt' *E* 57,10 gegangen] gangen *E* 13 Mordmädle] Mord-
 mable *E*; vgl. 168,21; 169,7; 169,9 u. ö. 58,13 sagte] sagt *E* 60,13 keine]
 kein *E* 61,6 erschrocken] vorher wie *E* 17 Aus seinem Lachen Klang schlecht
 verhehlte Wut] Sein Lachen Klang wie aus schlecht verhehlter Wut *E* 26 sehr]
 fehlt *E* 62,33 sagte] sagt *E* saß] sitzt *E* 63,23 Eßschrant] Eßschrant *A*
 Eßschrant *E* 31 teuern] teuren *E* 64,2 kenntest] kännst' *E* 7 wie der
 Friß selber] wie selber Friß *E* 65,15 Gevatterin] Gevattern *E* 66,1 wie]
 als *E* 27 am] an dem *E* 67,32 er] der 69,7 sagte] meinte *E* 31 den]
 ihren *E* 70,9 Statur] Natur *E* 71,14 den] fehlt *E* 19 fragend] so *E*
 fehlt *A* 22 dastehen müßte] werde dastehen müssen *E* 72,18 umgegangen]
 umgangen *E* 74,20 wäre] wär' *E* Feld] Felde *E* 75,19 ganze] ganz *E*
 21 Abschiedsgarn] Abschiedsgarne *E* 22 gelehten] gelehtete *E* 77,28 ja]

folgt auch *E* 78,3 könnte] könne *E* 79,19 dem] den *E* 23 flect] flecte *E* 80,26 die Heiteretei] sie *E* 81,22 und immer] so *E* und fehlt *A* 82,1 verbogenen] verborgenen *E* [schnellen] schnellen *E* 7 sagt] sagte *A* sagt *E* 10 mehre] mehrere *E* erstere Form aber auch immer in den Jugenderzählungen Ludwigs 28 wart] wär't *E* 83,16 sehen] seh'n *E* 85,11 dunkeln] dunklen *E* 24 würde] würd' *E* 86,11 mehr] fehlt *E* 28 Steg] Weg *E* 87,5 Ausgangspunkt] Ausgangspunkte *E* 27 Verleichen] Verlaichen *E* 89,28 sagte] sagt *E* 90,3 fein] folgt buschiges *E* 14 hereinbefördert] hereingefördert *E* 21 mehre] mehrere *E* 91,2 Türe] Tür *E* 92,14 sich selber mit Stuhlbeinen schlug] mit Stuhlbeinen geschlagen wurde *E* 93,12 Tabatrauches] Tabakrauchs *E* 16 hierher] hieher *E* 26 erstmal] ersten Male *E* 95,14 wechselfelne] wechsfeler *E* 99,12 Klange] Klang *E* 101,12 und] folgt sich *E* 103,21 freuen.] folgt Und hernach liefen wir auch in den Garten hinaus und jagten uns wieder, wie da wir noch klein sind gewest. Da bin ich auch mit niemand gangen als mit der Heiteretei. Denn eins hat immer gewußt, was das ander' hat gewollt und war auch gleich dabei und hat's mitgemacht *E* 22 Gedanken] Erinnerungen *E* 34 schlimmen Plänen] schlimme Plane *E* 104,13 Tichterle] Dichterle *E* immer so, die Orthographie dieses Wortes erörtert Ludwig in einem Brief an Ambrunn (Enkel)] fehlt *E* 18 wen'gstens] wenigstens *E* 22 wollten reden] reden wollten *E* 29 Würzle] Würzele *E* 105,5 (Großvater)] fehlt *E* 106,32 ich] er *E* 107,10 fein Selbstgespräch in einem Tone] in einem Tone sein Selbstgespräch *E* 19 anderem] andern 108,28 würde] wurde *E* 109,9 nahe] nah *E* 110,2 Wesenkerns] Wesenkernes *E* 13 Zwielfichts] Zwielfichtes *E* 23 Steg] Stege *E* 111,24 Arm] folgt her *E* 27 sehn kommen daher] daher sehn kommen *E* 112,6 dunkle] dunkel *E* 113,20 dieß] *E A* aber auffällig, da unmotiviert 114,2 ihr nicht] dazwischen eigentlich *E* 12 bis] vorher als *E* 34 endeten] redeten *E* 115,16 auch er] er auch *E* 116,21 öffnet das Fenster] macht das Fenster auf *E* 23 andern] anderen *E* 117,6 Tode] Tod *E* 20 sich] sie *E* 23 Tor] Tore *E* 118,23 verdecken] verdeckten *A* verdecken *E* 31 Innerlich] vorher Zimmer *E* 119,28 andern] anderen *E* 29 griff] hineingriff *E* 122,14 man] man's *E* 123,2 Männern] Mannen *E* ebenso 123,23; 128,26 12 gerennt] gerannt *E A* vgl. aber 124,34; 128,4 u. a. 125,16 ich's dir selber] ich dir's selber *E* 126,17 Baltinessin-*Ev'*] Baltinessen-*Ev'* *E* u. *A* so noch einigemale, aber nach der weit überwiegenden Zahl der Formen mit *i* zu ändern 128,20 andrer] anderer *E* 129,1 desperat] desparat *A* 24 so] zu *E* 130,8 selber] selbst *E* 131,30 gekommen ist] ist gekommen *E* 132,6 Milde] Welt *E* 137,8 Bericht] Berichte *E* 138,24 sonst zu] zu sonst *E* 139,21 ein] *E A* nur verständlich, wenn Gewissen im Sinne von Mitwisserschaft steht, doch bleibt fraglich, ob nicht ein Druckfehler für kein anzunehmen ist 142,33 schon] fehlt *E* 143,18 Jorns] Jornes *E* 22 aufstöhnte] ausstöhnte *A* aufstöhnte *E*

150,1 Spinnweb[e] Spinnweb E 151,2 Bett] Bette E 26 an richtigem] am richtigen E 152,17 Meister] Meisters E 153,5 wär] folgt noch E 12 ein] einen E 156,20 Euch] auch E 29 Schritte] Schritt E 157,28 sie] sich E 30 zuliebe] lieb E 32 Respekt] Respekte E 161,3 andern] anderen E 163,12 bliebe] blieb E 164,6 ein] zwei E 166,34 denn] dann E 167,21 'Ev!'] 'Ei! E 169,2 Wege] Weg E 170,4 liebe] lieb' E 14 weitem] weiteren E 171,7 ihre] E A wurde unter Beziehung auf Stelle beibehalten, obwohl man eher seine erwartet 172,23 hundert] sechs E 175,6 wenigstens] wenigstens E 14 noch] fehlt E 182,4 Haus] folgt Wie wir noch Kinder sind gewest, da bin ich auch immer sein Kamerad gewest. Die andern Jungen, die haben ihn immer im Stich gelassen und sind ihm nicht wild genug gewest; ich bin mit ihm auf die höchsten Bäum' geklettert. Ob er wohl noch dran denkt? 5 sie] folgt zurück 25 seliger] selig E 183,12 ansieht!] folgt Wie aus der Kinderzeit, wo sie immer zusammen hielten E 184,4 außsehen] außsehn E 22 deinem] dein'm E 26 andere] andre E 185,11 wär's] wär' es E 186,9 sagt] sagte A sagt E; ebenso 17 187,25 hernachen auch] fehlt auch E 189,7 die Großmutter] das Fräle E so immer in der fortlaufenden Erzählung, dagegen Fräle beibehalten in direkter Rede 25 soll] sollt' E 190,7 Kniee] Knie A 191,6 Entels] Frispe E 25 die Alte] das Fräle E 34 gegangen] gangen E 194,31 hat gebrochen] gebrochen hat E 195,10 Rede] Reden E 16 der Alten] dem Fräle E 24 Friß] Frispe E 196,10 die Alte] das Fräle E 197,1 selber] fehlt E 34 andern] anderen E 199,18 ihrer natürlichen Gutmütigkeit gewesen] des fühlen Wohlgefallens gewesen, welches sie noch aus der Kinderzeit her für ihn behalten E 200,20 würde] würd' E 201,30 spaße] spaßte A spaße E 202,1 das] das das E 203,4 Worte] Wort' E 27 gewesen war] fehlt war E 210,6 fünf] zehn E 211,24 ich sag'] A E doch scheint dahinter etwas ausgefallen zu sein, etwa laß das 213,10 wollte] wollt' E 214,12 gefragt] gesagt E 32 kürzeste] kürzest' E 215,34 die Stimme ist] die letzte ist E 216,23 entgegnet] entgegnete E A doch ist nach Analogie der umgebenden Präsensformen das Präteritum zu beseitigen 216,31 lacht] lachte E A; vgl. 216,23 217,9 sollst] sollst' E A jedoch Konjunktiv nach Analogie des folgenden könntst 11 brauchst] brauchst E A; vgl. 217,9 28 sollst] sollst' E A; vgl. 217,9 218,22 entgegnet] entgegnete A entgegnet E 219,21 wär'] wäre E 222,5 der] E A wohl kaum irrtümlich statt die 223,14 liebt] lieb' E 226,10 derselben] fehlt A steht in E 227,2 Ru] Run E 17 andern] anderen E 228,12 Unterredungen] Unterredung A Unterredungen E 229,17 eigne] eigene E 230,24 Kopfe] Kopf E 231,2 er] folgt hat E 29 den Sperlingen] dem Sperlinge E 235,24 Ringkämpfe] Ringkampf E 236,16 Zutritt] Zutrittes E 24 andrer] anderer E 237,10 andern] anderen 31 schrie] folgt nun E 238,34 dem] deinem A dem E 239,3 vor] von E

11 tranken] tränkten *E* 240,6 wagrecht] wagerecht *E* 7 Firſt] Forſt *A*
 auffällig ist allerdings, dass auch „Erbförster“ III 5 im Erstdruck Forſt statt
 Firſt aufweist 30 da] fehlt *A* 34 halbwegs] halben Wegs *E* 242,7 waß
 du biſt] daß du biſt *E* 23 geben ſolltet] ſolltet geben *E* 243,11 Darum]
 Dazu *E* 244,30 Bett] Bette *E* 245,24 war] ward *E* 250,9 hört] hörte *A*
 hört *E* 28 Abels] Ableß *E*

Der Abdruck des Widerspiels „Aus dem Regen in die Traufe“ folgt dem ein-
 zigen zu Ludwigs Lebzeiten erschienenen Druck, der Buchausgabe von
 1857 [*E*]. Doch wurde an folgenden Stellen, die augenscheinlich durch
 Druckfehler entstellt sind, davon abgegangen: 257,9 hinwegzutun] hinweg-
 getan *E* 260,24 er] Er *E* da der Schmied den Schneider mit „Ihr“ anredet,
 kann das er nicht Anrede sein, sondern ist auf Respekt zu beziehen 294,15
 ſagſt'ſ] ſagſt'ß *E* aber nach Analogie von könntſt Z. 20 zu ändern 317,24
 die Kaß' mit der Mauß] die Mauß mit der Kaß *E* 318,13 gewußt] gewißt *E*
 324,9 Waſe] fehlt *E*

Inhalt

	Seite
Einleitung	VII
Die Heiteretei	I
Aus dem Regen in die Traufe	253
Handschriften und Drucke	331
Entwürfe zur Heiteretei	332
Entwürfe zum Widerspiel	349
Lesarten	363

166510
166510 LG.
L948CM

Author Ludwig, Otto

Title Sämtliche Werke. Vol. 2

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

